

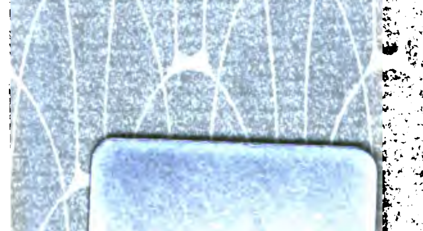
AUS DER BIBLIO-THEK

HIPPOCRATES

DES DR OTTO MANKIEWICZ

№

OTTO. 1900



H. Heine's

sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Einundzwanzigster Band.

Briefe. Dritter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

Briefe

von

Heinrich Heine.

Dritter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

Inhalt.

Briefe.

1836—1843.

Briefe.

(1836—1843.)

---

1. An Julius Campe.

Paris, den 12. Januar 1836.

Liebster Campe!

Ihre Briefe, sowohl den ersten, welchen Sie ans Hôtel d'Espagne adressiert, als den zweiten, welchen Sie rue Traversière adressiert, habe ich richtig erhalten. Ich wohne jetzt weder hier, noch dort; nur auf einige Tage war ich rue Traversière abgestiegen, bis mein neues Appartement fertig wurde. Dieses ist prächtig und wollüstig angenehm, so dass ich jetzt warm und wollig sitze. Es ist: Cité Bergère No. 3, welche Adresse Sie gefälligst auf Ihre Briefe setzen wollen.

Meine Bücher, die Exemplare der „Romantischen Schule", habe ich jetzt erhalten, und ich überlasse Ihrer Imagination, sich die Gefühle vorzustellen, die mir die Verstümmelungen darin erregten. Ihre Entschuldigung, dass das Buch dem Censor in die Hände kam, zu einer Zeit, als die Denunciationen

des Stuttgarter „Literaturblattes" die Behörden in Alarm setzten, ist gewiss triftig. Ich habe desshalb keine öffentliche Anzeige darüber gemacht, welches doch nöthig wäre, da meine Feinde glauben, ich selbst hätte im Buche die scharfen Stellen ausgemerzt.

Ich überlasse diese Ankündigung Ihnen selbst, lieber Campe, und habe dabei noch einen Nebenzweck. Es wird dadurch Menzeln ein Schabernack gespielt, indem das Gehässige seiner Denunciationen recht hervortritt, wenn Sie eine Anzeige machen, worin Sie melden, dass Sie nicht geglaubt hätten, dass mein Buch einer schweren Censur unterliegen würde, dass Sie mir Hoffnung gemacht, mein Werk unverkürzt drucken zu dürfen, dass Sie aber nicht voraussehen konnten, dass Denunciationen, wie die Menzel'schen, in einem Augenblick erscheinen würden, wo mein Buch in Händen eines Censors war. Wenn Sie sagen könnten, dass der Censor, um seine Strenge zu entschuldigen, auf das erwähnte „Literaturblatt" Sie verwiesen, so können Sie die Sache noch eklatanter machen. Sie müssen sagen, dass Sie es Ihrem Freunde, mir, schuldig zu sein glauben, mich des Verdachtes feiger Koncessionen zu entheben. (Auch aus Unglücken muss man Vortheil zu ziehen suchen.)

Über den Artikel der „Nüremberger Zeitung," wonach meine Schriften in Preußen, nebst denen des

übrigen „jungen Deutschland", verboten seien*), weiß ich Ihnen heute noch Nichts zu sagen. Ich erwarte

*) Die oben erwähnte Zeitung theilte zuerst in Nachstehendem den Inhalt des von der deutschen Bundesversammlung am 10. December 1835 gefassten Beschlusses mit: „Nachdem sich in Deutschland in neuerer Zeit, und zuletzt unter der Benennung „Das junge Deutschland" oder „Die junge Literatur" eine literarische Schule gebildet hat, deren Bemühungen unverhohlen dahin gehen, in belletristischen, für alle Klassen zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die frecheste Weise anzugreifen, die bestehenden socialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören: so hat die deutsche Bundesversammlung — in Erwägung, dass es dringend nothwendig sei, diesen verderblichen, die Grundpfeiler aller gesetzlichen Ordnung untergrabenden Bestrebungen durch Zusammenwirken aller Bundesregierungen sofort Einhalt zu thun, und unbeschadet weiterer, vom Bunde oder von den einzelnen Regierungen zur Erreichung des Zweckes nach Umständen zu ergreifender Maßregeln — sich zu nachstehenden Bestimmungen vereinigt: 1) Sämmtliche deutsche Regierungen übernehmen die Verpflichtung, gegen die Verfasser, Verleger, Drucker und Verbreiter der Schriften aus der unter der Bezeichnung „Das junge Deutschland" oder „Die junge Literatur" bekannten literarischen Schule, zu welcher namentlich Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Theodor Mundt gehören, die Straf- und Polizeigesetze ihres Landes, so wie die gegen den Missbrauch der Presse bestehenden Vorschriften, nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen, auch die Verbreitung dieser Schriften, sei es durch den Buchhandel, durch Leihbibliotheken, oder auf sonstige Weise, mit allen ihnen gesetzlich zu Gebote

von Ihnen hierüber nähere Bestätigung und Aufschlüsse. Ich denke, auch Sie lassen sich nicht so leicht einschüchtern. Die ganze Verfolgung des „Jungen Deutschlands" nehme ich nicht so wichtig. Sie werden sehen: viel Geschrei und wenig Wolle. Sollte ich wirklich auf eine Proskriptionsliste gestellt sein, so glaube ich, daſs man nur Demarchen von meiner Seite verlangt, um mich davon zu lösen. Es ist nur auf Demüthigungen abgesehen. Das Unerhörte, das Verbot von Büchern, die noch nicht geschrieben sind, darf Preußen nicht wagen, zu dem öffentlichen Unwillen käme da noch das Ridikül. Ich lasse mich nicht verblüffen und bin der Meinung: je keckere Stirne man bietet, je leichter lassen sich die Leute

---

stehenden Mitteln zu verhindern. 2) Die Buchhändler werden hinsichtlich des Verlags und Vertriebs der oben erwähnten Schriften durch die Regierungen in angemessener Weise verwarnt, und es wird ihnen gegenwärtig gehalten werden, wie sehr es in ihrem wohlverstandenen eigenen Interesse liege, die Maßregeln der Regierungen gegen die zerstörende Tendenz jener literarischen Erzeugnisse auch ihrerseits, mit Rücksicht auf den von ihnen in Anspruch genommenen Schutz des Bundes, wirksam zu unterstützen. 3) Die Regierung der freien Stadt Hamburg wird aufgefordert, in dieser Beziehung insbesondere der Hoffmann und Campe'schen Buchhandlung in Hamburg, welche vorzugsweise Schriften obiger Art in Verlag und Vertrieb hat, die geeignete Verwarnung zugehen zu lassen."

behandeln. Angst ist bei Gefahren das Gefährlichste. Im Bewusstsein, seit vier Jahren Nichts gegen die Regierungen geschrieben zu haben, mich, wie es notorisch ist, von dem Jakobinismus geschieden zu haben, kurz bei gutem loyalen und royalen Gewissen, wie ich bin, werde ich nicht so feige sein, die jungen Leute, die politisch unschuldig sind, zu desavouieren, und ich habe im Gegentheil gleich eine Erklärung nach der „Allgemeinen Zeitung" geschickt (die vielleicht schon gedruckt ist), worin ich erkläre, dass ich gar keinen Anstand genommen hätte, an der „Deutschen Revue" mitzuarbeiten*). — Spaßhaft genug ist es, dass ohne die letzten Vorfälle ich mir nie in den Sinn kommen lassen, an irgend einer solchen Zeitschrift zu arbeiten; auch habe ich bis auf diese Stunde weder an Gutzkow, noch an Wienbarg irgend eine Silbe auf ihre Zuschrift geantwortet. (Ich habe wichtigere Dinge im Kopfe.) Wo ist jetzt Wienbarg? Geben Sie mir seine Adresse.

Sollte die preußische Regierung sich wirklich zu

*) Der Abdruck jener Erklärung Heine's ward beanstandet. Einer redaktionellen Andeutung zufolge (Außerordentliche Beilage zu Nr. 25 der „Allgemeinen Zeitung" vom 25. Januar 1836), sprach sich Heine darin für jenes projektierte literarische Unternehmen aus, das „von der Jugend denunciert, von der Polizei unterdrückt worden" sei.



jenem proskribierenden Wahnsinn verleiten lassen, so glaube ich weit leichter, als irgend Jemand, ihre Dekrete eludiëren zu können; ich glaube ausgezeichnet genug zu schreiben, dass ich nöthigenfalls meinen Namen vom Titelblatte fortlassen dürfte. Auf jeden Fall aber werde ich in meinem nächsten Buche gar Nichts geben, was politisch oder religiös missfällig sein könnte, und ich richte es danach ein, dass ein Censor auch kein einziges Wort daran streichen kann. Dieses giebt mir nun freilich neue Arbeit, und einen großen Theil fertigen Manuskriptes muss ich zur Seite legen. Da ich, wie Sie wissen, hier nur wenige Blätter zu Gesicht bekomme, so bitte ich Sie, mich über Alles, was dort in Beziehung auf mich gedruckt wird, au courant zu halten.

Und nun leben Sie wohl, und lasst uns in schwierigen Zeiten eben so viel Gelassenheit zeigen, wie bei unseren Gegnern stürmische Wuth zum Vorschein kömmt. — Ich befinde mich gesünder und heiterer als jemals, und genieße mit vollsaugender Seele alle Süßigkeiten dieser Lustsaison. Dank den ewigen Göttern!

Ihr Freund

H. Heine.

---

2. An die hohe Bundesversammlung.

Mit tiefer Betrübnis erfüllt mich der Beschluss, den Sie in Ihrer 31sten Sitzung von 1835 gefasst haben. Ich gestehe Ihnen, meine Herren*), zu dieser Betrübnis gesellt sich auch die höchste Verwunderung. Sie haben mich angeklagt, gerichtet und verurtheilt, ohne dass Sie mich weder mündlich, noch schriftlich vernommen, ohne dass Jemand mit meiner Vertheidigung beauftragt worden, ohne dass irgend eine Ladung an mich ergangen. So handelte nicht in ähnlichen Fällen das heilige römische Reich, an dessen Stelle der deutsche Bund getreten ist; Doktor Martin Luther, glorreichen Andenkens, durfte, versehen mit freiem Geleite, vor dem Reichstage erscheinen, und sich frei und öffentlich gegen alle Anklagen vertheidigen. Fern ist von mir die Anmaßung, mich mit dem hochtheuren Manne zu vergleichen, der uns die Denkfreiheit in religiösen Dingen erkämpft hat; aber der Schüler beruft sich gern auf das Beispiel des Meisters. Wenn Sie, meine Herren, mir nicht freies Geleit bewilligen wollen, mich vor Ihnen in Person

*) „Messeigneurs" in der von Heine veranstalteten französischen Übersetzung, welche im Journal des Débats vom 30. Januar 1836 erschien.



zu vertheidigen, so bewilligen Sie mir wenigstens freies Wort in der deutschen Druckwelt und nehmen Sie das Interdikt zurück, welches Sie gegen Alles, was ich schreibe, verhängt haben. Diese Worte sind keine Protestation, sondern nur eine Bitte. Wenn ich mich gegen Etwas verwahre, so ist es allenfalls gegen die Meinung des Publikums, welches mein erzwungenes Stillschweigen für ein Eingeständnis strafwürdiger Tendenzen oder gar für ein Verleugnen meiner Schriften ansehen könnte. So bald mir das freie Wort vergönnt ist, hoffe ich bündigst zu erweisen, daſs meine Schriften nicht aus irreligiöser und unmoralischer Laune, sondern aus einer wahrhaft religiösen und moralischen Synthese hervorgegangen sind, einer Synthese, welcher nicht bloß eine neue literarische Schule, benamset das junge Deutschland, sondern unsere gefeiertsten Schriftsteller, sowohl Dichter als Philosophen, seit langer Zeit gehuldigt haben. Wie aber auch, meine Herren, Ihre Entscheidung über meine Bitte ausfalle, so sein Sie doch überzeugt, daſs ich immer den Gesetzen meines Vaterlandes gehorchen werde. Der Zufall, daſs ich mich außer dem Bereich Ihrer Macht befinde, wird mich nie verleiten, die Sprache des Haders zu führen; ich ehre in Ihnen die höchsten Autoritäten einer geliebten Heimat. Die persönliche

Sicherheit, die mir der Aufenthalt im Auslande gewährt, erlaubt mir glücklicherweise, ohne Besorgnis vor Missdeutung Ihnen, meine Herren, in geziemender Unterthänigkeit die Versicherung meiner tiefsten Ehrfurcht darzubringen.

Paris, Cité Bergère Nr. 3, den 28. Januar 1836.

Heinrich Heine,
beider Rechte Doktor.

3. An Julius Campe.

Paris, den 4. Februar 1836.

Liebster Campe!

Ihren letzten Brief, worin Sie mir die Bundestagsbravaden mittheilten, habe ich richtig erhalten und bin sehr froh, dass Sie Dergleichen mit unverblüffter Stirn entgegen genommen. Das Ganze dünkt mir ein Schreckschuss zu sein. Auf jeden Fall aber habe ich es für nöthig gehalten, die alten Perücken ein bischen zu streicheln, und mein kindlich syruplich submisser Brief wird wohl eine gute Wirkung hervorgebracht haben. Der Bundestag wird gerührt sein. Jeder behandelt ihn wie einen Hund, und da wird ihm meine Höflichkeit, meine feine Behandlung um so wohler thun. „Messeigneurs!“

„Vos Seigneuries!“ Das ist ihm noch nicht geboten worden! „Seht,“ wird er sagen, „da ist einmal ein Mensch, welcher menschlich fühlt, welcher uns nicht wie einen Hund behandelt! Und diesen edlen Menschen haben wir verfolgen wollen! haben wir für irreligiös, für unmoralisch erklärt!“ — Und sechsunddreißig Taschentücher werden von bundestäglichen Thränen benetzt werden.

Preußen scheint ebenfalls zur Besinnung zu kommen, und der Repräsentant der Intelligenz sieht wohl schon ein, wie das Verbieten zukünftiger Bücher aufs lächerlichste blamiert. Aber auch hier soll mildest nachgewirkt werden, und ich hoffe, zwar keinen Adlerorden, aber doch vernünftige Einsicht von Berlin zu erlangen.

Es bleibt nun übrig, ein Buch herauszugeben, welches höchst interessant und liebenswürdig sei, ohne weder die Politik noch die Religion zu berühren. Dieses Buch ist im Manuskript bereit, wenigstens bis auf eine kleine Abschreiberei, und ich hatte die Absicht, dasselbe unter dem Titel: „Salon, dritter Theil“ herauszugeben, um die vorhergehenden Bände etwas zu poussieren. Werden Sie dieses Buch jetzt drucken können, mit meinem Namen drucken können? Sind Sie der Meinung, daſs der harmlose Inhalt das Buch schützt vor der Ausführung

des bundestäglichen Interdikts und der preußischen Polizeiordonanz? Oder wagen Sie es nicht, meinen Namen auf das Titelblatt zu setzen? Wollen Sie das Buch kurzweg „Salon, dritter Band" nennen?

Ich glaube, es wäre sogar sehr klug, für folgende Publikationen, dem Publiko zu zeigen, dass die Drohnisse nicht in Anwendung kommen, und dann kann man später auch etwas Gepfeffertes unter eigenem Autornamen drucken. Thut man es jetzt nicht, so ist es später vielleicht unmöglich. Einen neuen Namen annehmen, hat auch sein Missliches, ist eine demüthigende Koncession; für diesen Fall müsste ich den Namen meiner Mutter annehmen, und da derselbe etwas vornehmer klingt, könnte man mich bitter missverstehen. Hierüber erwarte ich umgehend Antwort. Ich glaube, Julius Campe giebt der Welt das Schauspiel, ein Buch mit meinem Namen herauszugeben, als ob gar Nichts passiert sei. Aufschieben die Herausgabe, ist auch nicht räthlich; ich glaube, das Publikum erwartet eben jetzt ein Buch von mir und freut sich, wenn wir uns nicht banghosig ducken. — Ich bin mit meinem Buche zufrieden, obgleich durch das Ausmerzen des Politischen und Religiösen Viel verloren ging.

Ihr Freund

H. Heine.

4. An Julius Campe.

Paris, den 8. März 1836.

Eine Sündfluth von Beschäftigungen, liebster Campe, verhindert mich, Ihren Brief vom 14. Februar umständlich zu beantworten. Daher für heute das Nöthigste.

Ich habe Ihnen ein Packet geschickt, dessen Inhalt Sie jetzt gewiss schon gelesen haben. Es ist das Manuskript des Buchs, welches jetzt erscheinen soll. Ich will, Ihrem Verlangen gemäß, diesem Buche einen besondern Titel geben. Wie gefällt Ihnen der Titel: „Das stille Buch"? Gefällt Ihnen dieser Titel nicht, so können Sie das Buch „Märchen" titulieren. Es besteht aus drei Partien:

1) Elementargeister, welches eine freie Bearbeitung eines Stückes meiner „Allemagne"; alles Politische und Antireligiöse ist ausgemerzt, und das Ganze nimmt stoffartiges Interesse in Anspruch.

2) Erste Nacht der „Florentinischen Nächte", worin Sie sehen, dass ich die drei Thürme*) nicht vergesse.

3) Zweite florentinische Nacht.

---

*) Wappen der Stadt Hamburg.

Das Buch muſs so reichlich als möglich gedruckt werden, damit es über 20 Bogen giebt; glauben Sie nicht, daſs das Manuſkript über 20 Bogen giebt, so sagen Sie mir Dieses umgehend, und ich füge noch Etwas hinzu zu einer Vorrede, welche ich Ihnen gleich überschicke, so bald ich Ihre Anwort habe.

Die Hauptsache aber ist, daſs dieses Buch gar keiner Censur, und am allerwenigsten einer preußischen Censur, unterworfen wird. Nie werde ich mich der preußischen Censur unterwerfen, um ein Buch erscheinen lassen zu dürfen; Dieses ist indirekter Verkauf, diese filzige Regierung will mich für mein eignes wohlerworbenes Geld, für das Honorar meines Verlegers, kaufen. Hier ist ein Ehrenpunkt. Können Sie also das Buch nicht ohne Censur drucken, so möge es ungedruckt bleiben; sind Sie aber überzeugt, daſs es keiner ignorabeln Censur bedarf, und wollen Sie es ohne Dergleichen drucken, so schicken Sie es gleich in die Presse. Es kann alsdann in fünf bis sechs Wochen erscheinen.

Leider muſs ich jetzt meine wichtigsten Arbeiten im Pulte liegen lassen, und hätte doch das Geld nöthig. Ist Das nicht Opfer genug? Sie sehen, mein Servilismus ist nicht bedenklicher Art.

Ihr Freund

H. Heine.

5. An Julius Campe.

Paris, den 14. März 1836.

Liebster Campe!

Ich gebe Ihnen durch diese Zeilen Avis über eine Summe, welche ich heute auf Sie entnommen habe. Indem ich mich auf meinen letzten Brief beziehe, worin ich Ihnen bestimmt angezeigt, dass ich lieber gar Nichts drucken lasse, ehe ich die Niederträchtigkeit begehe, mich der preussischen Censur zu unterwerfen; indem ich mich hierauf beziehe, bitte ich Sie, meine heutige Tratte nicht zu acceptieren, im Fall Sie das überschickte Manuskript meines neuen Buches nur unter preussischer Censur drucken können. Die Preussen haben hierher an die „Revue des deux mondes" geschrieben, dass sie dieselbe verbieten werden in Deutschland, wenn ich Aufsätze darin gäbe, die nicht in ihrem Sinne geschrieben; noch in kleinlich anderer Weise kontreagieren sie mich in meiner literarischen Thätigkeit; sie haben die Absicht, mich entweder zu ruinieren oder zum Schurken zu machen. — Letzteres wird ihnen nicht gelingen.

Ich wiederhole also meine Bitte, die heutige Tratte nicht zu acceptieren, im Fall Sie mein Buch unter der erwähnten Bedingung nicht drucken kön-

nen; ich würde sonst in Vorschuss bei Ihnen sein, welches meine kritische Lage in diesem Augenblick nicht erlaubt.

Jetzt können Sie mir auch die Bücher mit dem Dampfschiffe schicken; fügen Sie auch hinzu die zwei Salonbände, indem ich die darin enthaltenen Gedichte zur Bereitung der neuen Auflage des „Buches der Lieder" bedarf; diese neue Auflage, so wie auch die dritte Auflage der „Reisebilder", werde ich aber unterlassen, im Fall eine preußische Censur sich darein mischen möchte. Ich vertrete in diesem Augenblick den letzten Fetzen deutscher Geistesfreiheit.

Lesen Sie im „Quarterly Review" die Kritik meiner „De l'Allemagne"; dass die Verfolgung gegen mich gleichzeitig koncertiert ist, wird Ihnen einleuchten.

Ich bin zu sehr beschäftigt, sonst würde ich Ihnen über Ihren letzten Brief Vieles antworten. — Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

---

6. An Julius Campe.

Paris, den 22. März 1836.

Lieber Campe!

Ihr Brief vom 15. März, den ich diese Nacht zu Hause vorfand, hat mich in eine Bestürzung versetzt, die mir noch den Kopf betäubt. Eine Sache steht jedoch klar in meinem Kopfe: ich werde nicht die deutsche Presse an Preußen verrathen, ich werde meine Ehre nicht um Buchhonorar verkaufen, ich werde auch nicht den geringsten Makel meinem schönen, reinen Namen anheften, ich werde mich nicht der preußischen Censur unterwerfen! Und Sie, der mich im vorletzten Briefe der allzu demüthigenden Nachgiebigkeit bezichtigte, Sie konnten mir solche Schmach zumuthen? Der Kontrast jenes Briefes mit dem letzten ist unbegreiflich! Ich habe gethan, was ein Mann durfte, wenn er ein reines Gewissen hat; Mehr darf ich nicht thun. Ich will eben mein Gewissen rein behalten.

Mein Packet enthielt keinen Brief; da die fahrende Post viel schneller ging, als ich erwartete, erhielten Sie meinen Brief, der gleichzeitig, wenigstens nach Lesung des Manuskripts, eintreffen sollte, etwas später. In diesem Brief, so wie auch in dem Avisbrief, den ich Ihnen diese Tage schrieb, haben

Sie meinen festesten Willen im Betreff der preußischen Censur bereits erfahren. Ich hoffe, dass Sie demgemäß bereits dringendst Anstalten getroffen, mein Manuskript wieder zurück zu erhalten. Ist Dieses noch nicht geschehen, so thun Sie es gleich. Das Manuskript ist so unschuldiger Natur, dass man es Ihnen keine Minute vorenthalten wird, und ich bitte Sie, es mir umgehend mit der fahrenden Post wieder nach Paris zurück zu schicken.

Ich hatte Ihnen angeboten, das Buch unter einem neu angenommenen Namen zu drucken. Dieses war eine Idee, die ich aus dem Briefe eines Buchhändlers schöpfte, der sich anbot, unter solchem neuen, aber in 24 Stunden zur Berühmtheit kommenden Namen eine Reihe Schriften von mir zu verlegen, zu jedem Honorar, das ich verlangen würde! Auf Nichts, wahrhaftig, ging ich jemals ein, verließ mich immer auf Sie, und Sie sakrificieren mich!

Ich will gar Nichts thun. Das Buch soll, wenn Sie es nicht drucken, gar nicht gedruckt werden, und, so sauer es mir wird, ich entbehre dadurch in diesem Augenblick das Honorar, welches ich schon in meinem Budget aufgeführt.

Ekelhaft häsliches, preußisches Jahr!

Im Übrigen beziehe ich mich auf meinen letzten

Brief, worin ich Ihnen auch ausdrücklich sagte, dass Sie meine Tratte nicht acceptieren sollten, im Fall Sie nur unter preußischer Censur mein Buch drucken könnten. Ich Ärmster dachte schon, Sie mit einer neuen Tratte zu erfreuen, denn ich bin in einer Geldnoth, von welcher Sie keinen Begriff haben. Aber in keinem Falle will ich jetzt bei Ihnen in Avance sein, da ich nicht weiß, wie weit die Reaktion der Furcht in Ihrem Gemüthe raset.

Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir gleich Antwort. Wissen Sie ein andres Mittel, als preußische Censur, für das Erscheinen des Buches, so melden Sie es mir gleich; denn das Buch muss bald erscheinen, oder gar nicht. — Und gar eine Vorrede, wie könnte ich diese unter preußischer Censur schreiben? Schon der Name „Vorrede“ brächte die Leutchen in Harnisch.

Ich bin krank vor Gram. Ich sehe ein, dass auch die Partei der Gemäßigten eine geschlagene ist. Ich werde jetzt . . . ich weiß wahrhaftig noch nicht, was ich thun werde! Zu allererst rette ich meine Ehre. Ich verstehe hierin keinen Spaß, Campe, und ich hoffe, ich erlange bald mein Manuskript. Früher kann ich nicht schlafen.

Ihr Freund

H. Heine.

7. An Heinrich Laube.

Paris, den 31. März 1836.

Liebster Laube!

Glauben Sie nur bei Leibe nicht, dass ich wenig an Sie denke; nur das Schreiben wird mir saurer, als Sie sich vorstellen. Heute habe ich an Varnhagen zu schreiben, und will diese Zeilen für Sie mitschicken. Grüße, aus tiefster Seele hervorblühende Grüße, darunter auch einige für ihre Frau!

Wie beneide ich Ihre Einsamkeit, ich, der ich verdammt bin, in dem wildesten Strudel der Welt zu leben, und nicht zu mir selber kommen kann, und betäubt bin von den schreienden Tagesnöthen, und müde bin wie ein gehetzter Stier, ich will nicht sagen wie ein Hund. — Wie sehne ich mich nach einer ruhigen deutschen Festung, wo eine Schildwache vor meiner Thür stünde und Niemanden hereinließe, weder meine Geliebte, noch die übrigen Qualen — mit Leidenschaft lechze ich nach Stille!

Durch Herrn Savoye (welchen ich nicht liebe) habe ich Ihren letzten Brief erhalten. Was Sie mir darin von Ihrer Literaturgeschichte sagen (wovon ich bereits seit Jahr und Tag höre), freut mich. Freilich, wir müssen uns wehren, und auch ich werde

bald wieder einen kritischen Tanz anstimmen. Indessen, ich hege nicht die geringste Furcht vor den Zusammenrottungen unserer Gegner; Diese werden, Einer nach dem Andern, zu Grunde gehn. Sehen Sie doch, wie ruiniert ist Menzel, Tieck und Konsorten! Wir leben. Traurig sind die Spaltungen unter den Bundesgenossen. Ich habe Mundt und Gutzkow sehr gern, aber in ungetrübter Verbindung könnte ich mit ihnen nicht leben, wie mit Ihnen, dem Einzigen, womit ich ganz und gar sympathisiere und mit welchem ich mich in der wohlthuendsten Harmonie befinde. Nun zerren sie sich unter sich, Gutzkow und Mundt. Ersterer ist ein mauvais coucheur, obgleich der Begabtere.

Werden Sie mit dem Druck Ihrer Literaturgeschichte nicht eher beginnen, als bis das ganze Werk fertig?

Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Schicken Sie mir (im Fälle Sie bald das Werk vollendet zu haben gedenken) eine Abschrift Ihrer Literaturgeschichte hierher nach Paris, eine leserliche, wo möglich mit lateinischen Lettern geschriebene Abschrift, die ich hier unter meinen Augen übersetzen lasse — so dass das Werk zu gleicher Zeit in Deutschland und in Frankreich herauskommen kann. Wie gefällt Ihnen diese Idee? Das Buch

erhält dadurch gleich eine europäische Wichtigkeit und erreicht schneller seinen Zweck. Ich will schon dafür sorgen, dass es meisterhaft übersetzt wird (die meisten hiesigen Translatoren sind Stümper) und die französische Ausgabe in den hiesigen Journalen die nöthigen Trompetenartikel bekömmt. — Leben Sie wohl und heiter. — Ich bin sehr verstimmt. — Meine Adresse ist Rue Cadet No. 18.

Ihr Freund

H. Heine.

---

8. An August Lewald.

Coudry, près Le Plessi, chemin de Fontainebleau,
den 3. Mai 1836.

Seit gestern Mittag bin ich auf dem Lande und genieße den holdseligen Monat Mai . . . es fiel nämlich diesen Morgen ein sanfter Schnee und die Finger zittern mir vor Kälte. Meine Mathilde sitzt neben mir vor einem großen Kamin und arbeitet an meinen neuen Hemden; das Feuer übereilt sich nicht im Brennen, ist durchaus nicht leidenschaftlich gestimmt und verkündet seine Gegenwart nur durch einen gelinden Rauch. — Ich habe die letzte Zeit in Paris sehr angenehm verlebt, und Mathilde

erheitert mir das Leben durch beständige Unbeständigkeit der Laune; nur höchst selten noch denke ich daran, mich selbst zu vergiften oder zu asphyxieren; wir werden uns wahrscheinlich auf eine andere Art ums Leben bringen, etwa durch eine Lektüre, bei der man vor Langeweile stirbt.

Herr ** hatte ihr so viel Rühmliches über meine Schriften gesagt, daſs sie keine Ruhe hatte, bis ich zu Renduel*) ging und die französische Ausgabe der „Reisebilder“ für sie holte. Aber kaum hatte sie eine Seite drin gelesen, als sie blaſs wie der Tod wurde, an allen Gliedern zitterte und mich um Gotteswillen bat, das Buch zu verschließen. Sie war nämlich auf eine verliebte Stelle drin gestoßen, und, eifersüchtig wie sie ist, will sie auch nicht einmal, daſs ich vor ihrer Regierung einer Andern gehuldigt haben sollte; ja, ich muſste ihr versprechen, daſs ich hinführo auch keine Liebesphrasen an erfundene Idealgestalten in meinen Büchern richten wolle.

Für Ihre Bemühungen, meine reellsten Interessen betreffend, sage ich Ihnen meinen tiefinnigsten Dank. Meine Finanzen sind durch die miserabeln

*) Name des ersten Verlegers der französischen Ausgabe der „Reisebilder“.



Zeitereignisse in hinlänglich trüben Zustand gerathen, als daſs ich nicht jede Förderung von dieser Seite mit Dank anerkennen würde.

(In diesem Augenblick kommt eine alte Bauersfrau, die mich rasieren will. Ich zittre vor ihrem Messer. — Ich bitte, Freund, beten Sie für mich!)

Rasiert bin ich, aber wie! und unter welchen Qualen! Was muſs nicht ein Dichter ausstehen in dieser rauhen Welt! Zumal wenn er sich nicht selbst rasieren kann! Aber ich will's jetzt endlich lernen! Auch stinken meine Stiefel ganz entsetzlich — man hat sie diesen Morgen, statt mit Wichse, nur mit Thran beschmiert. Welch ein ländliches Vergnügen! Welch ein Kontrast mit Paris, wo ich noch vorgestern Abend das Meisterwerk von Giacomo zum zehnten Male anhörte. Levasseur schreit noch wie ein Waldesel. Welch ein Meisterstück! Es wird mir schwer, es hinlänglich loben zu können. Welch ein Meisterstück!*) —

Ich lege Ihnen dringend ans Herz, das besprochene große Verlagsunternehmen zu betreiben. Meine Verhältnisse zu den deutschen Regierungen

---

*) Heine hatte über die erste Aufführung der „Hugenotten" einen (Bd. XIII, S. 293 ff. abgedruckten) Bericht für die „Allg. Zeitung" geschrieben.



werden sich wohl aufklären, und sie werden doch am Ende einsehen, dass sie mir ein positives Unrecht thun, dass sie mir ohne Urtheil und Untersuchung mein armes Eigenthum antasten, dass sie direkte Ursache sind, wenn gewisse Leute die größten Beraubungen an mir ausüben.

Ich habe ein großes Memoire ins Feuer geworfen und statt dessen einen Aufsatz zu meinen Gunsten geschrieben, den hoffentlich die „Allgemeine Zeitung" drucken wird*). Meine Würde und Ehre

---

*) Über diesen Aufsatz, der niemals gedruckt worden und jetzt wahrscheinlich verloren gegangen ist, findet sich in der außerordentlichen Beilage Nr. 211 und 212 zu Nr. 129 der „Allgemeinen Zeitung", vom 8. Mai 1836, folgende redaktionelle Bemerkung: „Herr H. Heine hat aus Paris unterm 26. April an die „Allgemeine Zeitung" eine Erklärung gesandt, worin er zuerst anführt, dass von dem Inhaber der Firma Hoffmann und Campe in Hamburg ein Manuskript von ihm (Heine) ohne seine Vorwissen nach Berlin zur Censur geschickt worden sei. So bald er (vor etwa sechs Wochen) davon Kunde empfangen, habe er seinem Verleger die bestimmteste Ordre ertheilt, sein Manuskript wieder von Berlin zurückzufordern, und es ganz ungedruckt zu lassen, wenn es nicht anders als mit preußischem Imprimatur gedruckt werden könne. Diesem Begehr habe auch der Verleger auf der Stelle entsprochen. Indem er (Heine) nun wünsche, dass sein Benehmen bei diesem Vorfalle keineswegs als politische Widersetzlichkeit, oder gar als kindischer Eigenwille, am allerwenigsten als Animosität gegen

habe ich freilich darin sicher stellen müssen. Ich bin ganz von allem deutschen Verkehr abgeschnitten; steht in deutschen Blättern Etwas, was sich auf meine wirklichen Interessen bezieht, so bitte ich Sie, mir Nachricht davon zu geben. Ich lese jetzt auch nicht mal mehr die „Allgemeine Zeitung" und das „Morgenblatt."

Ich hoffe, das „Morgenblatt" hat meine zweite florentinische Nacht schon zu drucken begonnen. Sonntag ist sie auch französisch in der „Revue" erschienen. Aus dieser zweiten florentinischen Nacht werden Sie vielleicht ersehen, dass ich nöthigenfalls, wenn Politik und Religion mir verboten werden, auch vom Novellenschreiben leben könnte. Ehrlich gesagt, Dergleichen würde mir nicht viel Spaß machen, ich finde dabei wenig Amüsement. Man muss aber Alles können in schlechten Zeiten.

Ich würde Ihnen mehr schreiben, röchen meine Stiefel nicht allzu stark nach Thran. Von Mignet

---

preußische Behörden gedeutet werde, wolle er die Gründe, die ihn bestimmten, unumwunden erörtern; die Aufnahme dieser Erörterung aber, welche auf die Beschlussnahmen des Bundestages und der preußischen Regierung umständlicher eingeht und über Heine's Lage und Stellung als Schriftsteller spricht, ist auf Hindernisse gestoßen, so dass hier bloß jene veranlassenden Thatsachen angeführt werden."



habe ich die Vorrede noch nicht erhalten; sogar die solidesten Franzosen sind die Unzuverlässigkeit selbst. Ihre Abreise von Paris war für mich ein trüber Verlust. —

---

9. An Julius Campe.

Coudry, den 28. Julius 1836.

Auf Ihren Brief vom 20. Mai hatte ich im Grunde Nichts zu antworten — Erst aus Ihrem Brief vom 11. Juli ersah ich, dass Sie mein Buch endlich in Druck gegeben — jetzt wird der Druck wohl zu Ende geschritten sein, und ich habe in dieser Hinsicht nur zu bemerken, dass ich Alles, was Sie mir in Betreff der darauf bezüglichen Censurschere-reien sagen, durchaus nicht begreife. Ist das Buch über 20 Bogen, so bedarf es keiner Censur; bedarf es der Censur, so hat es auch Nichts zu bedeuten, wenn das Manuskript nicht auslangt. Ich habe indess Etwas bereit liegen, welches ich für diesen Fall, oder vielmehr für allenfalls schicken könnte; Dieses soll von Paris aus geschehen. Ich befinde mich nämlich 10 Stunden von Paris auf dem Lande, in ungestörter Einsamkeit, in fruchtbarer Gemüths-

ruhe, die ich mir auch durchaus nicht stören will — sonst würde ich Ihnen die missmüthigsten Dinge und Verlegenheiten auseinander setzen, worin ich eben durch Sie, durch Ihr Verfahren bei den letzten Büchern gerathen bin. Sie haben mir viel Ungemach und Kummer verursacht — doch hierüber schreibe ich Ihnen von Paris aus, jedenfalls von Boulogne aus, wohin ich mich auch dieses Jahr wohl begeben werde. Ich bin so ermüdet vom vielen Arbeiten, dass ich mehr als jemals nach dem Meere hinschmachte. Heute eile ich, auf Sie zu trassieren, damit mich die Rimesse noch in Paris antrifft.

Wenn Sie mir die zwei Bücher von Gutzkow, worin er gegen Menzel geschrieben, schicken wollen, würden Sie mich sehr verbinden. Adressieren Sie sie an Hermann Heine bei frères Albrecht & Co. in Havre. Dieser Vetter wird sie an mich befördern, wo ich auch sei. Ich habe große Reiseplane, hab' zu lange in Paris gehockt, muss noch Viel sehen. Bin sehr müde und dürre geworden durch vieles Arbeiten, muss mich durch neue Reisen auffrischen.

Ad vocem Gedichte — im nächsten Briefe, in diesen Tagen, von Paris aus. Über die Weise der Herausgabe muss ich ausführlich sein, wozu mir heute die Laune fehlt. Ich bin mit mir selber noch nicht einig, ob ich die Gedichte nicht in zwei

Bänden erscheinen lasse. Doch hierüber in einigen Tagen. — Entschuldigen Sie mich bei Dr. Schiff, dass ich ihm nicht geschrieben. Der Tod Carrel's macht die Antwort überflüssig. Ich stand mit Letzterem in keiner Verbindung. Er war mir sogar feind wegen meiner monarchistischen Grundsätze; alle Republikaner grollen mir in dieser Beziehung — und, spaßhaft genug! meine gnädigen allerhöchst beschränkten deutschen Königlein verfolgen mich wegen gefährlicher Principien. Übrigens, ich muss es Ihnen sagen, denn es wurde mir von hoch herab angedeutet, ist die Firma Hoffmann und Campe an der Strenge Schuld, die man gegen mich ausübt. Es wird nöthig sein, dass Sie mir nächstens eine fingierte oder kaschierende Verlagsfirma für meine Büchertitel geben (aber bei Leibe nicht Brunet*) . . . doch, ich kann heute nicht Viel schreiben, leben Sie wohl, herzlich wohl, und sein Sie meiner loyalsten Freundschaft versichert.

H. Heine.

---

*) Unter dieser fingierten Firma waren mehrere Bände von L. Börne's „Briefen aus Paris" erschienen.

10. An Julius Campe.

Amiens, den 1. September 1836.

Liebster Campe!

Ich bin ein gehetzter Hund in diesem Augenblick, die unvorhergesehen peinlichsten Ereignisse stürmen auf mich ein, und alle meine literarischen Interessen müssen darunter leiden. Diese Nacht bin ich hier in Amiens angekommen und reise noch heute nach Paris, von wo ich Ihnen gleich schreibe. Vorige Woche war ich dorten, aber hatte zu gar nichts Anderem Zeit, als mit meinem Bankier abzurechnen, um meine Reisekasse zu ordnen, und da ich Nichts schuldig bleiben wollte, habe ich noch eine kleine Summe auf Sie trassiert. Sie sehen, ich vergesse Sie nicht, und Sie wissen: wenn ich Geld trassiere, ist das Druckenlassen sicher. Auch die zwei ersten Bogen des dritten Salontheils habe ich erhalten. Ich bin mit der Füllung des Buches* in den allerschrecklichsten Nöthen, nicht als ob's mir an Manuskript fehle, vielmehr häuft sich dessen bei mir bis zur erfreulichsten Wohlhabenheit — aber die Angst vor Censur — auch das Unschuldigste ist jetzt bedenklich — ich bin jetzt einer der unglücklichsten Schriftsteller. Dreimal habe ich die Vorrede zu

dem „Salon" bis zur Mitte geschrieben und dreimal vernichtet — was hilft mir schreiben, wenn mir's nicht gedruckt wird. Ich denke auf ein außerordentliches Mittel, das Publikum hierüber in Verständnis zu setzen . . . Ich bin eben im Alter, wo die Schreibefinger noch rührig sind. Ich habe aus der Schriftstellerei nie ein Handwerk gemacht, gebe deßhalb selten, aber Gutes, und ich glaube hiernach beurtheilt werden zu müssen. — Diese Tage erhalten Sie Manuskript, etwa 2 bis 3 Bogen; ich glaube nämlich nicht, daſs Dessen Mehr nöthig sei zum dritten Salontheil. — Leben Sie wohl und bleiben Sie heiter geneigt

Ihrem Freunde

H. Heine.

---

11. An Julius Campe.

Marseille, den 7. Oktober 1836.

Liebster Campe!

Sie dürfen dem Äskulap einen Hahn opfern! Ich stand schon vor den Pforten des Todtenreichs, aber die ewigen Götter ließen, aus besonderer Gnade mich noch auf einige Zeit am Leben. Als ich Ihnen

von Amiens aus schrieb, fühlt' ich schon in mir den Keim der Krankheit, die mich bei meiner Rückkehr nach Paris gleich ergriff; es war eine fürchterliche Gelbsucht, mit Cholera oder sonstig fabelhaft scheußlicher Krankheit accompagniert. Acht Tage lang nicht gegessen, noch geschlafen, sondern nur Erbrechung und Krämpfe. Man hat mich nun hierher nach Marseille geschickt, und vorgestern bin ich hier angelangt, ziemlich wohl, aber die Nerven sehr irritiert; mit Mühe halte ich die Feder. Schwerlich werde ich länger als einige Tage hier bleiben, das Geräusch der schachernden Seestadt wirkt peinigend auf meinen Körper; Marseille ist Hamburg, ins Französische übersetzt, und ich kann Letzteres jetzt auch in der besten Übersetzung nicht vertragen.

Tief betrübt es mich, daſs das neue Unglück, das mich jetzt betroffen, für den dritten Salontheil eine neue Verzögerung, die unerwartetste, zur Folge hat. Ich wollte Ihnen von Paris aus Manuskript schicken, und war jedenfalls sicher, daſs für den Fall, daſs ich kein geeignetes altes Manuskript besäße, ich doch immer im Stande sei, in wenigen Tagen einige neue Bogen zu schreiben. In der That, bei der wüthenden Censur, die mir auch den harmlosesten Gedanken streicht, kann ich nur reine Phantasiearbeiten drucken lassen, und leider habe ich

Nichts der Art fertig. Aber die nächsten sonnigen Tage, so bald mir nur einige Strahlen Gesundheit wieder ins Gemüth fallen, schreibe ich die paar Druckbogen, die zur Ergänzung des Buches erforderlich, und ich bitte Sie, bis dahin sich zu gedulden. — Ich bin wahrlich unschuldig an solcher Verzögerung, schweres unerwartetes Leid betraf mich, und Wenig fehlte, so hatte meine ganze Schriftstellerei ein frühzeitiges Ende. Entschuldigen Sie mich, daſs ich zuerst an mein Leben und erst hiernach an den „Salon" dachte. In acht Tagen schreibe ich Ihnen. — Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

---

12. An Julius Campe.

Ich schreibe Ihnen, liebster Campe, diese Zeilen in Aix, ehemalige Hauptstadt der Provinz, wo ich mich auf der Rückreise nach Paris befinde; es ist mir nicht möglich, meinem Plane gemäß hier zu überwintern, die Ärzte sind hier sehr schlecht, und mein Arzt in Paris ist der einzige, zu welchem ich Vertrauen hatte. Ich werde einen traurigen Winter verbringen, da ich dieses Jahr keine Seebäder nehmen konnte; ich hatte nämlich in Marseille noch etwas Gelb=

sucht, und erst dieser Tage befinde ich mich davon befreit. Hierbei schicke ich Ihnen den Schluss des Buches, welcher ohne Unterbrechung, nur getrennt durch einige Sternchen, sich den „Elementargeistern" anschließt. Das Buch wird dick genug werden, da ich eine Vorrede, die einige Bogen stark, jetzt hinzuschreiben will; Sie sollen sie so bald als möglich erhalten und sie für die Interessen des Buches sehr angemessen finden. Sie sehen, selbst auf einer Reise, wo meine Gesundheit der nächste Zweck ist, vergesse ich nicht, meinen Verpflichtungen nachzukommen. Sein Sie ruhig, Sie sollen die Vorrede recht bald haben. — Unfern von meinem Fenster steht die Statue des Königs René, welcher nie einen Groschen Geld hatte und immer in Geldnoth war, wie ich. Leben Sie wohl, in acht Tagen schreibe ich Ihnen mehr, wenn ich Ihnen die Vorrede schicke. In 14 Tagen, höchstens drei Wochen, bin ich in Paris, verwünschend diese fruchtlose Reise. Schon der Gedanke, dass ich dieses Jahr keine Seebäder nehmen konnte, macht mich elend. — Das große Gedicht am Schluss des Buches *) ist, wie Sie wohl ahnen, ganz von mir.

Ihr Freund

H. Heine.

Aix, den 5. November 1836.

*) Das Tannhäuserlied. Bd. VII, S. 243 ff.

13. An August Lewald.

Aix, den 5. November 1836.

. . . Sie erhalten diesen Brief aus Aix, welches die ehemalige Residenz der Grafen von Provence und wegen allerlei historischer Geschichten, die dort passiert sind, sehr merkwürdig ist. Seit acht Tagen bin ich hier, nachdem ich auf einer Reise nach Italien im Hafen von Marseille Schiffbruch gelitten. Vor drei Wochen wollte ich nach der spanischen Küste, und das Schiff bekam einen Leck. Es ist in den Sternen geschrieben, dass ich diesen Winter in Paris zubringen soll; welches mir sehr verdrießlich, da ich einige Zeit an der Gelbsucht litt, und meine Gesundheit ein milderes Klima rathsam macht. Auch auf der Seine war ich unlängst in Gefahr, zu ersaufen; das Dampfschiff schlug nämlich nach einer Seite, die Damen auf dem Verdecke schrien wie wahnsinnig, ich beruhigte sie aber, indem ich rief: „Ne craignez rien, Mesdames, nous sommes tous sous la protection de la loi!“ — Aber wie dürfte ich ersaufen, ehe ich Antwort vom Bundestag habe auf meine Bittschrift*) Schon die bloße Höflichkeit verlangt jetzt, dass ich am Leben bleibe.

---

*) Abgedruckt unter Nr. 2 des vorliegenden Bandes.

Liebster Freund, ich war sehr krank, ganz gegen meine Gewohnheit gar nicht imaginär krank, sondern reell. Deshalb konnte ich mein Ihnen gegebenes Versprechen nicht erfüllen. Kommen Sie in der Karnevalzeit nach Paris, und ich werde Ihnen Alles mündlich erklären. In 14 Tagen bis drei Wochen bin ich wieder dort. Ich sehe und höre Nichts von Deutschland, und man könnte mich dort todtschlagen und ich erführe es nicht. — Seit drei Monaten habe ich kein Wort Deutsch gesprochen.

---

14. An Moses Moser.

Avignon, den 8. November 1836.

Wird dich der Brief, den du heute von mir empfängst, erfreuen, obgleich die Veranlassung Nichts weniger als erfreulich? Wirst du verstehen, dass dieser Brief der höchste Beweis ist, den ich dir von der Zuversicht meiner Freundschaft geben konnte? Wirst du ihn sogar als ein Zeugnis von großer Sinnesart betrachten? Ich glaub' es, und deshalb schreib' ich dir, zwar betrübten Gemüthes, aber ohne Widerstreben, ja sogar mit der wehmüthigen Freude, dass ich doch endlich wieder einmal dazu

komme, dir wirklich einen Brief zu schreiben, und heute meine hohe Gebieterin, die Göttin der Trägheit, mich nicht daran verhindern darf. Gedacht freilich habe ich oft genug an dich, und als ich unlängst in Paris todkrank darniederlag und in schlafloser Fiebernacht alle meine Freunde musterte, denen ich wohl die Exekution eines letzten Willens mit Sicherheit anvertrauen dürfte: da fand ich, daſs ich deren keine zwei auf dieser Erde besitze, und nur auf dich, vielleicht etwa auch auf meinen Bruder Max, glaubte ich rechnen zu dürfen. Und deſshalb wende ich mich auch heute an dich, und der Freund, dem ich Jahre lang nicht geschrieben habe, erhält heute einen Brief von mir, worin ich Geld von ihm verlange. Ich befinde mich nämlich, durch ein höchst tragisches Ereignis, in einer Geldnoth, von welcher du keinen Begriff hast, während ich entfernt von den wenigen Ressourcen bin, welche mir, nach den schändlichen Beraubungen, welche Privatpersonen und Regierungen an mir verübt, noch übrig geblieben sind. Ich liebe dich zu sehr, als daſs ich dich durch eine Schilderung Dessen, was mir jetzt begegnet, betrüben möchte; auch darf ich es nicht für den Fall, daſs du nicht im Stande wärest, mein Ansuchen zu erfüllen, und du alsdann einen verdoppelten Kummer empfinden würdest. Du

kannst mir durch ein Darlehen von 400 Thalern in diesem Augenblick, in der schmerzlichsten Passionszeit meines Lebens, einen wichtigen Dienst leisten. Das ist Alles, was ich dir heute sagen will. Kannst du diese Summe missen, so schick sie mir in einer Anweisung auf Paris, und adressiere den Brief: **Henri Heine, Cité Bergère Nr. 4. à Paris**; es wird mir alsdann nachgeschickt. Was jedoch meine Solvabilität betrifft, so muss ich dir zu gleicher Zeit sagen: meine Geschäfte stehen in diesem Augenblick so schlecht, dass nur ein Thor oder ein Freund mir jetzt Geld leihen würde. Mit meinem Oheim, dem Millionär, habe ich mich unlängst aufs bitterste überworfen; ich konnte seine Schnödigkeit nicht länger ertragen. Meine französischen Freunde haben mich durch ihren liebenswürdigen Leichtsinn in großen Geldschaden gebracht. Andere haben mich exploitiert. In Deutschland darf ich Nichts drucken lassen, als zahme Gedichte und unschuldige Märchen, und doch habe ich ganz andere Dinge im Pulte liegen; dass man ohne Anklage und Urtheil, so zu sagen, meine Feder konfisciert hat, ist eine Verletzung der unbestreitbarsten Eigenthumsrechte, des literarischen Eigenthums, eine plumpe Beraubung. Aber es ist diesen Leuten nur gelungen, mich finanziell zu ruinieren.

Ich weiß nicht, theurer Moser, ob ich dir noch

so Viel werth bin, wie ehemals; ich weiß nur, daſs ich seitdem von meinem inneren Werthe Nichts verloren habe. Wäre Dieses der Fall, so befände ich mich heute nicht in schmerzlicher Geldnoth, wenigstens würde ich zu ganz andern Leuten, als zu dir, meine Zuflucht nehmen. Glaube nicht, was man von mir sagt, urtheile immer nach meinen Handlungen. Keiner Notiz, die nicht mit meinem Namen unterschrieben ist, darfst du Glauben schenken. Ich werde angefeindet und verleumdet zugleich von Christen und Juden; Letztere sind gegen mich erbost, daſs ich nicht das Schwert ziehe für ihre Emancipation in Baden, Nassau oder sonstigen Krähwinkelstaaten. O der Kurzsichtigkeit! Nur vor den Thoren Rom's kann man Karthago vertheidigen. Hast auch du mich miſsverstanden?

Ich schreibe dir diese Zeilen aus Avignon, der ehemaligen Residenz der Päpste und der Muse Petrarka's; ich liebe Diesen eben so wenig wie Jene; ich hasse die christliche Lüge in der Poesie eben so sehr wie im Leben.

Leb wohl und hilf

deinem Freunde

H. Heine.

15. An Ferdinand Hiller.

Lyon, den 19. November 1836.

Liebster Hiller!

Ich komme dieser Tage von Marseille, wo ich im Hafen Schiffbruch gelitten, als ich mich nach Neapel eingeschifft ... Da ich abergläubig bin, hielt ich Das für ein schlechtes Omen, und beschloss, nach Paris zurückzukehren. Die Cholera mag unterdessen Neapel dafür entschädigen, dass ich diesen Winter nicht dort bin. Im Frühjahr werde ich aber versuchen hinzukommen, und da, wie ich weiß, Sie mit ähnlichen Reiseplanen schwanger sind, möchte ich von Ihnen erfahren, ob Sie etwa diesen Winter nach der Schweiz kommen, und Sie das Frühjahr in Mailand sein werden? Ein Zusammentreffen mit Ihnen wäre mir eben nicht unangenehm, um so mehr da ich, wie ich seit einiger Zeit an mir bemerke, mich zuweilen nach Ihnen sehne. Ich lebe nämlich allein seit zwei Monaten und habe deshalb Muße genug, an meine Freunde zu denken. Liszt hatte mir aus Genf geschrieben, dass er nach Italien reise; ich schrieb ihm von Marseille aus, um über seinen Reiseweg nähere Auskunft zu haben, erhielt aber keine Antwort. Sagen Sie mir doch, ist er

in Genf? Schreiben Sie mir unter Adresse meiner alten Wohnung: Cité Bergère Nr. 4. Ende nächster Woche bin ich in Paris. Hier ennuyiere ich mich schrecklich. Das Theater ist meine einzige Ressource. Gestern Abend wurde Robert le diable gegeben. Mein Nachbar im Theater sagte mir: „Meyerbeer ist kein Musiker, sondern ein Gott.“ Ich antwortete ihm, dass ich ihn persönlich kenne, worauf er mich heute Mittag zu Tische lud. Sie sehen also, wie nützlich es mir ist, wenn meine Freunde große Opern machen und große Musiker werden, oder sogar Götter. Geben Sie sich also ein bischen Mühe, schon aus Liebe zu

Ihrem Freunde

H. Heine.

---

16. An August Lewald.

Lyon, den 21. November 1836.

Ich bin sehnlichst begierig nach Nachrichten aus der Heimat. Ich bitte, schreiben Sie mir bald, um so mehr, da ich nicht weiß, wie lange ich in Paris bleibe. Freilich, ich fürchte, dass ich bis zum Frühjahr dort bleiben muss, da Mathilde allzu sehr jammert, und ich aus Schwäche mich gern beschwatzen lasse.

Aber immer liegt mir Spanien im Sinne, und es zieht mich unwiderstehlich nach Madrid. Ich will mal den „Don Quixote“ in der Mancha lesen; auch hoffe ich, mich im Assonanzenbau dort sehr zu vervollkommnen.

Wenn Sie den Baron Cotta sehen, so empfehlen Sie mich ihm aufs freundlichste; ich habe das höchste Zutrauen zu ihm, und ich betrachte es als ein großes Glück für uns Alle, dass er seinen Vater auf so würdige Weise fortsetzt. Übrigens gedenke ich, ihm von Paris aus, im Falle ich mich entschließe, dort zu bleiben, gleich zu schreiben. Es ist nicht meine Schuld, sondern eine Folge von kummervollen politischen und häuslichen Ereignissen, was mich in der letzten Zeit verhinderte, Dies zu thun.

---

17. An August Lewald.

Paris, den 13. December 1836.

Mathilde lässt schönstens grüßen. Sie war bei ihrer Mutter, wo sie während meiner Abwesenheit ihren Wittwensitz hielt; ich habe vernommen, wie man sie in Deutschland verleumdet hat; die Art und Weise dieser Verleumdung macht dem deutschen

Volke große Ehre. Ich habe nie an meinem Vaterlande gezweifelt; wir sind ein großes Volk, wir bespritzen nicht unsere Feinde mit ätzenden Epigrammen, sondern wir begießen sie mit deutschestem Unflath.

---

18. An Julius Campe.

Paris, den 20. December 1836.

Wenn ich, liebster Campe, Ihre Geduld dieses Jahr auf große Proben setze, so ist es wahrlich nicht meine Schuld. Erst in acht Tagen werden Sie die große, das Buch füllende Vorrede erhalten. Ich bin krank von Lyon angekommen, die verdrießlichsten Geldgeschäfte haben gleich alle meine Gedanken in Anspruch genommen, und dann ist es jetzt für mich eine Höllenqual, in der Situation zu schreiben, worin Sie mich versetzt haben. Ich sage: Sie; denn während, nach Versicherungen, die von allen Seiten mir zukommen, die Irritation der Regierungen sich gelegt und in Deutschland wieder starke Sachen gedruckt werden, haben Sie es nöthig gefunden, selbst das Zahmste, was ich schreibe, der Censur zu übergeben . . . Mein Gott! ich weiß nicht, warum Sie eben mich zum Sündenbock erkoren und zur Versöhnung der deutschen Staatsgötter mich abschlachten

lassen. Von allen Seiten, ja von den höchsten Männern, gelangt zu mir die Versicherung, daſs ich für die Sünden der Campe'schen Buchhandlung mehr als für die eignen leiden muſste — und in der That, ich schaudre jedesmal, wenn ich denke, welche Menschen Sie mir seitdem als Verlagskollegen zugesellt! Ich nenne Ihnen Keinen, weil ich nicht will, daſs dergleichen Lumpengesindel auch nur ahne, daſs ich davon Notiz nehme. Als man mir Ihren jüngsten Autor nannte, verhüllte ich mein Gesicht.

Sie kennen, liebster Campe, die bittere Stimmung nicht, worin mich die Nothwendigkeit versetzt, jeden Gedanken, den ich denke, im Kopfe gleich zu censieren; zu schreiben, während das Censurschwert an einem Haare über meinem Kopfe hängt — Das ist, um wahnsinnig zu werden! Ich erwarte mit Ungeduld den Aushängebogen von dem Manuskript, das ich Ihnen von Aix aus schickte. — Ich kann oft in der Nacht nicht schlafen, wenn ich denke, wie in der „Romantischen Schule" und im zweiten Salontheil meine Gedanken gemordet wurden, und wie ich gar jetzt nur mit halber Zunge stammeln soll, ich, der ich sonst wie ein Mann gesprochen. Ich habe in der letzten Zeit viele Tausende durch Unglück verloren und grämte mich um alles Geld nicht so sehr, als um jene Literaturschmerzen. —

Meine Mutter schreibt mir, ich gäbe ein Buch heraus mit einem Motto, worin ich Salomon Heine beleidige. Wer mag denn solche Lügen erfinden? Ich stehe schon schlecht genug mit meinem Oheim, ich sitze bis am Hals in großen Zahlungsnöthen, und er lässt mich im Stich, aber ich bin nicht der Mann, der um dergleichen Misère auch nur in einer Zeile sich rächt. Gottlob, als ich meine „Memoiren" schrieb, wo er oft besprochen werden musste, standen wir noch brillant, und ich habe wahrlich ihn con amore gezeichnet.

Leben Sie wohl, in acht Tagen werden Sie Manuskript erhalten, und ich hoffe, Sie werden es nicht censieren lassen. Meine Adresse ist: Cité Bergère Nr. 4.

Wenn Wienbarg in Hamburg ist, so grüßen Sie mir Denselben aufs freundlichste. Ihre Mittheilungen über Helgoland haben mich erfreut — wie gern wäre ich dort gewesen, froh und heiter! Melancholisch schleppte ich mich unterdessen in der Provence herum. Und eben dieses Jahr, wo ich so viel Kraft bedarf, konnte ich nicht in der See baden, wegen der Gelbsucht.

Ich wünsche Ihnen den fröhlichsten Weihnacht.

Ihr sehr bedrängter Freund

H. Heine.



19. An Julius Campe.

Paris, den 23. Januar 1837.

Liebster Campe!

Ich habe ihnen einen langen Brief schreiben wollen, aber eine Todesnachricht, welche ich so eben erfahre (den Tod meiner Tante*) betäubt mich zu sehr, als dass ich heute Ihnen zunächst aufs bündigste zeigen könnte, wie sehr Sie sich irren in Ihrem letzten Briefe. Ich werde vielleicht schon in einigen Wochen im Stande sein, Ihnen zu zeigen, wie wenig ich geneigt bin, fremden Insinuationen in Betreff Ihrer Gehör zu geben, und wie gern ich im freundschaftlichsten Verhältnisse mit Ihnen verharre. Wenn wir nicht alt zusammen werden, so ist es nicht meine Schuld. Zwei Dinge sind es nur, die mich in Bezug auf Sie verstimmen, ja die bei mir, wenn ich daran denke, eine Bitterkeit hervorrufen. Das Eine ist der gerechte Vorwurf, dass Sie, während Sie die kühnsten Dinge drucken ließen, ja während Sie in diesem Augenblicke noch den 15ten Theil des Herrn Börne verlegen (wir wissen Alles), dennoch meine Werke aufs grausamste

*) Betty Heine, geb. Goldschmidt, die Frau Salomon Heine's, war am 15. Januar 1837 gestorben.



der fremdhändigen Verstümmlung preisgegeben . . . Aus Verzweiflung musste ich mich entschließen, Dinge zu schreiben, die ich ohnedies viele Jahre lang im Pulte ruhen lassen muss, so dass ich, bei den gequältesten Geldnöthen, die Früchte meines Fleißes nicht ernten kann. Man giebt bei allen Missgeschicken lieber den Anderen, als sich selber, die Schuld, und so, wenn meine Geldnoth am quälendsten wird, pflege ich Julius Campe sehr stark anzuklagen. Ich bin in diesem Augenblick, durch eine Reihe von unbegreiflichsten Ereignissen, in eine Schuldenlast von 20,000 Franks gerathen, und, so wahr mir Gott helfe! ich werde sie in sehr kurzer Frist tilgen. Wäre, statt Julius Campe, ein Cotta mein Buchhändler, so wüsste ich Dieses durch meine Feder in Kurzem zu bewerkstelligen. Aber Sie, Campe, haben durch Ihre Knickereien mich mehr vom Schreiben abgehalten, als angeregt, und glaubten Wunder was erreicht zu haben, wenn Sie mich dahin brachten, mit Honoraren vorlieb zu nehmen, wie sie jetzt Denjenigen kaum geboten werden, die in mir ihren Meister sehen und nicht den zehnten Theil meiner Popularität genießen. Das ist der zweite Punkt, und bei den edleren Schmerzen, die mich heute bekümmern, habe ich es harmloser, als zu andern Zeiten, aussprechen können.

Anbei erhalten Sie die Vorrede zum dritten Theil des Salon*). Wenn Sie dieselbe aufmerksam gelesen haben, begreifen Sie, welche Mühe es mir kostete, so delikate Gegenstände in einer Form zu schreiben, die alles Misswollen der Regierungen entwaffnet. Ich habe Alles gesagt, und doch ohne im mindesten zu verletzen, ja die Autoritäten werden dadurch zu meinen Gunsten bestimmt. Die wichtigsten Männer in Preußen interessieren sich in diesem Augenblick für meine Rückkehr ins Vaterland, woran ich freilich nicht denke, welche Verwendung aber jedenfalls mich vor literarischer Schererei künftig schützt. In Östreich ist mir der Fürst Metternich geneigt, und missbilligt die Unbill, die mir widerfahren. Ohne dass ich servil werde, gewinne ich das Zutrauen der Staatsmänner, die wohl einsehen, dass mein Revolutionsgeist sich nicht an die Thätigkeit der rohen Menge wendet, sondern an die Bekehrung der Höchstgestellten. Die Uneigennützigkeit, die ich seit sechs Jahren bei den verlockendsten Anträgen bewiesen habe, wirkt mehr zu meinen Gunsten als alle Dienstbarkeit unserer Teutomanen. Liebster Campe, wenn Sie die Vorrede gelesen, werden Sie einsehen, dass es sich um die persönlichsten Interessen

*) Über den Denuncianten. Bd. XIV, S. 49 ff.

ebenfalls handelt, und daſs kein Jota darin ausgelassen werden darf. Ich rechne darauf bestimmt, und ich habe kaum nöthig, zu erwähnen, daſs der ganze Bestand unserer Verhältnisse davon abhängt. Zugleich schlage ich Ihnen vor, die Vorrede besonders drucken zu lassen und das Exemplar spottwohlfeil zu verkaufen. Sie sind Das der jungen Literatur schuldig, die an ihrem Denuncianten ein eklatantes Exempel statuieren will. Sie verstehen mich. Ich gebe Ihnen hiermit wieder ein Pfand meines höchsten Zutrauens. Ich hätte, wenn ich nicht Ihr Interesse bei dem dritten Salontheil vorzüglich ins Auge faſste, den Inhalt dieser Vorrede bei dem ersten, besten Buchhändler als besondere Broschüre selber herausgeben und einen beträchtlichen Gewinn dafür ziehen können. Aber ich gebe dieses Stück dem Buche, und für ihren besonderen Abdruck verlange ich Nichts. — Ich nehme nur die Vorsicht, von dem Manuskript eine besondere Abschrift zurückzubehalten, und fehlt im Buche auch nur ein Wort, so wird die Vorrede mit gehöriger Rechtfertigung besonders und unverzüglich erscheinen. — Ist es nicht qualsam genug, daſs ich gegen Herrn Menzel's unbeschränkte Kalumnien in der beschränktesten Weise antworten muſs? Ich hoffe, daſs er diesmal einsieht, was ihm am nützlichsten, ob Feigheit oder

Muth, und hoffentlich treibe ich ihn auf die Mensur. Er muſs von allen Seiten dazu getrieben werden; ich werde mich diesmal mit dem größten Vergnügen schlagen; gilt es doch einen Verräther zu züchtigen, wenigstens durch einzujagende Furcht. — Lassen Sie, ich beschwöre Sie, Niemanden diese Blätter sehen, damit Menzel nur bei dem Erscheinen des Buches, wenn das große Publikum zu summen beginnt, die Gefahr erfährt, und nicht vorher dagegen wirken kann. Keine Seele kennt diese Blätter, und daher nur durch Unvorsichtigkeit von Ihrer Seite könnte Menzel allzu frühzeitig Etwas erfahren. Schreiben Sie mir gleich Antwort, und schicken Sie mir auch die Aushängebogen des Abdrucks meines von Aix aus geschickten Manuskriptes; tagtäglich erwarte ich dieselben. Opfern Sie mich nicht, vielmehr helfen Sie mir in dieser trüben Zeit.

Für jetzt noch kein Wort über die Herausgabe der neuen Auflage meiner Gedichte — wenigstens heute nicht, denn hier habe ich noch ausführlicher zu sprechen. Ich habe ein besonderes Projekt, welches Ihnen wahrscheinlich zusagt. Wenigstens will ich für dieses wichtigste meiner Bücher etwas Wichtiges thun.

Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir umgehend Antwort. Sind Sie vielleicht bei Kassa, so

warten Sie nicht, bis ich auf Sie trassiere, sondern schicken mir mal Geld aus freier Faust; denn in diesem Augenblick bin ich von Morgen bis Abend in beständiger Geldsorge, und nur des Nachts, im Traume, denke ich an andre Kümmernisse. Schon daran, dass ich Sie bitte, mir Geld zu schicken, sehen Sie, wie sehr Sie sich in Ihrem letzten Briefe geirrt haben, und wie wenig ich wünsche, unsere Verhältnisse aufgelöst zu sehen. — Leben Sie wohl und bleiben Sie mir freundschaftlich gewogen. Ich bitte den lieben Gott inständigst, Ihnen langes Leben, Gesundheit, Generosität und Reichthum zu schenken, auch bitte ich ihn, Ihren Muth zu renovieren, nicht den persönlichen, woran ich nie zu zweifeln hatte, sondern den buchhändlerischen. Welch ein kühner Jüngling waren Sie einst, Sie sahen mit unerschrockenem Blick in die schwarzen Höhlen, wo die Preßbengel in fürchterlicher Bewegung . . . Ich lasse Sie jetzt abmalen mit einer Schlafmütze von Korrekturbogen, worauf jedes kühne Wort mit Röthel angestrichen!

Ihr Freund

H. Heine.

Cité Bergère Nr. 3.

---

20. An August Lewald.

Paris, den 25. Januar 1837.

Wenn man den Leuten gar zu Viel zu schreiben hat, unterlässt man das Schreiben ganz und gar, doch die Nothwendigkeit drückt mir heute die Feder in die Hand. — — Ihrem Stile muss ich die höchsten Lobsprüche zollen. Ich bin kompetent in Beurtheilung des Stils. Nur, bei Leibe, vernachlässigen Sie sich nicht und studieren Sie immerfort die Sprachwendungen und Wortbildungen von Lessing, Luther, Goethe, Varnhagen und H. Heine; Gott erhalte diesen letzten Klassiker! —

Durch Herrn * * werden Sie den schönen Teppich erhalten haben, den Mathilde für Sie gestickt hat. Durch diese mühsame und langwierige Arbeit hat sie mir bewiesen, dass sie während meiner Abwesenheit sehr fleißig und also auch treu war. An Freiern hat es ihr unterdessen gewiss eben so wenig gefehlt, wie der seligen Penelope, die ihrem heimkehrenden Gatten ein weit zweideutigeres Zeugnis ihrer Treue überlieferte. Oder glauben Sie wirklich, dass diese Madame Ulysses des Nachts das Gewebe wieder aufgetrennt, woran sie des Tags gesponnen? Dieses hat sie dem Alten weis-

gemacht, als Dieser sich wunderte, warum er gar kein Werk ihrer Hände vorfand; die Saloppe hat Tag und Nacht mit ihren Freiern verbracht und nur Intrigen gesponnen. — Sie glauben kaum, mit welchem liebevollen Fleiße meine Mathilde an dem Teppich arbeitete, als sie wusste, dass ich Ihnen denselben zum Geschenke bestimmte. — Wir leben Beide sehr glücklich, d. h. ich habe weder Tags noch Nachts eine Viertelstunde Ruhe . . . ich war immer der Meinung, dass man in der Liebe besitzen müsste, und habe immer Opposition gebildet gegen die Entsagungspoesie; aber das Platonische hat auch sein Gutes, es verhindert Einen nicht, am Tage zu träumen und des Nachts zu schlafen, und jedenfalls ist es nicht sehr kostspielig.

Auch für die freundschaftliche Theilnahme, womit Sie sich für meine pekuniären Interessen bemühen, meinen Dank. Das Projekt, durch die Ausgabe meiner Gesammtwerke mir in dieser betrübsamen Zeit eine bedeutende Summe zu gewinnen, ist gewiss wichtig genug, und ich will es jetzt auch durchaus exekutieren; früher war ich des Geldes nicht so bedürftig und zögerte, jetzt aber bedarf ich aufs dringendste einer erklecklichen Summe, wenn ich nicht einen Plan aufgeben soll, wovon ich Ihnen mündlich sprechen werde, und der es wohl verdient,

dass ich einige tausend Gulden in die Schanze schlage. Vor etwa zwei Monaten schrieb mir die Brodhag'sche Buchhandlung in dieser Beziehung, aber ich antwortete ihr nicht, da ich der Meinung war, dass es die alte Buchhandlung dieses Namens sei. Nun kommt Herr Hvas, bringt mir einen persönlichen Empfehlungsbrief von Ihnen, und erklärt mir, wie eine ganz neue Buchhandlung unter jener Firma stecke. Ihr zweiter Brief kam etwas spät.

Vorgestern, lieber Freund, erhielt ich nun einen Brief von der Brodhag'schen Buchhandlung, worin sie mich drängt, ihr über den Verlag meiner sämmtlichen Werke meine bestimmtesten Bedingungen zu melden, und auch verspricht, wenn dieselben nicht exorbitant seien und von ihr angenommen würden, mir einen großen Theil des Honorars gleich voraus auszuzahlen.

Und nun, Freund, leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald Antwort. Können Sie mir in Betreff der Gesammtausgabe bestimmte Offerten mittheilen, so wär' mir Das sehr lieb; denn, wie gesagt, ich habe große, kostspielige Reiseprojekte und brauche viel Geld. Mit den deutschen Regierungen gestaltet sich mein Verhältnis täglich versöhnender, und sogar in Preußen haben die höchstgestelltesten Staatsmänner, ja die einflussreichsten, sich zu meinen

Gunsten ausgesprochen. In Östreich ist der Fürst Metternich mir ungemein hold, wie ich höre, und verwendet sich für mich. Ohne dass ich nöthig habe, auch nur ein Wort gegen meine Überzeugung zu sprechen, kommen die Leute von ihrem Misswollen zurück. Freilich, sie wissen, wie schlecht ich stehe mit den Jakobinern, und wie mein Streben kein politisch revolutionäres ist, sondern mehr ein philosophisches, wo nicht die Form der Gesellschaft, sondern ihre Tendenz beleuchtet wird. Sagen Sie mir, was es literarisch Neues giebt; ich höre Nichts — und wenn ich die Augen aufmache, so sehe ich nur Franzosen, und wenn ich sie schließe, sehe ich wieder gar Nichts.

---

21. An August Lewald.

Paris, den 1. Februar 1837.

... Über den Verlag meiner sämmtlichen Werke habe ich noch nichts Bestimmtes verhandelt, und in dieser Beziehung erwarte ich noch immer Nachricht. Ich wiederhole, dass mein Reiseplan mich nöthigt, hierüber endlich, so bald als möglich, ins Reine zu kommen, nicht eigentlich sowohl weil ich

des Geldes so sehr bedürfte, als vielmehr weil ich diesem Geschäfte eine gewisse Zeit weihen müsste und für eine gewisse Zeit auch meinen Aufenthalt in der Nähe des Druckorts nehmen wollte, und doch von sehr wichtigen Verhältnissen für den nächsten Sommer sehr ferne und lange in sehr weiter Ferne festgehalten werde. Bei der Kenntnis meines antidemagogischen Wesens, werden Sie wissen, dass meine Missverständnisse mit den Regierungen, wo nicht in kurzer Frist, doch immer sehr bald ausgeglichen werden, und der Verleger daher in dieser Hinsicht Nichts riskiert.

Hier hat die ganze Welt die Grippe.

Ich habe unlängst in einem Journal eine Äußerung wieder gefunden, die mir mal im Gespräch mit Herrn * * entfallen ist. Hat Dieser Etwas über mich geschrieben, und was? — Überhaupt, was giebt es Neues, was mich interessieren könnte?

---

22. An August Lewald.

Paris, den 11. Februar 1837.

. . . Wenn Sie die Grippe nicht haben, so rathe ich Ihnen, den Göttern dafür aufs schönste

zu danken. Ich fühle mich endlich ebenfalls erreicht von dieser charakterlosen Justemilieu-Krankheit, die Ludwig Philipp erfunden zu haben scheint, wodurch man weder leben noch sterben kann, eine Cholera ohne Gefahr und Poesie. In dieser widerwärtigen Periode musste mir der Antheil, den Sie an meinen wichtigsten Interessen nehmen, doppelt erfreulich sein! Ich schreibe vorerst nach Hamburg an meinen Freund Campe einen zartgefühlten Brief, worin ich ihm den Stand der Dinge aufs zarteste beizubringen suche, damit er mir nicht ganz abhold wird, welches mir in diesem Augenblick nicht sehr genehm wäre ... Sie kennen den Mann und verstehen mich. Verpflichtungen habe ich keine gegen ihn, vielleicht schulde ich ihm nur einige hundert Franks, was ich aus der Abrechnung ersehen werde. Es ist freilich für mich vom größten Werthe, das Geschäft so bald als möglich abzuschließen, damit ich meine großen Reiseprojekte desto schneller ausführen kann; aber die angedeuteten Rücksichten gebieten mir dennoch, mich nicht zu übereilen. Das Gebot von Scheible ist verdammt niedrig; die Bedenklichkeit in Hinsicht Preußens macht mir jedoch die wenigste Sorge, und so denke ich, ich werde wohl mit ihm durch gegenseitige Koncessionen fertig werden können. Doch hierüber künftig. Nur so Viel: sein grader, ehrlicher,

bestimmter Brief hat mir sehr wohl gefallen, und ich glaube, mit ihm das Geschäft recht bald und zu beiderseitiger Freude abzuschließen. Ich lasse ihn bitten, unterdessen gar nicht davon zu sprechen, damit manche Milde, die in Allem, was ich jetzt schreibe, bemerklich sein wird, nicht misdeutet werden mag.

---

23. An Hvas.

(Geschäftsführer der Brodhag'schen Buchhandlung in Stuttgart.)

Paris, den 24. Februar 1837.

Werthester Herr Hvas!

Ich hoffe, dass diese Zeilen Sie ganz hergestellt finden, und ich bedaure sehr, dass Sie mir in Ihrem letzten Briefe nicht gesagt haben, wie die Reise in Ihrem bedenklichen Zustande auf Sie gewirkt hat. Was mich betrifft, so leide ich seit vier Wochen an der Grippe, und ich fürchte, die beikommende Arbeit, die Vorrede zum „Don Quixote," hat der Influenz dieser Krankheit nicht entgehen können. Sie hätten dieselbe aber bereits längst in Händen, wenn mir Ihr Brief nicht durch Portier- oder Briefträger-Dummheit so spät zukam,

und dann mußte ich den Anfang wieder ganz umarbeiten, als ich Ihren zweiten Brief erhielt, worin Sie mir melden, daß der Übersetzer auch Viardot's Bericht über das Leben des Cervantes mittheilt. Überhaupt aber war es mir störsam, daß ich nicht wußte, mit welchen Noten oder sonstigen Erklärungen der Übersetzer das Buch begleitet, und daß ich nur wenige von den Holzschnitten bis jetzt sehen konnte. Und doch war Vieles hierüber zu sagen. Wenn Sie am Schlusse etwa Noten geben (geben Sie sie bei Leibe nicht unter dem Text), so möchte ich wohl noch einige Schlußworte, eine kleine Nachrede, zum „Don Quixote" geben, und ich glaube, da Sie das Buch wahrscheinlich in Lieferungen publicieren, ist Dergleichen dieser Publikation förderlich. Es versteht sich, daß ich Nichts dafür verlange. Da ich für solches Nachwort Zeit genug habe, so kann ich ohne Mühe in einer kleinen Mußestunde etwas Besseres schreiben, als jetzt mit aller Anstrengung. Für diesen Fall dürften Sie ankündigen, daß ich das Buch mit Vorrede und Nachwort begleite.

Warum ich der Brodhag'schen Buchhandlung auf ihren Brief, wo sie wiederholt meine Bedingungen für die Gesammtausgabe zu kennen wünscht, nicht antwortete, warum ich wahrscheinlich mit einer anderen Buchhandlung, die mir weit

unter meiner Erwartung stehende Offerten macht, aber diese Offerten ganz bestimmt mir entgegen bringt, nächstens abschließe, wird Ihnen Herr Lewald erklären, und auch Sie werden es leicht begreifen, wenn Sie sich Dessen, was wir in dieser Beziehung hier in Paris gesprochen haben, erinnern. Befremdlich war es mir, dass in dem Brief der Brodhag'schen Buchhandlung mit keinem Worte des „Don Quixote's“ Erwähnung geschah — und da ich nur von Ihnen darüber Bericht und Rimesse erhielt, so schicke ich Ihnen meine Arbeit, und nicht der Buchhandlung, deren Personal ich nicht kenne; und Sie, mein werthester Herr Hoas, bitte ich, mir den Rest des Honorars, 500 Franks, in einem Wechsel auf Paris recht bald zuzusenden. Ich sage: so bald als möglich, denn ich bin nicht stark bei Kasse. —

Da ich in Ihnen einen ungewöhnlichen Scharfblick für buchhändlerische Geschäfte entdeckt zu haben glaube, auch sonstig das größte Vertrauen in Sie setze, so wünschte ich, dass Sie meiner nicht vergessen, wenn sich die Gelegenheit bietet, in einer literarischen großen Unternehmung meine Thätigkeit und meinen Namen zu benutzen. Sie dürfen überzeugt sein, dass man mit mir leicht fertig wird. Vielleicht schreibe ich Ihnen nächstens über ein

Unternehmen, wobei Ihre Einsicht mir vielleicht von großem Nutzen sein kann. Mit Ihnen möchte ich gern in Geschäftsverbindung bleiben. Die Brodhag'sche Buchhandlung ist für mich eine unbekannte Größe, und ich kann kein Geschäft machen, wenigstens keins, wo die höchsten Interessen auf dem Spiele stehen, ohne die Personen zu kennen. Jedenfalls bitte ich Sie aber, so bald Sie mir über die definitive Gestaltung dieser Buchhandlung etwas Genaues sagen können oder dürfen, es gelegentlich nicht zu unterlassen; auf Diskretion dürfen Sie rechnen.

Leben Sie wohl, schreiben Sie mir bald, schicken Sie mir bald Geld, und wenn der Druck des Buches beginnt, schicken Sie mir die ersten Aushängebogen. Auch sagen Sie mir genau, wie lang' der Druck dauert, damit ich mich darnach richte für den Fall, daſs Ihnen mein Vorschlag einer Nachrede zusagt.

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Heinrich Heine.

24. An August Lewald.

Paris, den 28. Februar 1837.

... Herr X. war hier, und war sechsmal vergebens in meinem Logis, konnte mich nicht sprechen, (weil ich gar keinen Deutschen annehme), schrieb mir endlich, dass er bald abreise, und reiste ab, ohne dass ich ihn sah. Jetzt höre ich, dass er ein sehr ordentlicher Mensch sei, und vielleicht schreibe ich ihm diese Tage selber, dass ich bedaure, ihn nicht gesehen zu haben.

---

25. An Julius Campe.

Paris, den 1. März 1837.

Liebster Campe!

Ihre Briefe vom 20. und 21. Februar habe ich richtig erhalten, und ich eile, zunächst den letzteren zu beantworten. — Ich habe wohl Verdriesslichkeit, ja gar starkes Poltern von Ihnen erwartet, aber doch keine offenbare Ungerechtigkeit. Wie sehr ich mich eben jetzt freundschaftlich gegen Sie erwie-

sen, will ich Ihnen, obgleich ich heute den rasendsten Kopfschmerz habe, beweisen.

Auf die wiederholten Anträge der Brodhag'schen Buchhandlung antwortete ich nicht einmal. Erst als der Geschäftsführer derselben, Herr Hvas, hier war und ein kleines Geschäft mit mir machte, nämlich eine Vorrede zum „Don Quixote" für 1000 Franks von mir kaufte (welche ich ihm diese Tage zuschickte), ließ ich mich über den Antrag des Verlags einer Gesammtausgabe meiner Werke folgendermaßen gegen ihn vernehmen: ich habe nie mit Julius Campe über eine Gesammtausgabe meiner Werke kontrahiert, ich habe ihm immer nur einzelne Bücher in einzelnen Ausgaben verkauft, ich sei weder durch Kontrakte, noch durch mündliche Versprechungen im mindesten gehalten, ihm den Verlag der Gesammtausgabe vorher anzubieten, ehe ich mit jedem Andern darüber abschlösse, ich habe sogar Ursache, mit ihm als Verleger wegen Censurgeschichten und Honorarknickereien unzufrieden zu sein; doch sei ich mit ihm persönlich zu sehr befreundet und es wäre mir zu sehr empfindlich, wenn er auch nur den geringsten Grund einer schlechten Behandlung gegen mich hegen könnte, und ehe ich das Gebot, das mir ein Anderer für die Gesammtausgabe machen würde, annehme,

würde ich an Julius Campe dasselbe Geschäft zu denselben Bedingungen anbieten und ihm damit beweisen, dass ich gezwungen sei, auch meine späteren Werke in einen anderen Verlag zu geben. Später werde ich Ihnen den Grund sagen, weshalb ich Abneigung hegte, mit der Brodhag'schen Handlung mich für eine Gesammtausgabe einzulassen, selbst für den Fall, dass Sie nicht darauf eingingen; wahrlich nicht des Geldes wegen, denn es ist sehr wahrscheinlich, dass sie mir nicht sehr tief unter 20.000 Florins geboten hätten, die Hälfte bar, die andere Hälfte in jährlicher Rente (was mich freilich nicht sehr avanciert hätte). Dass ich, wenn die jetzigen Censurzustände nicht wären, auf mehr als 20.000 Florins rechnen konnte, ist mir nicht bloß wahrscheinlich, sondern auch gewiss; ich versichere Sie, dass Cotta gegen einen meiner Freunde geäußert, diese Summe wäre zu einer milderen Zeit sehr annehmbar für den Verleger. (Er sagte Dieses vor einem Jahre.) Weder an ihn, noch an einen Andern habe ich mich, auf Ehre, jemals in dieser Beziehung gewendet. Der Brief von Scheible kam mir ganz unerwartet. Acht Tage lang ließ ich ihn verdrießlich auf dem Tische liegen, unmuthig über die Geringheit der Summe, unmuthig über meine jetzige Geldverlegenheit, die ich Herrn Hvas

nicht verborgen, und die durch das Zusammenklatschen der Stuttgarter Buchhändler auch dem Scheible, bekannt sein musste. — Lewald schrieb mir auch dass ich später zu grösseren Summen gelangen könne, dass ich aber jetzt wenigstens den Vortheil hätte, so bald ich mit Scheible abschlösse, mit umgehender Post 10.000 Franks bar zu erhalten. — Und ich entschloss mich, an meine Mutter zu schreiben, und Ihnen die Exploitation zu einer Gesammtausgabe meiner Werke auf zehn Jahre zu denselben Bedingungen, die ich Scheible bewilligen würde, anzubieten. Erst Mitte voriger Woche schrieb ich Antwort an Herrn Scheible, damit er mein Stillschweigen nicht missdeute und sich nicht einbilde, ich suche bei einem anderen Verleger eine höhre Summe zu erlangen, und zögere desshalb mit Antwort. Ich schrieb ihm zum ersten Mal in meinem Leben, ich sagte ihm, was ich bereits an Herrn Hvas gesagt, dass ich, bevor ich Etwas einginge, zuerst an Sie schriebe, dass ich Ihnen das Geschäft anbiete, obgleich ich leider keine Hoffnung des Erfolges hege, dass ich Dieses thue, um mit Ihnen in guter Freundschaft zu bleiben, aus Kourtoisie, und dass, sobald ich Antwort von Ihnen erhielte, nämlich abschlägige Antwort, ich umgehend mit ihm abschließen werde unter Bedingungen, die von den

vorgeschlagenen nicht sehr abwichen, und von deren Annahme ich schon durch Lewald überzeugt war. Diese Abweichungen betreffen namentlich 1) die Erlassumme für den Fall, dass in einer gegebenen Frist die preußische Regierung die Censurstrenge gegen mich nicht aufhebt, und dann 2) den Wunsch, dass ich der Gesammtausgabe meine Biographie voransetzte. Schon Lewald hatte mir gesagt, dass Letzteres nicht besonders exigiert werde, und ich sagte Herrn Scheible: für den Fall, dass ich mit ihm abschlösse, sei ich nicht geneigt, einen kurzen, dürren Lebensabriss zu geben, sondern ein großes Buch, vielleicht mehre Bände, welche den Schluss der Gesammtausgabe bilden sollten und die ganze Zeitgeschichte, die ich in ihren größten Momenten mitgelebt, umfasse, sammt den markantesten Personen meiner Zeit, ganz Europa, das ganze moderne Leben, deutsche Zustände bis zur Juliusrevolution, die Resultate meines Aufenthaltes im Foyer der politischen und socialen Revolution, das Resultat meiner kostspieligsten und schmerzlichsten Studien, das Buch, das man ganz eigens von mir erwartet — und für dieses Buch würde ich ein ganz außerordentliches Honorar per **Druckbogen** und einen unbestimmten Lieferungstermin verlangen.

Sie sehen also, liebster Campe, dass ich bei

dieser Gelegenheit eher Lob, als Tadel, von Ihnen verdiente; dass ich, um Ihre Freundschaft zu behalten, das größte Opfer brachte — Zeitverlust. Denn, Sie dürfen sich darauf verlassen, und Sie selber wissen es eben so gut, als ich, ich habe das unwiderlegbarste Recht zu jener Gesammtausgabe (wie der Fall oft genug vorgekommen und alle Buchhändler es den Schriftstellern immer eingeräumt), ich bin durch Nothwendigkeit gedrängt, mir Geld zu schaffen in kürzester Frist — und dennoch habe ich Ihnen erst geschrieben, verliere dadurch vier bis fünf Wochen, gewährte Ihnen Zahlungserleichterungen, wobei ich doch immer eine gute Summe Interessen einbüße — und Alles der bloßen Hoffnung wegen, dass wir vielleicht bei einander bleiben können! — Dass Sie jetzt ein Auskunftsmittel gefunden haben, bei Gott! Das erfreut mich in tiefster Seele — und wie Sie bei näherem Ermessen meiner Handlungweise eingestehen werden, dass ich offen und freundschaftlich gehandelt, so sollen Sie auch sehen, dass ich wirkliche Opfer bringe, um Sie zu kontentieren, um alle Missmüthigkeiten und Missverständnisse auszugleichen, und für die Folge alle möglichen Kontestationen fortzuräumen. Wenn es mir bei meinem Kopfschmerz möglich ist, so schicke ich Ihnen noch heute

einen Kontrakt, worin ich Ihnen mehr zugestehe, als Sie wohl erwarten, und auf dessen Annahme ich rechne. Ich habe keine Zeit zu verlieren, und bin nächsten Monat, nämlich in vier Wochen, in großen Zahlungsnöthen.

Hätte ich an Scheible die Gesammtausgabe meiner sämmtlichen Werke auf zehn Jahr verkauft, so verkaufte ich sie ihm nur als Gesammtausgabe, nur als solche durfte er sie debitieren, gleichviel ob in einem Bande oder in Lieferungen von zwei Bogen, gleichviel auch in welchem Formate, aber immer nur als Gesammtausgabe, und hier behielt ich Ansprüche auf die Auflagen einzelner Schriften; Ihnen aber, liebster Campe, mache ich ein Zugeständnis, das Ihnen vielleicht eben so Viel werth ist, wie die ganze Exploitation der Gesammtausgabe: ich gestatte Ihnen nämlich, neben der Gesammtausgabe während zehn Jahren von den einzelnen Schriften, die Sie von mir im Verlag haben, so viel' besondere und öftere Auflagen zu machen, als Sie nur immer wollen — Und, ehrlich gestanden, werden Sie durch diesen Vortheil nicht schon allein für die Summe gedeckt, die Sie mir jetzt auf einmal bewilligen, und Sie mir doch mit der Zeit für nach einander folgende Auflagen gegeben hätten? Dieses Zugeständnis will

ich im Kontrakte besonders hervorheben, und ich bitte, jetzt ehrlich zu gestehen, ob ich Sie nicht freundschaftlich behandle, und ob Sie nicht ein gutes Geschäft machen! Was ich thun kann, soll immer zu Ihrem Vortheile geschehen, nnd ich gebe Ihnen mein Wort, ich werde aufs gewissenhafteste Ihr Interesse bei jeder Gelegenheit zu fördern suchen. Sie wissen, wie ich im Stande bin, wenn ich will, das Publikum zu bewegen, und ich irre mich nie in meinen Erwartungen. Ich habe Ihnen eben jetzt den Beweis gegeben, dass bei allen reizendsten Verlegeranträgen ich auf jeden Fall immer an Sie zunächst denke, und Ihnen immer billigere Bedingungen als Anderen gewähre. Sie wissen, ich halte meine Versprechungen in solcher Beziehung gewissenhaft. Hätte ich nicht heute rasenden Kopfschmerz, so würde ich Ihnen über das nächste Buch, das ich herausgebe, das Umständlichste mittheilen. Ich habe nämlich wirklich schon begonnen, mein Leben zu schreiben; nur der Zeitumstände wegen zögere ich gern mit dieser Publikation, ich wollte ihr auch den höchsten Glanz verleihen und lange daran schreiben; aber gern kontrahiere ich schon jetzt mit Ihnen über dieses Werk, wie ich es immer lange vorher mit meinen Büchern zu machen pflegte, und ich glaube: wenn es einst den Schluss der Gesammt-

ausgabe bildet, ist der Werth derselben unberechenbar zu Ihrem Vortheile erhöht. Die Gesammtausgabe möchte ich mit einer schönen Vorrede eröffnen, und deßhalb möchte ich doch genau wissen, wann diese wohl gedruckt wird. Wir nennen das Werk „eine durchgesehene, verbesserte und vermehrte Gesammtausgabe." Ich möchte sie wirklich gern genau durchsehen, ein für alle Mal. Da ich nicht Viel in Zeitschriften geschrieben, was nicht schon in Büchern aufgenommen, da auch bei meiner Mutter alle meine Manuskripte verbrannt sind, die ich wohl als alten Hexel mitgeben könnte, so wird die Vermehrung nicht sehr groß sein; jedenfalls aber wird doch wohl ein Band herauskommen, wenn ich das einzeln in Blättern Zerstreute und etwa einiges noch ganz Ungedrucktes zusammen stoppele. Für diesen Band, den Sie aber in keinem Fall besonders drucken dürfen, werde ich gar Nichts verlangen.

Mein Kopf thut mir zu weh, als daß ich Ihnen heute mehr schreiben könnte; die Hauptsache war mir, jeden Verdacht der Unredlichkeit und Zweideutigkeit in unserem Verkehr von mir abzuwenden. Morgen schicke ich an meine Mutter das Formular zum Kontrakte, und ich werde Alles drin vermeiden, was Ihnen undeutlich oder miß-

fällig sein könnte, so dass Sie mir das Duplikat gleich mit Ihrer Unterschrift zuschicken können und ich keine Zeit verliere. — Sein Sie Dessen nur eingedenk, dass ich immer gern mehr leiste, als ich verspreche. Trauen Sie mir, wie Sie es bisher gethan haben, und sein Sie überzeugt: wo nicht meine materiellen Interessen es verbieten, werde ich auch in Geschäften meine Freundschaf, für Sie nie verleugnen.

H. Heine.

---

26. An Julius Campe.

Paris, den 17. März 1837.

Liebster Campe!

Ihren Brief vom 9ten habe ich durch Einschluss meiner Mutter richtig erhalten. Ich habe keinen Augenblick gezweifelt an der bonne foi, die sich darin aussprach, und betrachte unser Geschäft in diesem Augenblick bereits als abgeschlossen; ich weiß, was es heißt, wenn Julius Campe bis am Halse in der Krebssuppe sitzt, wenn er seine Makulaturlatrinen fegt, und die Frist von acht Tagen, die

Sie noch verlangten, ward Ihnen gern gestattet. Das Verdrießliche dabei war mir nur, dass die Stuttgarter unterdessen sich einbilden, ich zöge sie an der Nase herum, um von andern Buchhändlern mehr Geld zu erlangen, (welches Letztere gewiss leicht wäre.) Ich freute mich schon darauf, jetzt nach Stuttgart schreiben zu können, dass Freund Campe, so bald ich ihm das Geschäft vorgeschlagen, mir gleich die ganze Summe in barem Gelde, nämlich Tratten, zugesendet. Auf jeden Fall sage ich Das später, so bald ich Mitte nächster Woche, wie ich rechne, den unterschriebenen Kontrakt von Ihnen erhalten.

In großer Verlegenheit befinde ich mich noch wegen der Vorrede zum „Salon"; bis heute habe ich diese Druckbogen noch nicht erhalten, und ich bitte Sie inständigst, angstvoll dringend, nach der Druckerei zu schreiben, dass man sie mir schleunigst zuschickt, unter Kreuzkouvert. Da ich jetzt nicht nach Straßburg, und am wenigsten nach Stuttgart, auch nicht nach Baden-Baden reisen werde, sondern nach Boulogne sur mer, und zwar, so bald es mir möglich ist: so bitte ich Sie, die Vorrede, so bald sie erscheint, an den Dr. Menzel nach Stuttgart zu schicken und ihm zu bemerken, meine Adresse sei: Cité Bergère Nr. 3 in

Paris. — Ich habe, wie Sie am besten wissen, lange gezögert, ehe ich diese Vorrede schrieb; es war aber meine Pflicht. — Ich bin neugierig, ob die Deutschen bei diesem Skandal wieder ungerecht gegen mich sein werden.

Tag und Nacht beschäftige ich mich mit meinem großen Buche, dem Romane meines Lebens, und jetzt erst fühle ich den ganzen Werth Dessen, was ich durch den Brand im Hause meiner Mutter an Papieren verloren habe. Ich hatte die Absicht dieses Buch erst in späteren Zeiten herauszugeben, aber, angeregt durch die Idee der Gesammtausgabe meiner Werke, soll es das Nächste sein, was das Publikum von mir erhält; Nichts soll früher von mir herauskommen. Ich habe Ihnen in meinem letzten Briefe bereits gesagt, dass ich mich freue, ein solches Buch Ihnen anbieten zu können. Die Verstimmung, die ich vielleicht, durch Geldnoth, unverschuldete Geldnoth gedrängt, bei Ihnen erregt, als ich Ihnen zur ungelegenen Zeit den Verlag der Gesammtausgabe auflud, diese Verstimmung, wenn sie nicht etwa schon ganz verflogen ist, werde ich durch jenes Buch, welches alle früheren an Interesse überbietet, ganz in Vergessenheit bringen. Sie wissen, ich prahle nicht, und ich kann schon jetzt das Außerordentlichste

prophezeien, da ich das Publikum kenne und genau weiß, über welche Personen, Zustände und Ereignisse es belehrt und unterhalten sein will. Ich habe Ihnen ebenfalls gesagt, daſs Sie bereits jetzt mit mir über dieses Buch kontrahieren können, und ich nur in Betreff der Lieferungszeit und des Volumens nichts Genaues sagen kann; unter der Hand nämlich dehnt sich mir der Stoff, und was ich heute auf zwei Bände schätze, könnte späterhin über drei hinauslaufen. Sagen Sie mir als ehrlicher Mann: wie Viel können Sie mir per Druckbogen (nach dem „Reisebilder"-Format) geben, und wie viele Exemplare lassen Sie abdrucken? — und wenn Sie wohlerwägt haben, daſs hier auf einen ganz anderen Absatz zu rechnen ist, als bei Stoffen, die ich bisher in meinen Büchern traktiert, und wenn Sie die Erhöhung meiner Renommée und mein Recht auf erhöhete Ansprüche wohlerwogen haben und mir Billiges vorschlagen, so dürfen Sie drauf rechnen, mit umgehender Post Ihre Anwartschaft auf dieses Buch kontraktlich unterzeichnet zu sehen. Sein Sie überzeugt, daſs ich nur wünsche, Sie zu verpflichten und Ihnen den besten Beweis zu geben, wie großen Werth ich darauf lege, die alten freundschaftlichen Verhältnisse mit Ihnen aufs erfreulichste fortzusetzen. Wir

sind Beide noch keine Greise und können noch viel für einander thun.

Ihr Freund

H. Heine.

---

27. An August Lewald.

Paris, den 10. April 1837.

Liebster Lewald!

In Beziehung auf meinen letzten Brief, sende ich Ihnen einige Zeilen für Cotta; ich glaube doch, Das wird ihm Zutrauen einflößen, dass ich auf Rechnung Dessen, was ich ihm in diesem Jahre liefere, schon jetzt Geld nehme. Vergessen Sie nicht, mir zu melden, ob er mir erlaubt und auch gern erlaubt, die erwähnte Summe auf sein Haus zu trassieren. Vergessen Sie Das nicht. — An den „Grabbe" habe ich bereits Hand gelegt; aber ich will nicht weiter schreiben, ehe ich Duller's Biographie des Unglücklichen gelesen. — Von Berlin noch keine bestimmtere Nachricht; ich beziehe mich ganz auf mein letztes Schreiben. Das Projekt will ich wahrlich nicht so leicht aufgeben. — Gutzkow's

Skandalsucht ist sehr fatal. Nun gar liegt er dem aufreizenden Julius in Händen.

28. An Julius Campe.

Paris, den 13. April 1837.

Liebster Campe!

Ihr Brief vom 5ten April nebst dem in Duplo unterschriebenen Kontrakt habe ich richtig erhalten; das eine Exemplar dieses Kontraktes, welchem ich meine Unterschrift zufügte, erhalten Sie anbei zurück, und ich bitte, mir von dem richtigen Empfange Anzeige zu machen. Wie sehr ich mich freue, diesen Gegenstand (unter so ungünstigen Umständen betrieben) endlich erledigt zu sehen, davon haben Sie keinen Begriff. Ton, Stil, Zerstreutheit, die Sie in meinen letzten Briefen bemerkt haben müssen, dürfte Ihnen schon von selbst bewiesen haben, wie peinlich es mir war, mit einem alten Freunde meine Interessen zu verhandeln, ohne auf die seinigen die Hauptrücksicht nehmen zu können. Daß aber dennoch die Ihrigen mir Viel gelten, daß ich sie nie außer Augen lasse, werde ich nun wohl bald Gelegenheit haben zu beweisen. Und nun eine Bitte noch: glauben Sie mir auf mein Wort, daß ich

offen in der ganzen Sache gehandelt — es fehlt mir an Zeit, sonst würde ich auch Das heute Ihnen haarklein beweisen.

Ob ich den Prospektus zur Gesammtausgabe selbst schreibe, oder ihn von einer bedeutenden Feder schreiben lasse, Das weiß ich auch noch nicht. Dieser Tage (aber Das bleibt unter uns) schreibe ich an Varnhagen v. Ense, und erlauben es ihm seine preußischen Verhältnisse, einen solchen Prospektus für mich zu schreiben, so wäre Das in doppelter Rücksicht vortheilhaft. Ich denke, mit Preußen, in so weit es meiner Ehre ziemt, befriedet zu werden. Eine vorläufige Anzeige an das Publikum, wie Sie solche verlangen, werde ich dieser Tage anfertigen, und Ihnen zuschicken. — Ich beabsichtigte vor einiger Zeit, das „Buch der Lieder" mit einer von einem Freunde abgefaßten biographischen Vorrede herauszugeben, Alles, was ich metrisch geschrieben habe, hinzuzufügen, und das Ganze „Gedichte" zu nennen. Aber die Herausgabe der Gesammtwerke verrückt ganz diesen Plan. Zunächst weil ich jetzt mein Leben selbst im Großen herausgebe und solches mein nächstes Buch sein wird. Dann auch wegen eines Grundes, der jetzt, gottlob! nicht mehr stattfindet. Und endlich weil die Anordnung der Gesammtausgabe folgende ist:

Die zwei ersten Bände der Gesammtausgabe betitele ich „Gedichte," und der erste Band erhält den Untertitel: „Buch der Lieder." Er soll auch das ganze „Buch der Lieder" enthalten. Der zweite Band enthält einen Theil älterer Gedichte, die ich nicht ins „Buch der Lieder" aufgenommen, dann die beiden Tragödien „Ratcliff" und „Almansor" so wie auch den „Neuen Frühling," die Gedichte, die im ersten Theile des „Salons" enthalten, und ähnliche, die zum Theil im „Morgenblatt" gedruckt, zum Theil noch im Manuskript vorhanden sind u. s. w. Das gäbe nun zwei gleich große Bände, die Sie auch, wenn Sie später wollen, in einem Band herausgeben können, wenn die Gesammtausgabe schon erschienen ist, und Dümmler nach Erscheinen derselben schon durch eine Artigkeit von meiner Seite, die ich nicht unterlassen werde, freundlich beschwichtigt sein wird. Jetzt scheint es mir unrathsam, dem „Buch der Lieder", einen neuen Titel zu geben und durch spätere Zumischung seinen einheitlichen Charakter, dem es vielleicht einen Theil des Succeſs verdankt, zu benehmen. Ich dächte daher, wir druckten das „Buch der Lieder", ganz wie es ist, mit seinem alten Titel, um dem Bedürfnis des Augenblicks zu begegnen. Ich hätte da nur die Druckfehler zu verbessern, welche ich Ihnen über-

schicken werde. Auch scheue ich mich, das Geringste davon auszuscheiden. Die, welche meine übrigen zerstreuten Gedichte zu haben wünschen, finden ja bald bei Erscheinen der Gesammtausgabe Gelegenheit, diesen Wunsch zu befriedigen, und ich glaube, es wird Manchen zum Anschaffen dieser Gesammtausgabe verlocken. Ich hatte längst gefühlt, daſs es am schönsten und literärisch rathsamsten wäre, das „Buch der Lieder" immer unverändert aufzulegen, aber ein merkantilischer Grund, den ich jetzt unerörtert lassen kann, hätte mich schier verleitet, das Buch um ein Drittel des Inhalts aufs heterogenste zu vermehren. Jetzt habe ich auch die Hoffnung, daſs Sie davon kleine Auflagen machen, und daſs das Publikum auch in der Zahl der Auflagen die Popularität des Buches sehen wird. — Für Menzel ist ein Vortheil, daſs ich jetzt nicht nach Süddeutschland reise, und, wie ich höre, hat er schon Wind von dem Verderben, das ihm droht, und wirbt Bundesgenossen; man schreibt mir, aus dem Meſskatalog sei meine Antimenzeliade kund geworden (? ich begreife nicht). Ich rechne jetzt um so peinlicher darauf, daſs nur recht viel' Exemplare meiner ganzen Vorrede ins Publikum kommen. Werben Sie auch für mich einige Champions, nämlich literärische. Denn Tinte flieſst auf jeden Fall —

Er selber freilich, hoffe ich, kommt auf die Mensur, und ich versichere Sie, ich schieße nicht in die blaue Luft.

Ihr Freund

H. Heine.

---

29. An Julius Campe.

Paris, den 3. Mai 1837.

Liebster Campe!

Von Tag zu Tag erwartete ich mit ängstlicher Spannung das Schlussresultat in Betreff der Menzeliade; ich warte deshalb mit Schreiben, und so kommt's, dass Sie die Korrekturen zum „Buch der Lieder" nicht früher erhalten. Ich bitte, für diplomatisch genauen Abdruck zu sorgen; es ist mein Hauptbuch, und ich denke, dass Sie ihm jetzt die rechte Popularität durch vielerlei Ausgaben geben werden. Um Papier zu ersparen, habe ich die Dedikationen ausgelassen; in einem kleinen Vorwort, das Sie noch erhalten werden, werde ich dieser Dedikationen kursorisch erwähnen. Wünschen Sie, dass der „Neue Frühling" dem „Buch der Lieder" noch hinzugefügt werden soll, so sagen Sie es mir umgehend, und ich schicke Ihnen die Korrekturen desselben. — Aber Menzel, Menzel? Ich bin im Begriff, von Paris

abzureisen, um die alte Bretagne zu besuchen, kann etwa nur noch acht Tage hier bleiben, und möchte doch vorher wissen, wie diese Sache steht. — Ihrem Wunsche, daſs ich dem Publikum selbst eine Anzeige mache, woraus es glauben soll, daſs eine Gesammtausgabe meiner Werke nicht so bald erscheine, will ich gern entsprechen. Zu diesem Behufe habe ich einliegende Zeilen geschrieben, die, däucht mich, das Verdienst haben, Ihnen freie Hand zu lassen für den Fall, daſs Sie das Erscheinen der Gesammtausgabe vorrücken oder weit hinausrücken wollen, je nachdem es Ihren Bedürfnissen entspricht. Das Publikum glaubt bei dieser Anzeige, daſs die Herausgabe noch in weitem Felde steht, und die Buchhändler sehen, daſs der Termin der Herausgabe ganz von Ihnen abhängt. An Scheible, der mir dieser Tage einen dringenden Brief schrieb, um endlich von mir eine definitive Antwort zu haben, habe ich nicht ohne Befangenheit antworten können; indessen, meine herzliche Freimüthigkeit wird ihm und seinen Kommittenten gefallen haben. — Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon mal gesagt, daſs ich diesen Winter eine Einleitung zum „Don Quixote" geschrieben für Herrn Hvas, den Faktor einer mir ganz unbekannten Societät; er gab mir dafür 1000 Franks und erhielt leider das Schlechteste,

was ich je geschrieben habe. — Ich hatte die Grippe, als ich Dergleichen zur bestimmten Zeit auf Kommando und aus Geldnoth schrieb. — An Varnhagen werde ich, in Beziehung auf den besprochenen Prospektus, dieser Tage schreiben; ich habe ihm eben auch zu antworten auf einen dringenden Brief, worin er Rahel's Briefe von mir verlangt. Er weiß nicht, daſs diese, vielleicht über fünfzig Stück, bei meiner Mutter verbrannt sind. Doch habe ich noch einige Briefe, die sie mir über den St. Simonismus hierher schrieb, und die das Bedeutendste sind, was je aus ihrer Feder geflossen. Ich denke für meine Lebensbeschreibung davon Gebrauch zu machen, wo ich überhaupt dieses merkwürdige Weib plastisch darstelle. — Hab' die letzten vierzehn Tage wenig arbeiten können — Weibergeschichten und Männergeschichten, nämlich Liebesklatschereien und Duelle. —

Morgen oder übermorgen schreibe ich Ihnen, wie ich es mit den Wechseln gemacht habe, da ich sie nicht nach Hamburg zum Accept schicken konnte, während Sie in Leipzig. Ich lasse noch einige Tage hingehen, ehe ich sie abgehen lasse; die Vorzeigung des Kontrakts war hinreichend, um mir in dieser Zwischenzeit Hilfe zu verschaffen und mich vor Bedrängnis zu decken. Welche Nöthen, welche Sorgen! Das Leben ist doch eine beständige Quälerei. —

Ich schreibe heute nur, weil ich mit den Korrekturen des „Buchs der Lieder" nicht länger zögern will. Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

---

30. Literärische Anzeige.

(Beilage zum vorhergehenden Briefe.)

Auf Wunsch meines Freundes Julius Campe, Inhaber der Buchhandlung Hoffmann & Campe, bringe ich zur öffentlichen Kunde, dass eine verbesserte und vermehrte Gesammtausgabe meiner Werke, die im Verlag Desselben erscheint, nicht eher in Druck gegeben wird, als bis Verfasser und Verleger, ohne Missverständnissen ausgesetzt zu sein, auf das unparteiische Wohlwollen der resp. Censurbehörden Deutschlands rechnen dürfen.

Paris, den 1. Mai 1837.

Heinrich Heine.

---

31. An Julius Campe.

Paris, den 10. Mai 1837.

Liebster Campe!

Ich schreibe Ihnen in einer sehr trüben Stimmung. Verdrießlichkeiten ohne Ende verleiden mir in diesem Augenblick das schöne Paris dergestalt, dass ich froh bin, es dieser Tage verlassen zu können. Ich wäre im Grunde bereits schon abgereist, wenn ich nicht stündlich das Resultat meiner Vorrede von Ihnen erwartete. Aber Sie schreiben mir bis heute darüber kein Sterbenswort, und Sie fühlen wohl, dass mein Missbehagen dadurch keineswegs vermindert wird. Bis künftigen Dienstag denke ich noch hier zu sein, und bis dahin hoffe ich Brief von Ihnen zu erhalten. Ich reise diesmal, statt nach der Normandie, auf einige Zeit nach der Bretagne, und finde ich dort einen wohnlichen Ort am Meer, so bade ich dort und verweile bis zum Winter. Ich bedarf der Einsamkeit zu meinen Arbeiten; eine Menge verdrießlicher Aventüren haben mich hier in den letzten vier Wochen zu keiner vernünftigen Zeile gelangen lassen; und es drückt mich, mein Leben, nämlich das geschriebene, zu beendigen.

Mit meinem Oheim Salomon Heine stehe ich

sehr schlecht, er hat mir vorig Jahr eine schreckliche Beleidigung zugefügt, wie man sie im reiferen Alter schwerer erträgt, als in der leichten Jugendzeit. Es ist schlimm genug, dass dieser Mann, der, wie ich höre, Institute stiftet, um heruntergekommene Schacherer wieder auf die Beine zu bringen, seinen Neffen mit Weib und Kind in den unverschuldetsten Nöthen hungern lässt. — Ich sage: Weib und Kind, aber unter dem ersteren Worte verstehe ich etwas Edleres, als eine durch Geldmäkler und Pfaffen angekuppelte Ehefrau.

Wahrscheinlich erhalten Sie erst vom Meerstrand Brief von mir. — Da ich, wie Sie wissen, ganz ohne literärische Nachrichten bin, so wird es mich sehr interessieren, wenn Sie mir recht Vieles schreiben. — Die Vorrede zum „Don Quixote," die ich diesen Winter für Herrn Hoas schrieb, der jetzt als „Verlag der Klassiker" sich ankündigt, muss längst erschienen sein. Ich that's des lieben Geldes wegen, und schon am schlechten Stil werden Sie es merken. — Ich tauge verdammt wenig zum Lohnschreiber. — Dem Gerücht, dass ich mich in Stuttgart niederlassen würde, bitte ich überall zu widersprechen; es liegt mir dran. Auch Cotta, wie ich es aus einem eben erhaltenen Brief ersehe, scheint es zu glauben. — Leben Sie wohl und schreiben

Sie mir Viel, und behalten Sie mich lieb und werth. Ich bin Ihnen jetzt von ganzem Gemüthe zugethan.

Ihr Freund

H. Heine.

---

32. An Julius Campe.

Paris, den 17. Mai 1837.

Und noch immer, liebster Campe! noch keine Zeile über die Vorrede des „Salons“ — Ich vergehe vor Ungeduld! — Anbei erhalten Sie die Vorrede zum „Buch der Lieder“, und ich bitte Sie für getreuesten Abdruck zu sorgen. — Die Vorrede zur Gesammtausgabe schreibe ich in den nächsten Wochen am Meer, ich denke Ihnen damit eine Freude zu machen. — Ich komme dies Jahr gar nicht aus den Vorreden heraus!

Dieser Tage, ganz bestimmt, kratze ich ab von hier; möglich ist es jedoch, daſs ich wieder nach Boulogne gehe; habe dort meine alte stille Arbeitsstube. — Leben Sie wohl und schreiben Sie mir nur recht bald.

Ihr Freund

H. Heine.



33. An August Lewald.

Granville, den 2. Junius 1837.

. . . Centnerschwer lag es mir auf dem Herzen, dass Sie mein langes Stillschweigen missdeuten könnten. Nein, es vergeht kein Tag, dass wir nicht Ihrer mit Liebe gedenken. Ich sage: wir. Sie haben mir in jüngster Zeit zu viel thätige Freundschaft gezeigt, als dass ich Ihrer vergessen könnte. Ich hätte Ihnen auch längst geschrieben, wenn ich nicht beabsichtigte, Ihnen zu sagen, wo uns Ihre Antwort treffen könnte; aber von Tag zu Tag schob ich die Reise auf, und erst heute kann ich Ihnen sagen, dass mich Ihre Briefe unter der Adresse: Mr. H. Heine, poste restante à Granville, Département de la Manche en France, richtig antreffen oder auffinden. Seit einigen Wochen habe ich Paris verlassen und durchschwärme die Bretagne, theils des Fischfangs wegen, theils auch um die Küsten kennen zu lernen, die für den Geschichtsforscher, besonders in Betreff des Vendéekrieges, interessant sind. — Ich studiere gern Geschichte an Ort und Stelle. — Mathilde hat es dies Jahr durchgesetzt, mit mir zu reisen, statt bei ihrer Mutter auf dem Dorfe die schöne Jahrzeit zu genießen.

Aber diese Begleitung hat so viel Beschwerliches wegen der Wildheit der theuren Person, wodurch ich mich beständig ängstige.

Ich schreibe in diesem Augenblick eine Reihe von Briefen, gerichtet an August Lewald, worin ich mit Humor von den letzten Gründen der Verschiedenheit des französischen und deutschen Theaters rede. —

Ich höre und sehe Nichts aus Deutschland. Lese, wie sich von selbst versteht, keine Blätter und erhalte keine literarischen Nachrichten. Ist mein dritter Salontheil mit der Vorrede heraus? Was sagt man zu letzterer? — Bitte, bitte, schreiben Sie mir bald und Viel! Sie verstehn mich!

---

34. An Julius Campe.

Paris, den 18. Julius 1837.

Liebster Campe!

Diesen Morgen bin ich wohl und heiter in Paris wieder angelangt, nachdem ich zwei Monate in der Bretagne zugebracht. Ich rechnete bestimmt darauf, hier Brief von Ihnen in Betreff meines Buches vorzufinden, und kann Ihnen nicht sagen,

wie sehr es mich afficiert, gar keine Nachricht darüber zu empfangen. Ihr letzter Brief ist mir vor etwa sechs Wochen auf der Höhe des Mont-Michel zugekommen und ich harrte mit Antwort bis zu meiner Rückkehr in Paris, die sich um einige Wochen verzögerte. Die Bretagne ist eins der merkwürdigsten Länder, und ich bereue nicht die Zeit, die ich zur Beobachtung der Natur, Menschen und Alterthümer dort angewendet. Leider habe ich in Granville und Saint-Malo dieses Jahr nicht baden können, wegen einer kleinen Unpäſslichkeit, und ich muſs dies Jahr nochmals ans Meer reisen, um zu baden. An meinem Leben habe ich weiter geschrieben. Aus einem Brief, den ich eben vorfinde, sehe ich, daſs Lewald für seine Theaterrevue einen Artikel von mir unter einem höchst drolligen Titel ankündigt; in der That habe ich für ihn kurz vor meiner Abreise eine große (über zwölf Druckbogen „Reisebilder"-Format) Arbeit geschrieben, die aber unter dem Titel „Die französische Bühne" in der Lewald'schen Revue erscheinen soll und nur den kleinen Theil eines größeren Ganzen bildet. Über falsche Titel für Artikel ärgere ich mich eben so, wie über falsche Interpunktion.

Ach, liebster Campe, in Rennes habe ich den ersten Theil der „Reisebilder" vorgenommen, um die dritte Auflage für Sie zu bereiten, und hierbei schicke

ich Ihnen auch das darauf bezügliche Druckfehlerverzeichnis, woraus Sie ersehen, daſs man mir seit meiner Abwesenheit in meinen Büchern die von den Originalen abweichendste Interpunktion druckt; ich habe nur das Wenigste redressieren können, aber ich bitte Sie sehr, sehen Sie darauf, daſs meine Interpunktion nicht willkürlich von der Druckerei geändert wird. Haben Sie zur dritten Auflage des ersten Reisebildertheils auch eine kleine Vorrede nöthig, so sagen Sie es mir. Heideloff hier hat zu den zwei Bändchen des vor fünf Jahren gedruckten „Zur deutschen Literatur" ein neues Titelblatt mit der jetzigen Jahrzahl drucken und dem zusammengehefteten alten Buche vorkleben lassen; ich glaube nicht, daſs Dergleichen erlaubt ist. — Vielleicht, wenn ich dieses Jahr nach Boulogne gehe, mache ich einen Abstecher nach London. — Ich habe drei Tage und zwei Nächte durchgereist, mein Kopf ist noch wie zerbröckelt; Sie werden's diesem Brief ansehen. Doch wollte ich Ihnen gleich bei meiner Ankunft schreiben und Ihnen das einliegende Druckfehlerverzeichnis schicken. Und nun bitte ich um baldigste Auskunft über mein Buch.

Leben Sie wohl und bleiben Sie mir freundschaftlich zugethan, wie ich es Ihnen bin, jetzt gewiſs von ganzer Seele. Wir werden noch manche ge-

meinsame Freuden mit einander haben und ich werde gewiss von jetzt an Alles thun, damit Sie mit mir zufrieden seien. — Ich kann vor Ermüdung heute nicht weiter schreiben.

Ihr Freund

H. Heine.

---

35. An Maximilian Heine.

Havre de Grâce, ich glaube den 5. August 1837.

Geliebter Bruder Max!

Einige Stunden vor meiner Abreise von Paris erhielt ich Mutters Brief, worin sie mir sagte, dass du mir wahrscheinlich ein Rendezvous in London geben würdest. Ich reiste nach Boulogne sur mer und gab in Paris Ordre, mir meine Briefe dorthin nachzuschicken. Aber eine Reihe von Verdriesslichkeiten, die mich in Boulogne gleich assaillierten, bewogen mich hierher nach Havre zu reisen, um meine Bäder zu nehmen, die ich, ach! so sehr nöthig habe. Ob ich es hier einige Wochen aushalten kann, weiß ich nicht, aber so Viel sage ich, dass ich nicht dieses Jahr nach London gehen kann, und ich eile dir Dieses zu melden, für den Fall, dass du mir in deinem Briefe, der mich noch nicht erreicht hat,

ein Rendezvous gegeben haben möchtest. Dieses aber betrübt mich unsäglich; ich hätte dich gern noch einmal gesehen; ich sage noch einmal, denn eine schmerzliche Ahnung belastet mich, dass ich aus der Welt scheiden werde, ohne dich wieder mit leiblichen Augen gesehen zu haben. Mit den Augen des Geistes sehe ich dich beständig, denn du bist der Einzige von Allen, der mich schweigend verstehen kann, und dem ich nicht nöthig habe, weitläuftig auseinander zu setzen, wie alle Bekümmernisse meines Lebens nicht durch eigene Schuld entstanden sind, sondern sich als nothwendige Folge meiner socialen Stellung und meiner geistigen Begabung erklären lassen. Du weißt, dass die Größe des Charakters und des Talentes in unserer Zeit nicht verziehen werden, wenn man ob dieses Verbrechens sich nicht durch eine Unzahl kleiner Schlechtigkeiten die allerhöchste und allerniedrigste Verzeihung erkaufen will!

Ich bitte dich, von diesem Briefe an Mutter Nichts zu sagen, denn sie könnte ob des Tones desselben sich betrüben. Du siehst auch, wie sehr ich Recht hatte, dir nicht zu schreiben, denn ich darf dir das Bestimmte nicht sagen, und das Unbestimmte würde dich nur in der weiten Ferne beängstigt haben. — Was man dir in Hamburg von mir sagt, wirst du hoffentlich nicht glauben. Am aller-

wenigsten hoffe ich, daſs du den Schnödigkeiten, die dir bei Onkel Heine von mir zu Ohren kämen, Glauben schenkst.

In diesem Hause herrschte von jeher eine Aria cattiva, die meinen guten Leumund verpestete. Alles Gewürm, was an meinem guten Leumund zehren wollte, fand in diesem Hause immer die reichlichste Atzung.

Aber es ist dafür gesorgt, daſs der Tempel meines Ruhmes nicht auf dem Jungfernstieg*) oder in Ottensen zu stehen kommt, und einer von Salomon Heine's Hausschmarotzern und Protegés als Hoherpriester meines Ruhmes angestellt wird. —

Sogar was der Onkel dir von mir sagen möchte, darfst du nicht buchstäblich glauben. Zur Zeit, als ich durch Krankheit (ich hatte dabei noch die Gelbsucht) und unverschuldetes Unglück bis zur äuſsersten Bitterkeit gestimmt war schrieb, ich an Onkel in einem Tone, der ihm eher Mitleiden als Zorn einflöſsen muſste, und der dennoch nur seinen Zorn erregte. Das ist all sein Klagegrund gegen mich! Denn die paar tausend Franks, die ich ihm

*) Auf dieser Straſse in Hamburg lag das Haus, und in Ottensen (unweit Altona's an der Elbe) das Landhaus des Onkels.



kostete, berechtigen ihn schwerlich zur Klage, ihn, den Millionär, den größten Millionär von Hamburg, dessen Generosität ... genug davon!

Du weißt, dass ich diesen Mann immer wie meinen Vater geliebt habe, und nun musst' ich ... genug davon! Am meisten schmerzt mich die Meinung der Welt, die sich die Härte meines Oheims nicht anders erklären kann, als durch irgend eine schlechte Handlung, die man in meiner Familie mir etwa vorwirft und im Publikum verschweigt ... ach! wenn ich schlechte Handlungen begehen wollte, ich stünde gut mit der ganzen Welt und ... genug davon!

Leb wohl, und hast du mal eine müßige Stunde, so schreibe mir. Adressiere deine Briefe Poste restante au Havre de Grâce. Ich befinde mich wohl; körperlich leide ich fast gar nicht, außer an meiner linken Hand, deren Lähmung bis an den Ellenbogen hinansteigt. Ich werde übrigens sehr dick. Wenn ich mich manchmal im Spiegel betrachte, erschrecke ich; ich sehe jetzt ganz aus wie mein seliger Vater aussah, nämlich zur Zeit, als er aufhörte hübsch zu sein. — Ich schreibe viel. Mein wichtigstes Werk sind meine Memoiren, die aber doch nicht so bald erscheinen werden; am liebsten wäre es mir, wenn sie erst nach meinem Tode gedruckt würden! —

Den Herrn *** habe ich in Paris nicht gesehen, habe aber in Erfahrung gebracht, daſs er dem Journal des Débats und der Revue des deux mondes Artikel überschicken wird (versteht sich günstige), für deren Aufnahme er noch besonders bezahlen wird. Er besticht die Presse auf Ordre und Rechnung seiner Regierung. Bei mir wäre er schlecht angelaufen, wenn er mir mit dergleichen Offerten gekommen wäre. Obgleich die deutschen Demagogen das Gerücht verbreiten, ich sei von den Regierungen gekauft, so kann ich dir doch bei dem Leben aller Derer, die ich liebe, beschwören, daſs ich nie einen Sou nehmen wollte, selbst wenn ich in der gröſsten Bedrängnis war. Und jetzt ist es gar unmöglich, daſs ich eine so klägliche Handlung beginge — genug davon. Lebe wohl, behalte mich lieb. Schreibe mir, wie es in Hamburg aussieht, nämlich bei Mutter, Lottchen und Onkel; befindet er sich wohl?

Dein Bruder

H. Heine.

36. An Maximilian Heine.

Havre de Grâce, den 25. August 1837.

Liebster Max!

Deinen Brief habe ich erhalten, gestern; da morgen früh das Dampfboot nach Hamburg geht, eile ich, dir zu antworten. — Nein, ich kann dir heute nicht schreiben, ich will auch nicht in die Materien, die du erwähnst, eingehen, denn theils ist heute mein Kopf trüb und wüst, in Folge eines Kopfschmerzes, der gestern mich bis zur Verzagnis quälte, theils auch bin ich verstört, so schwarzmüthig gestimmt, dass dich mein Brief vielleicht ängstigen könnte.

Dein Brief aber hat mich sehr erfreut, denn nicht bloß schöpfte ich daraus einige Labungstropfen der Hoffnung, sondern er war mir auch ein Beweis deiner brüderlichen Liebe, er gab mir Zeugnis, dass ich es auf dieser Welt nicht mit lauter Egoisten zu thun habe. Du glaubst es nicht, wie theuer ich meine Liebe und meine besseren Gefühle täglich bezahlen muss, und wie alle meine Nöthen und Bedrängnisse durch die besseren Eigenschaften, die unzerstörbar in mir walten, herbeigeführt worden! — Lieber Junge, wie viel und unverschuldeten Kummer ich seit zwei Jahren trage, ist kaum glaublich. —

Deinen Wunsch, daſs ich an Onkel Heine schreiben soll, werde ich diese Tage erfüllen und er wird durch die Landpost nächstens einen Brief von mir erhalten. Übrigens habe ich ihm bereits vor drei Monat von Granville aus einen gehorsamen, ganz aus der Seele geflossenen Versöhnungsbrief geschrieben, worauf ich freilich keine Antwort begehrte, indem ich ihm nicht meine Adresse gab, aber wovon er doch gegen dich Erwähnung thun konnte. Erinnere ihn daran, und siehe zu, daſs er mir einige Zeilen schreibe. — Ist er so edel, so groſsmüthig, wie du mir immer rühmst, ist er dieser außerordentlich edle, große Mensch, so geb' ich ihm ja die Gelegenheit, es zu beweisen.

Dein Bruder

H. Heine.

---

37. An Maximilian Heine.

Havre de Grâce, den 29. August 1837.

Mein theurer Bruder! Da ich doch einmal verurtheilt bin, statt dir zu dienen, Dienste von dir zu empfangen, so sollst du auch heute eine Kommission von mir empfangen. Ich bitte dich nämlich, suche meine frühesten Gedichte, nämlich das

Bändchen, das bei Maurer in Berlin erschienen, so wie auch meine Tragödien zu verschaffen, und schick sie mir hierher per Dampfschiff unter der Adresse von: Wanner, Langer und Komp. Giebt es dort etwas Neues, irgend eine Novität, die mich direkt interessieren könnte, so pack sie bei. — Kannst du mir über die Wirkung meiner Menzeliade Etwas sagen? Hier in Frankreich seh' ich und höre ich Nichts. Die Nothwendigkeit, dass ich Menzel endlich züchtigte, wirst du wohl begriffen haben. Mein größter Wunsch wäre, er schlüge sich. Acht Jahre lang ließ ich mich ruhig insultieren und wartete, bis er reif war. — Hier in Havre bleibe ich nur noch einige Tage, weiß aber nicht, ob ich dann direkt nach Paris zurückgehe. Meine Badekur ist wieder verpfuscht. Vorig Jahr konnte ich nicht baden, weil ich die Gelbsucht hatte. Dies Jahr, vielleicht weil mich während der letzten Zeit so viel Quälereien heimsuchten, bekamen mir die fünfzehn Bäder, die ich bis jetzt genommen habe, sehr schlecht; wieder leide ich an Migräne, die drei Tage mich quält und zur Arbeit mich unfähig macht. Sogar neue Übel melden sich, aber ich bin ja, seitdem wir uns nicht gesehen, acht Jahre älter geworden, und bei dem gesetzten Leben, das ich führe, bei der geistigen und leiblichen Aufregung der letzten Jahre, hat sich gewiss die

Avantgarde der Dekrepitüde schon eingestellt. Die Jugend ist dahin, und nach großen Feldzügen hat man das Recht, müde zu sein. — An Onkel werde ich mit dem zunächst abgehenden Dampfboote schreiben. Der Gedanke schon an diesen Brief erregt allen Missmuth meiner Seele. Bei Gott, nicht Onkel, sondern ich habe Grund zur Klage, ich bin wie geschunden von den schneidendsten Beschuldigungen, und ich soll um Verzeihung bitten. Es giebt keine Opfer, welche ich für diesen Mann zu bringen nicht bereit wäre, und hätte er mir noch zehn Mal mehr Kummer verursacht, ich hätte es gewiss längst verziehen, aber es ist grausam hart, dass ich das himmelschreiende Unrecht, das er an mir begeht, verschweigen soll. Ich bin kein falscher Mensch, sagt mein seliger Vater, und kann nur reden, wie ich es wirklich fühle. Was kann er mir vorwerfen, als Irrespektuosität in Worten, nicht in Handlungen, und Das nur einmal während meines ganzen Lebens — während er doch wissen sollte, dass wir Alle in unserer Familie von aufbrausender Natur sind, und dass wir in der nächsten Stunde es bereuen, was wir Verletzendes gesagt haben. — Ich habe wahrhaftig, zu dem Ansehen, das ich in der Welt erlangt, der Beihilfe meiner Familie nicht bedurft; dass aber die Familie nie das Bedürfnis fühlte,

dieses Ansehen, und sei es in den kleinsten Dingen, zu befördern, ist mir unbegreiflich. Ja, im Gegentheil, im Hause meines Oheims fanden diejenigen Menschen eine gute Aufnahme, die notorisch als Gegner meines Renommée bekannt waren. Ein miserabler Wurm, der Doktor, der mich aufs gemeinste angriff,*) ward, wie man mir jüngst erzählt, bei meinem eigenen Onkel zu Tisch geladen, und von meinem eigenen Onkel bekam die alte Mamsell Speckter, die er heirathen wollte, eine Ausstattung. Dieses Gewürm paßte zusammen, denn in keinem Hause, wie ich durch Campe wußte, hat man während meiner Anwesenheit in Hamburg schändlicher gegen mich als Schriftsteller raisonniert, als im Speckter'schen Hause. Das ist nur ein Beispiel. — Wir wollen sehen, ob ich Recht habe, oder du? — — Schreib mir doch viel während deiner Abwesenheit aus Rußland; besonders gieb mir detaillierte Nachricht über Mutter. — Ich werde euch wohl nie wieder sehen!

Wie ich mich mit Campe arrangiert, wirst du

*) Professor Wurm, Geschichtslehrer am Hamburger Johanneum, hatte eine giftige Recension über Heine's „Französische Zustände" in den von ihm redigierten „Kritischen Blättern der Börsenhalle" (Nr. 136, vom 4. Febr. 1833) drucken lassen.



wohl wissen. Ich habe in der schlimmsten Zeit ihm meine bisherigen Omnia auf elf Jahre für 20,000 Franks verkauft. Durch beispiellose Niederträchtigkeit eines Freundes, für den ich mich garantiert und bei dem ich Gelder deponiert, ward ich damals in eine heillose Lage versetzt. Nur durch die größten Anstrengungen gelang es mir, jeder Anforderung zu genügen, und meinen Feinden keine Blößen zu geben. Das war die Hauptsache. Lebe wohl, handle für deinen Bruder, der dich unaussprechlich liebt.

H. Heine.

P. S. Dieser Brief ist nicht abgegangen und ich schicke dir ihn mitsammt dem Brief an Onkel, den du ihm bei guter Gelegenheit mittheilen sollst.

---

38. An Salomon Heine.

Havre de Grâce, den 1. September 1837.

Lieber Onkel!

Mit Verwunderung und großem Kummer ersehe ich aus den Briefen meines Bruders Max, dass Sie noch immer Beschwerde gegen mich führen, sich noch immer zu bitteren Klagen berechtigt

glauben; und mein Bruder, in seinem Enthusiasmus für Sie, ermahnt mich aufs dringendste, Ihnen mit Liebe und Gehorsam zu schreiben, und ein Missverhältnis, welches der Welt so viel Stoff zum Skandal bietet, auf immer zu beseitigen. Der Skandal kümmert mich nun wenig, es liegt mir Nichts daran, ob die Welt mich ungerechter Weise der Lieblosigkeit oder gar der Undankbarkeit anklage, mein Gewissen ist ruhig, und ich habe außerdem dafür gesorgt, dass, wenn wir Alle längst im Grabe liegen, mein ganzes Leben seine gerechte Anerkennung findet. Aber, lieber Onkel, es liegt mir sehr Viel daran, die Unliebe, womit jetzt Ihr Herz wider mich erfüllt ist, zu verscheuchen, und mir Ihre frühere Zuneigung zu erwerben. Dieses ist jetzt das schmerzlichste Bedürfnis meiner Seele, und um diese Wohlthat bitte ich und flehe ich mit der Unterwürfigkeit, die ich immer Ihnen gegenüber empfunden und deren ich mich nur einmal im Leben entäußert habe, nur einmal, und zwar zu einer Zeit, als die unverdientesten Unglücksfälle mich grauenhaft erbitterten, und die widerwärtige Krankheit, die Gelbsucht, mein ganzes Wesen verkehrte, und Schrecknisse in mein Gemüth traten, wovon Sie keine Ahnung haben. Und dann habe ich Sie nie anders beleidigt, als mit Worten, und Sie wissen, dass in

unserer Familie, bei unserm aufbrausenden und offnen Charakter, die bösen Worte nicht Viel bedeuten, und in der nächsten Stunde, wo nicht gar vergessen, doch gewiss bereut sind. Wer kann Das besser wissen, als Sie, lieber Onkel, an dessen bösen Worten man manchmal sterben könnte, wenn man nicht wüsste, dass sie nicht aus dem Herzen kommen, und dass Ihr Herz voll Güte ist, voll Liebenswürdigkeit und Großmuth. Um Ihre Worte, und wären sie noch so böse, würde ich mich nicht lange grämen, aber es quält mich aufs gramvollste, es schmerzt mich, es peinigt mich die unbegreifliche, unnatürliche Härte, die sich jetzt in Ihrem Herzen selbst zeigt. Ich sage unnatürliche Härte, denn sie ist gegen Ihre Natur, hier müssen unselige Zuflüsterungen im Spiel sein, hier ist ein geheimer Einfluss wirksam, den wir Beide vielleicht nie errathen, was um so verdrießlicher ist, da mein Argwohn Jeden in Ihrer Umgebung, die besten Freunde und Verwandten verdächtigen könnte — mir kann dabei nicht wohl werden, mehr als alles andere Unglück muss mich dieses Familienunglück bedrücken, und Sie begreifen, wie nothwendig es ist, dass ich davon erlöst werde. Sie haben keine Vorstellung davon, wie sehr ich jetzt unglücklich bin, unglücklich ohne meine Schuld; ja, meinen besseren Eigenschaften verdanke ich die

Kümmernisse, die mich zernagen und vielleicht zerstören. Ich habe tagtäglich mit den unerhörtesten Verfolgungen zu kämpfen, damit ich nur den Boden unter meinen Füßen behalten kann; Sie kennen nicht die schleichenden Intrigen, die nach den wilden Aufregungen des Parteikampfes zurückbleiben und mir alle Lebensquellen vergiften. Was mich noch aufrecht hält, ist der Stolz der geistigen Obermacht, die mir angeboren ist, und das Bewusstsein, dass kein Mensch in der Welt mit weniger Federstrichen sich gewaltiger rächen könnte, als ich, für alle offene und geheime Unbill, die man mir zufügt. —

Aber sagen Sie mir, was ist der letzte Grund jenes Fluches, der auf allen Männern von großem Genius lastet? Warum trifft der Blitz des Unglücks die hohen Geister, die Thürme der Menschheit, am öftesten, während er die niedrigen Strohkopfdächer der Mittelmäßigkeit so liebreich verschont? Sagen Sie mir, warum erntet man Kummer, wenn man Liebe säet? Sagen Sie mir, warum der Mann, der so weichfühlend, so mitleidig, so barmherzig ist gegen fremde Menschen, sich jetzt so hart zeigt gegen seinen Neffen?

H. Heine.

---

39. An Julius Campe.

Havre, den 5. September 1837.

Liebster Campe!

Ihr letzter Brief hat große Reisen gemacht, ehe er mich hier antraf; durch Zufall ward er nämlich nach Boulogne geschickt, und nachher nach Dieppe. Dieser Umstand und meine Verzögerung des Abreisens von hier ist Schuld, daſs ich Ihnen erst heute schreibe. Morgen früh reise ich nach Paris zurück, ganz bestimmt, und dort werde ich Ihnen gleich sagen, welche französische Buchhändlerfirma Sie auf meine Bücher setzen können, um vor Nachdruck geschützt zu werden. Ich will mit Dubochet (welcher unter der Firma Dubochet & Co. mit Paulin associiert ist und die illustrierten französischen Prachtausgaben der französischen Klassiker herausgiebt) reden, und auf Diesen kann ich mich verlassen. — Sie irren, wenn Sie glauben, Heideloff habe die „Literatur" nachgedruckt: er hat bloß zu den zwei Bändchen einen neuen Titel gedruckt, und den alten Exemplaren den neuen Titel vorgeklebt. —

Seit einigen Tagen leide ich schrecklich an den Augen, und das Schreiben geht mir pein-

lichst mühsam von Statten. Aber sobald ich in Paris retour bin, sollen Sie größeren Brief von mir erhalten. Ich hoffe noch immer, dass Menzel sich schlägt; man muss ihn auf alle mögliche Weise dazu reizen.

Von Süddeutschland schreibt man mir, dass der „Denunciant" das größte Aufsehen erregt. — Ich habe seit drei Wochen fast gar Nichts geschrieben. — Börne findet nach seinen Tode große Anerkennung als Mensch. Deutschland verliert in ihm unstreitig seinen größten Patrioten; die Literatur verliert Wenig an ihm.

Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir bald und Viel. Alles, was Sie wünschen, soll immer geschehen, und auf die Treue und Zuverlässigkeit meiner Freundschaft dürfen Sie rechnen.

Ihr Freund

H. Heine.

---

40. An Julius Campe.

Paris, den 15. September 1837.

Liebster Campe!

Seit acht Tagen habe ich Havre verlassen, beängstigt durch ein Augenübel, das sich fast stündlich

vergrößerte. Hier angekommen, konnte ich mit dem rechten Auge gar Nichts, und mit dem linken nur Wenig sehen. Der beste hiesige Augenarzt, Sichel, hat mich aber so weit hergestellt, dass ich heute ausfahren und schreiben kann. Nur kann ich die Buchstaben noch nicht genau sehen. Bin auch schwach wie eine Fliege; habe täglich Blut gelassen und bis diesen Morgen Nichts gegessen. — Ich ging heute gleich zu Renduel, und er ist fester Meinung, wenn Sie seine Firma auf das Titelblatt meiner Bücher setzen, dass kein Nachdrucker hier es wagen wird, sie nachzudrucken, und dass er jedenfalls auf nachgedruckte Exemplare gleich Beschlag legen kann. Er wird Alles thun, was in solchem Falle energisch zu thun sein wird.

Sie können sich ganz auf Renduel verlassen. Sein Charakter, sowohl die Licht- als die Schattenseite desselben, hat mit dem Ihrigen große Ähnlichkeit, und ich nenne ihn mit Recht meinen französischen Campe. — Lassen Sie daher auf das Titelblatt des „Buchs der Lieder" und der „Reisebilder", so wie überhaupt auf alle meine Bücher, unter Ihrer Firma drucken: „Paris, chez Eugène Renduel, rue Christine No 3."

Begreifen Sie meinen Schrecken, als ich mich erblinden fühlte? Mitten in meiner größten Arbeit!

Setzen Sie meinen Bruder von diesem Ereignis und meiner Genesung in Kenntnis; ich würde sonst an ihn schreiben. Es diene ihm als Beispiel, wie in dieser Zeit alle Unglücke sich bei mir häufen.

Ihr getreuer Freund

H. Heine.

---

41. An August Lewald.

Paris, den 18. September 1837.

Liebster Lewald!

Im Moment meiner Abreise von Havre erhielt ich noch Ihren zweiten Brief, und ich danke Ihnen für Ihre freundschaftliche Theilnahme, die sich in jeder Zeile desselben ausspricht. Ich verließ Havre früher, als ich beabsichtigte, um so bald als möglich in Paris einen Augenarzt zu konsultieren. In Rouen konnte ich fast gar Nichts mehr sehen, die Pupille des rechten Auges war fast so groß wie die ganze Iris, und ich fürchtete schon das Schlimmste. Aber durch eine achttägige Kur bin ich hier unter Behandlung des Dr. Sichel so weit wieder hergestellt, daß ich ganz klar sehe, nur noch an Augenschwäche leide, und wenig lesen und noch weniger schreiben

schreiben kann. Welch ein schreckliches Unglück ist die Blindheit!

---

42. An Julius Campe.

Paris, den 20. September 1837.

Liebster Campe!

Eigentlich habe ich Ihnen heute Nichts zu schreiben, als dass es mit meinen Augen besser geht, und der Schrecken ob eintretender Blindheit allmählich in meinem Gemüthe erlischt. Meinen dritten Salontheil habe ich erst im Heideloff'schen Laden zu Gesicht bekommen; schicken Sie mir doch vier Exemplare. Apropos Heideloff; ich habe mich mit ihm verständigt, und die Angst ob des Nachdrucks, die Sie durch Ihre letzten Briefe in mir erregt, ist vorüber. Durch Zufall entdeckte ich nämlich, dass Heideloff unter fremdem Namen hier den Uhland nachdruckt, etwa zehn Aushängebogen habe ich selber schon in Händen gehabt, durch Indiskretion eines Korrektors, und ich fürchtete natürlicherweise, später an die Reihe zu kommen. Freimüthig besprach ich mich nun über das nachdrückliche Thema mit Heideloff, und er gab mir die feste Versicherung, dass ich von dieser Seite Nichts zu befürchten habe, dass wir

Beide uns nur Nutzen und keinen Schaden thun werden; und in der That, durch meine hiesige Stellung und durch noch andere Dinge, worüber ein ander Mal, kann ich Heideloff hier sehr nützlich sein, und indem ich die hier auftauchenden deutschen Oppositions-Buchhandlungen nicht, wie diese es wünschen, durch mein Ansehen unterstütze und fördere, zeige ich mich Heideloff sehr gefällig. So z. B. habe ich diese Tage den Antrag der hiesigen deutschen Lesegesell-schaft, die nur einige Zeilen von mir wünschte zu einer Glanzannonce, bestimmt abgelehnt, ich mache dadurch mir sogar neue Feinde, u. s. w.; kurz, ich werde Heideloff durch sein eignes Interesse genug binden, und Sie dürfen wegen Nachdrucksorgen sich beruhigen. Jedenfalls vertrete ich Ihre Interessen mit Leib und Leben. — Über Menzel habe ich keine Nachrichten; er ist dumm, jetzt zu schweigen; schweigt er noch drei Monat, so ist er auf immer verloren. — Vielleicht muss ich der nachgebliebenen Schwäche meiner Augen wegen noch mehrere Wochen ohne Arbeit zubringen. — Leben Sie wohl und schreiben Sie mir, was es Neues giebt.

Ihr Freund

H. Heine.

43. An Julius Campe.

Liebster Campe!

Ich bitte Sie, diesen Korrespondenzartikel aus Stuttgart so bald als möglich im „Hamburger Korrespondenten" abdrucken zu lassen; Runkel*) muss es thun, sonst hole ihn der Teufel. Dieser Artikel, eben wegen seiner gemäßigten Abfassung, wird die beste Wirkung thun. Ich verlasse mich darauf, dass Sie soviel Kredit und Einfluss beim „Korrespondenten" haben, ihn durchzubringen. Geht es nicht an, so lassen Sie ihn in einer andern Zeitung drucken, die ebenfalls sehr verbreitet ist. Auf jeden Fall strenge Verschwiegenheit, dass ich diesen Artikel Ihnen mitgetheilt. — Mit meinen Augen geht es gut, sind fast ganz hergestellt.

Ihr Freund

H. Heine.

Paris, den 3. Oktober 1837.

---

*) Der mit Heine befreundete Redakteur des Blattes, welcher übrigens die in Rede stehende Korrespondenz nicht aufnahm. Dagegen ward dieselbe in etwas veränderter Form im „Mitternachtsblatt" Nr. 172, vom 27. Oktober 1837, abgedruckt.

Stuttgart, den . . Oktober.

Wolfgang Menzel wird uns verlassen und begiebt sich nach Waldenburg in Schlesien, wo der Gemahl seiner Mutter, Herr Elsner, der in der „Allgemeinen Zeitung" die geistreichen Berichte über Wollhandel und Viehzucht schreibt, als Ökonom lebt. Unsere Stadt verliert hierdurch einen geistreichen und rüstigen Mitbürger, welcher in die stillen und schläfrigen Kreise des hiesigen Pflanzenlebens manche wohlthätige Bewegung hineingebracht hat. Seit Dr. Strauß mit seiner unerbittlichen Kritik die Gelehrsamkeit Menzel's beleuchtet hat und auch die persönliche Ehre Desselben in der Broschüre „Über den Denuncianten" besprochen worden, ist hier wohl kein längeres Bleiben für ihn möglich, es sei denn, daſs er, Heine's Anerbieten benutzend, die schmählichste Anschuldigung durch die That widerlegt; Dieses begehren, mit positiven Erklärungen, die wenigen Freunde, die ihn noch nicht ganz aufgeben möchten. Vielleicht, wir hoffen es Alle, überwindet Herr Menzel endlich seinen natürlichen Widerwillen gegen das vorgeschlagene Rettungsmittel.

---

44. An August Lewald.

Paris, am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig,
im Jahr der Gnade 1837.

Liebster Freund!

Aus Ihrem letzten Briefe ersah ich mit Kummer, dass Sie unpässlich; ich hoffe recht bald von Ihnen zu erfahren, dass Sie wieder ganz hergestellt. —

Schicken Sie mir doch auch, was über unseren armen D. geschrieben worden, über den honettesten Lügner und ehrlichsten Aufschneider, der je gelebt. Sein Tod hat mich sehr betrübt. — Diesen Morgen höre ich mit Erstaunen, dass der Herr Wihl einen Musenalmanach mit mir herausgebe; widersprechen Sie doch Dergleichen überall, aber so, dass jener Monsieur es nicht merkt, dass ich selbst diesen Widerspruch provociert; denn ich möchte mich nicht mit dergleichen jungen Leuten verfeinden; übrigens steht er mir sehr fern; nur besucht hat er mich einmal. — Mathilde freute sich kindisch über die Nachricht, dass Sie im Januar hierherkämen. Ich freue mich, so bald ich Sie wirklich hier sehe. — Wir leben eingezogen und so halb und halb glücklich; diese Verbindung wird aber ein trübes Ende nehmen; es ist desshalb heilsam, Dergleichen vorherzuwissen, um nicht vom dunklen Augenblick bezwungen zu werden. —

---

45. An August Lewald.

Paris, den 4. December 1837.

Der nächste Zweck dieser Zeilen ist, Ihnen einliegenden Artikel zu schicken, welcher den 30. November in der „Presse“ erschienen ist und vielleicht als das Beste betrachtet werden kann, was ein Franzose über ein deutsches Buch zu sagen im Stande war*); ich glaube aber, auch in Deutschland ist nie geistreicher über die „Reisebilder“ geschrieben worden. Einer der hiesigen Deutschen wollte den Artikel für ein deutsches Journal übersetzen, aber er versteht so Wenig vom französischen Esprit, dass er ihn nur verhunzen könnte; ich werde ihm das Exemplar des Artikels, das ich ihm versprochen, so lange vorenthalten, bis Sie Sorge getragen, dass er aufs beste ins Deutsche übersetzt und abgedruckt worden. — Für die Übersendung der Aushängebogen**) danke ich. Es sind gräßliche Druckfehler drin. Am Ende eines der ersten Briefe hat Cotta das Hundegebet gestrichen, und somit ist die feinste Witzintention verloren worden.

---

*) Der Aufsatz war eine Besprechung der Heine'schen „Reisebilder“ von Théophile Gautier.

**) Der Briefe Heine's an A. Lewald über die französische Bühne. Bd. XI, S. 131 ff.

Das Ganze schließt mit einem Sprachfehler, wie ihn nur ein kleiner Schuljunge macht, nämlich mit einem Dativ statt des Accusativs, wahrer Schnitzer eines Schuljungen — aber ist es nicht schön, dass ich mir in jeder Beziehung die Jugend bewahre? Ich bleibe jung, während die Anderen alt werden und wie Pedanten den richtigen Dativ setzen.

Auf dem hiesigen Theater giebt es nichts Vorzügliches, außer etwa „Rita l'Espagnole", welches unterhaltsam. — Den „Spinoza"*) habe erhalten, und danke recht herzlich für diese Zusendung. Der erste Band hat mir ungemein zugesagt, der zweite schon weniger. Der Verfasser hat viel Geist, viel Talent der Darstellung, nicht viel Poesie. — Schreiben Sie mir nur recht bald, und recht viel Neues. — Seit das deutsche Lesekabinett errichtet ist, erfahre ich doch schon mehr Heimisches, als ehmals. — Grüßen Sie mir gefälligst Frau * *; Die würde sich wundern, wenn sie mich sähe, so fett bin ich geworden. — Wissen Sie mir kein literarisches Unternehmen, wo ich mit leichter Mühe einige Groschen gewänne; ich möchte gern das Fett meines Bauches anständig unterhalten.

*) Roman von Berthold Auerbach.

46. An Julius Campe.

Paris, den 19. December 1837.

Liebster Campe!

Das neue Jahr ist vor der Thüre, und zum freudigen Empfang desselben bringe ich Ihnen heute meinen Glückwunsch. Möge der Himmel Sie erhalten, heiter und in vollem Wohlsein, Sie und Ihre Familie, wozu ich auch Ihre Verlagsautoren rechne. Das schlimmste Übel ist Krankheit; Das habe ich in den letzten Zeiten gemerkt, besonders bei Gelegenheit meiner Augen, die seit einigen Tagen sich wieder verdüstern. Ich folge ängstlich den Vorschriften des Arztes und lass' für das Übrige den Gott der deutschen Literatur sorgen. — Bis auf eine trübe Gemüthsverstimmung befinde ich mich sonst gesund und rüstig; ich kämpfe tapfer den Kampf des Lebens, aber ohne Freude . . . viel Unvorhergesehenes stürmt auf mich ein, und das unaufhörliche Ringen wird mir am Ende lästig, schauderhaft lästig.

Was Sie mir in Betreff Gutzkow's schreiben, freut mich. Der „Telegraph" ist jedenfalls eine nützliche Acquisition für Sie; Sie haben jetzt Ihr Journal, und den besten Journalisten zur Redaktion. Gutzkow ist das größte Talent, das sich seit der

Juliusrevolution aufgethan, hat alle Tugenden, die der Tag verlangt, ist für die Gegenwart ganz wie geschaffen; Der wird mir noch viele Freude machen, nicht eben direkte Freuden, sondern indirekte, indem er meinen Feinden alles mögliche Herzleid verursachen wird. Ich möchte den Göttern ein Dankopfer bringen, dass sie den Gutzkow erfunden haben. Wenn er nur nicht so irreligiös wäre! Das heißt, wenn ihm der heilige Schauer, den uns die großen Männer, die Repräsentanten des heiligen Geistes einflößen, nicht ganz fremd wäre! Der hat nicht einmal Ehrfurcht vor mir; aber so muss er sein, sonst könnte er sein Tagewerk nicht vollenden.

Über Ihre goldne Federgeschichte*) habe ich sehr gelacht! Die lyrische Poesie hat ein Ende, und Sie, lieber Campe, werden sie nicht wieder auf die Beine bringen —

---

*) Es war im „Telegraphen" eine goldene Feder als Preis für das beste lyrische Gedicht ausgesetzt worden. Der „Telegraph" (Nr. 29) brachte später eine vom 8. Februar 1838 datierte, von Hoffmann & Campe und K. Gutzkow unterzeichnete Erklärung, worin Diese mittheilten, dass sie die erwähnte Preisausschreibung zurücknähmen und — um zu zeigen, dass keine Geldinteresse im Spiele sei — zwölf Dukaten an das Komité des in Braunschweig zu errichtenden Lessing-Denkmales senden würden.

Der Sangesvogel, der ist todt,
Du wirst ihn nicht erwecken!
Du kannst dir ruhig in den Steiß
Die goldne Feder stecken.

(Wegen Unwohlsein habe ich mehre Tage nicht schreiben können, und heute, den 23., will ich dem angefangenen Brief nur einige Zeilen anflicken —:)

So eben erhalte ich Brief von Havre, dass man ein Packet von Ihnen mir hieherschickt; es enthält wahrscheinlich meine Exemplare des „Buchs der Lieder" und des „Salon". Ad vocem „Buch der Lieder": wenn ich gewusst hätte, dass Sie den Druck der Gesammtausgabe so lange aufschöben, so würde ich den „Neuen Frühling" und dergleichen neuere Gedichte dem „Buch der Lieder" einverleibt haben. Denn ich weiß, es ist eben jetzt ein Bedürfnis im Publikum, meine gesammelten Gedichte ohne die prosaischen Beigaben zu besitzen. Wollen Sie nun den Druck der Gesammtausgabe bald beginnen, so werde ich alle meine metrischen Arbeiten in die zwei ersten Bände geben; sind Sie aber noch nicht dazu geneigt, so mache ich Ihnen folgenden Vorschlag: Sie geben in einigen Monaten einen „Anhang zum Buch der Lieder" ganz besonders heraus, und in diesem Buche gebe ich alle Gedichte, die nicht im „Buch der Lieder" enthalten sind, und begleite die-

selben mit einer Vorrede, so daſs das Ganze ein hübsches Bändchen bildet. Ich kann noch nicht sagen, wie stark die Vorrede, kann auch Nichts darüber versprechen; auch verlange ich Nichts für diese Zugabe. Ich wünsche dadurch nur Ihre Interessen zu fördern.

Wollen Sie jedoch an den Druck der Gesammtausgabe gehen, so wäre mir Das freilich lieber, aus sehr vielen Gründen, z. B. zum Frommen meines Ruhmes. Auf Ihre Bemerkungen in Betreff der preußischen Verbote antworte ich keine Silbe; weiß ich doch zu gut: wenn es Ihnen in Ihren Kram paſste, so wäre dem Julius Campe das preußische Verbot keine Abhaltung zum Druck. — Von Berlin aus meldet man mir: daſs man nur gegen Campe unwirsch sei, dagegen nur den geringsten Wink von mir erwarte, um mich zu überzeugen, wie gern man einlenke. Daſs ich mit diesem Winke zögere, bis ich bestimmt weiß, wann Sie den Druck der Gesammtausgabe wirklich beginnen, werden Sie sehr politisch finden; je länger ich zögere, desto gesänftigter finde ich die aufgeregten Behörden, und desto weniger gerathe ich in Verdacht, meiner Privatvortheile wegen meinen Moderantismus kundzugeben. Die politische Aufregung hat sich so sehr, seit drei Jahren, bei mir gelegt, daſs ich wahrhaftig jetzt keine Koncessionen zu machen brauche, und daſs es nur gilt, mich vor

dem Verdacht zu schützen, als wäre ich von außen belehrt worden, als habe man mich durch Geld oder Schmeichelei gewonnen — Gott weiß, dass ich weder durch das Eine, noch durch das Andere dahin geleitet werden könnte, auch nur eine Silbe gegen meine innere Gesinnung zu schreiben. Es ist nicht hinreichend, ehrlich zu sein, man muss sich auch vor dem Verdacht der Unehrlichkeit hüten.

Mit Heideloff stehe ich auf dem besten Fuße, und Sie haben von ihm Nichts zu befürchten. Auch wünschte ich, dass Sie von Ihrer Seite sich ihm freundlich zeigten. Die Hauptsache ist ja, dass er Ihre Interessen nicht gefährdet. — Lasst uns über Das, was anderer Leute Interessen betrifft, ein Auge zudrücken. Verstehen Sie mich?

Die Aushängebogen von Lewald's „Revue" habe ich erhalten; in meiner Arbeit schändliche Druckfehler und verdrießliche Auslassungen. Vergessen Sie doch nicht, mir zu sagen: ob diese „Revue" schon ausgegeben ist?

Meine große Arbeit habe ich unterbrochen und bin an ein hübsches Zwischenbüchlein gegangen, das ich Ihnen Ende Februar fertig zu schicken denke — was es aber ist, sage ich nicht — oder ich sage es Ihnen erst Ende Januar. Schweigen ist ein großes Talent, und nächst dem Sprechen auch das nütz-

lichste Talent. — Leben Sie wohl, theurer Campe, und bleiben Sie mit Freundschaft zugethan

Ihrem

Heinrich Heine.

Auersperg sehe ich hier oft; haben Sie ihm Etwas zu sagen?

---

47. An August Lewald.

Erster Januar 1838, um 8 Uhr.

Angeregt von einigen jungen Deutschen, beschäftige ich mich bereits seit zwei Monaten mit der Ausführung eines Almanach-Projekts, und es war zuerst die Rittner'sche Kunsthandlung, mit welcher ich es aufs brillanteste zu realisieren dachte, aber von Rittner musste ich abgehen, und vor vierzehn Tagen gewann ich einen viel großartigeren Unternehmer zu dem brillantesten Keepsake, den je die deutsche Welt gesehen und wozu mir bereits große Summen bewilligt sind. — Da der Keepsake nur belletristischen Inhalts und Geistes, glaube ich nicht, dass Preußen ihn verbieten wird, wenn ich mich als Herausgeber auf den Titel stelle. Schlimmsten

Falles ist an diesem Verbote Nichts gelegen, da Preußen wenig theure Bücher kauft. — Östreich, mein theures Östreich aber desto mehr. Seit ich in England und Frankreich, Rußland und Amerika zu so großer Popularität gelangt und in diesen Ländern so viel' deutsche Bücher Absatz finden, wird mir Preußen gleichgültiger — übrigens kostet es mir nur ein Wort, um die Sache zu ändern; theils Faulheit, theils der Grundsatz des laisser venir, theils auch Angst, man könnte die harmloseste Handlung als Servilismus auslegen, ließ mich bis auf diesen Augenblick nicht dazu kommen, die Preußen auf immer zu beschwichtigen. — So Viel in Eile; Ende dieser Woche mehr — denn ich bin in großen Bewegungen, muss alle Tage mehre Stunden reisen, um Mathilde zu besuchen — denn sie wurde jüngst so krank und dabei so eigensinnig gegen die ärztlichen Verordnungen, dass ich sie in ein maison de santé einsperren musste, welches an der Barrière St. Jacques gelegen ist. Was man aussteht! Ihre Grüße habe ich bestellt, und sie freut sich wie ein Kind, Sie bald in Paris zu sehen. Sie bekam eine inflammation des intestins, und hätte ich nicht energische Maßregeln genommen, sie wär' mir gestorben, und ich hätte wieder ein Buch Trauerlieder schreiben müssen. — Sonderbar, die glückliche Liebe

schreibt gar keine Verse, kaum erlaubt sie Einem, in Prosa zu schreiben. —

— Dass Cotta mir das Hundegebet gestrichen, entstellt sehr, ist sehr verdrießlich; der alte Cotta hätte es nicht gethan. Der hielt Viel auf mich, und ich werde ihn nie vergessen. Wir wollen sehen, wie der junge Cotta sich gegen mich stellt, ob er lau oder gar Partei nimmt. Ist in der Vierteljahrschrift ein interessanter Artikel gegen mich, so bitte ich Sie sehr, schicken Sie mir dieselbe per Kreuzband. — Herr Beurmann hat eine Schändlichkeit ohne Gleichen gegen mich ausgeübt — aber Geduld! ich werde auch schon diesen kleinen Kläffern, die sich den Schein geben, mich anzulecken, und mir doch in die Wade beißen, die gehörigen Fußtritte geben.

---

48. An Varnhagen von Ense.

Paris, den 12. Februar 1838.

Mein theurer Varnhagen!

Der geistigen Ereignisse, die uns gemeinsam berührten, waren seitdem so viele, dass eine Korrespondenz hierüber unmöglich, wenn nicht auch zugleich unräthlich wäre. Heute ist die Veranlassung

meines Schreibens positivster Art und betrifft nur materielle Interessen.

Ich bitte Sie nämlich, einliegenden Brief zu lesen, zu versiegeln und an den Baron Werther zu befördern. — Sie können aber, wenn Sie wollen, noch mehr thun, und in dieser Absicht habe ich zu Ihrer Durchsicht den Brief unverschlossen geschickt.

Als ich nämlich vor 5½ Jahr, wie Sie aus dem Brief an Werther ersehen, ihn besuchte, um ihn zu versichern, daſs ich keineswegs so feindliche Dinge gegen Preußen im Schilde führe, wie das Gerücht mir zuschrieb: damals rieth mir der Baron Werther, ich solle Ihnen, lieber Varnhagen, darüber einen offenherzigen Brief schreiben, und es würde Ihnen leicht werden, eine honette Verständigung zwischen mir und der preußischen Regierung zu vermitteln. Er sprach sich bei dieser Gelegenheit sehr vortheilhaft über Sie aus und versicherte mir, daſs dergleichen Verwendung, bei dem Zutrauen, das man zu Ihnen hege, Sie keineswegs kompromittieren könne. Ich aber, lieber Varnhagen, fürchtete das Gegentheil, und wie in den meisten Dingen, beobachtete ich auch damals das System des Schweigens. — Dieses System hatte seine gute Seite, es schützte mich vor dem Kompromittieren nach unten; aber höheren Ortes schadete es mir, und durch den

Bundestagsbeschluſs gegen das junge Deutschland kam mir viel Ungemach auf den Hals. Dieser Beschluſs lähmte viele literarische Unternehmungen, die ich projektiert hatte und worauf ich schon loszerrte. Unter manchen Beispielen erwähne ich nur, daſs ich meinem Buchhändler das Recht, eine Gesammtausgabe meiner Werke zu veranstalten, zu einem Spottpreise verkaufen muſste, der nicht 1/4 von der Summe betrug, die ich zu einer Zeit, wo die Schwere des Interdiktes nicht auf mir lastete, erhalten konnte. Das ist nur ein Beispiel. Sie haben keinen Begriff davon, wie viel Degout ich verschluckte.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, so scheint jetzt die Zeit eingetreten zu sein, wo die alten Miſsverständnisse gelöst werden können und wo mir die preuſsische Regierung Nichts in den Weg legt, ein altes Projekt, das Errichten einer deutschen Zeitung in Paris, zu exekutieren. Sollten Sie, bester Varnhagen, Etwas mehr thun wollen, als die bloſse Beförderung meines Briefes an Baron Werther, sollte es Ihnen nicht unpassend sein, ihn in dieser Angelegenheit auch zu sprechen, so dürfen Sie ihm alle möglichen Garantieen (die sich nämlich mit der Ehre vertragen) in meinem Namen versprechen. Ich unterschreibe, Sie wissen Das längst, Alles, was mir Ihre Einsicht diktiert. Doch muſs hier rasch ge-

handelt werden, denn, wie ich höre, betreiben Andere ein ähnliches Projekt — doch sind die Namen dieser Leute von der Art, dass die preußische Regierung sich sehr besinnen wird, ehe sie sich mit ihnen einlässt. Denn eben von anerkannten servilen Organen kann eben jetzt der preußischen Regierung mehr geschadet als genutzt werden. — Machen Sie, dass ich bald Antwort erhalte.

Sollte der Baron Werther jede direkte oder indirekte positive Beantwortung meiner Anfrage ablehnen, etwa mit dem wohlfeilen Bescheid, dass diese Angelegenheit nur den Minister des Innern anginge: so werde ich nicht erst an diesen letztern mich wenden, sondern mein ganzes Gesuch als abgeschlagen betrachten und mich vielleicht an die östreichische Regierung wenden, um mir den Einlass für meine Zeitung in ihren Staaten zu gestatten; denn ich habe keine Zeit zu langen Unterhandlungen mit dem preußischen Minister des Innern, eben weil periculum in mora, und dann, interessiert sich der Baron Werther nicht für mich, so hege ich durchaus keine Hoffnung des Gelingens.

Und nun, leben Sie wohl. — Eine sonderbare Bewegung fühl' ich, indem ich heute Ihnen wieder schreibe! O, dass ich so glücklich wäre, Sie mal persönlich wieder zu sehen! —

Schriftlicher Ideenaustausch ist eigentlich zwischen uns nicht nöthig, befindet sich doch unser Geist in denselben Gedankenströmungen, und früh oder spät treffen wir immer zusammen im selben Gewässer.

Ihr Freund

H. Heine.

Adresse: Rue Cadet, Nr. 18.

---

49. An Varnhagen von Ense.

Paris, den 13. Februar 1838.

Liebster Varnhagen!

Ich hatte gestern kaum meinen Brief zur Post gegeben, als es mir einfiel, dass ich in Betreff der projektierten Zeitung selbst, nämlich ihrem Wesen, Nichts gesagt habe. Die Idee derselben, die Idee ihrer Errichtung und ihres Gelingens, beruht darauf, dass Paris und London die Stapelplätze aller politischen Bewegungen sind und desshalb auch die Korrespondenzen aus beiden Orten in allen deutschen Zeitungen die Hauptsache sind; statt nun, wie diese, nur wenige und sogar in der Heimat fabricierte Korrespondenzen zu geben, würde ich eine dreifache Anzahl solcher Mittheilungen leicht geben können

und dabei im Vortheil sein, daſs ihre lokale Echtheit keinem Zweifel unterliegt. Hierauf begründet sich meine Hoffnung des deutschen Absatzes, welcher auch ohne Einlaſs in Preußen und Östreich gesichert ist, aber keineswegs groß wäre. — In Betreff der Garantieen, die ich der preußischen Regierung für ihre Begünstigung geben kann, bemerke ich noch Folgendes:

Wie ich es seit der Julisrevolution immer gethan habe, mit Überzeugung gethan habe, werde ich auch hinfüro dem monarchischen Princip huldigen. Dieses wird ohne zweideutische Verklausulierung, wie wir sie bei den süddeutschen Konstitutionellen sehen, stattfinden — denn, wie Sie, lieber Varnhagen, wohl öfters gemerkt haben, ich bin kein Enthusiast für das deutsche Ständewesen, und nur um meine Popularität bei der liberalen Menge, die mich für einen erkauften Servilen halten würde, nicht einzubüßen, habe ich mich gegen die konstitutionelle Affenkomödie nicht ganz von Herzen ausgesprochen. Jedoch unlängst, in einer Reihe Artikel, die Sie in Lewald's Theaterrevue finden, habe ich meine Antipathie in dieser Beziehung nicht ganz verbergen können. In besagten Artikeln werden Sie ebenfalls keine allzu große Vergötterung der Franzosen finden.

Ich will alle Nachrichten aus Preußen nur aus

Zeitungen, welche die preußische Censur passiert, entlehnen; sollte man mir aber erlauben, Privatkorrespondenzen aus Preußen zu drucken, so werde ich in der Wahl der Korrespondenten nie das Missfallen der Regierung riskieren. Die Interessen der altpreußischen Provinzen sind mir eben so unbekannt wie gleichgültig, und es kostet mir keine Überwindung, hierüber entweder ganz zu schweigen oder nur die Meinungen Anderer zu referieren. Anders ist es mit den Rheinprovinzen. Hier ist der Vogel zu Hause, dieser Boden ist mir nicht ganz gleichgültig, und es ist mir eben so sehr Bedürfnis wie Pflicht mich über die heimatlichen Vorgänge frei auszusprechen. Hier muss mir das uneingeschränkte Wort gestattet sein. Aber die preußische Regierung kann sicher sein, dass bei der jetzigen Lage der Dinge, in Betreff der Rheinlande, alle meine Sympathien auf Seiten Preußens sind, dass ich nie die Verdienste Preußens um dieses Bastardland verkenne, das erst durch Preußen für Deutschland wiedergewonnen und zu deutscher Art und Weise erhoben wird — denn Ihnen, dem Landsmann, darf ich es wohl ohne Scheu sagen, dass unsre Landsleute nie Charakter besessen, nie ein Volk waren, sondern nur ein zusammengelaufener Haufen, den jeder Rabulist regieren kann, dessen Frechheit durch Nachgiebigkeit nur ge-

steigert wird, aber kleinlaut zu Kreuze kriecht, wenn man strenge Maßregeln entgegensetzt — sie sind weder Deutsche, noch Franzosen, sie haben nur die Fehler der Erstern, Brutalität namentlich, ohne die Tugenden der Letzteren zu besitzen, am allerwenigsten die französische Menschlichkeit — mit einem Worte, sie sind Belgier. Wie Diese den Holländern gegenüber, so stehen den Preußen gegenüber meine Landsleute; ich liebe die Holländer nicht, aber ich habe Achtung für sie, sie haben Charakter, sie besitzen Volkswürde, sie führten die Revolution aus, welche die Belgier nur beginnen konnten, und wie einst ihre Republik, so wissen sie auch jetzt ihren König zu vertheidigen.

Ich bin der Meinung, dass in der erzbischöflichen Sache die preußische Regierung viel zu milde Maßregeln nimmt; hier helfen keine Palliative, sondern durchgreifende Operationen, wodurch zwar das Übel im Momente sehr grell sich äußern wird, aber für die Zukunft gehoben werden kann. Es ist ein Glück vielmehr, dass dieses Übel jetzt, in der Stillzeit, wo Preußen Alles wagen darf, sich zeigte; später, in unruhiger Zeit, ist größere Gefahr zu befürchten, und die Rheinlande konnten dadurch für Deutschland verloren gehn. — Dr. Kolb hat einmal in der „Allgem. Zeitung" berichtet, wie bestimmt ich mich über diesen Verlust gegen die deutschen Revolutio-

nären im Jahr 1832 ausgesprochen, nämlich mit den Worten „Ihr Lumpen habt Nichts zu verlieren, wenn die Franzosen die Rheinlande nehmen, ich aber verliere drei Millionen Leser.“

Ich schreibe Ihnen heute in größter Eil, weil ich in dieser Sache Nichts vernachlässigen will und mich so klar als möglich aussprechen wollte, für den Fall, dass Sie sich dafür interessieren. In diesem Fall wäre es mir am Förderſamsten, wenn Sie mir recht bald eine direkte Antwort erwirkten. Gewährt mir die preußische Regierung den Einlass für meine Zeitung in Preußen und wird mir diese Concession mitgetheilt, so soll das Übrige sehr schnell gehen. Ich erwarte nur eine aufweisbare Antwort für die Leute, welche mich materiell mit den Geldmitteln zu unterstützen haben.

Leben Sie wohl und heiter.

Ihr Freund

H. Heine.

---

50. An August Lewald.

Paris, den 1. März 1838.

Welch ein Glück, einen Freund zu besitzen, dem wir unsre materiellsten Interessen offenbaren können,

ohne zu befürchten, dass er das Geistige, das Ideale, das sich darunter verbirgt, verkennen möchte! Welche Bequemlichkeit zugleich, dass ich so Vieles gar nicht nöthig habe Ihnen zu sagen, dass wir nur Außendinge zu besprechen haben, im Wesentlichen aber uns schweigend verstehen! —

So werden Sie gewiss bei dem Gerüchte, dass ich hier eine „Pariser Zeitung" herausgebe, das Richtige gedacht haben, nämlich dass ich einestheils viel Geld gewinnen will, um meine Kriege zu führen, anderestheils, dass ich in diesem Kriege eine formidable Bastion aufzurichten denke, von wo aus ich meine Kanonen am besten spielen lassen kann. Mit den Regierungen habe ich Frieden gemacht (die Hand, die man nicht abhauen kann, muss man küssen), und nicht mehr auf dem politischen, sondern auf dem literarischen Felde werde ich jetzt meinen Flamberg schwingen.

Wie es nun mit dieser zu errichtenden deutschen Pariser Zeitung eigentlich steht, will ich Ihnen aufrichtig berichten.

Schon seit Jahr und Tag trag' ich mich mit jenem Projekte, aber die Missverständnisse mit den deutschen Behörden machten die Ausführung unmöglich. Mit demüthigen Eingaben bei der preußischen Regierung wollte ich nicht kommen, Das erlaubte mein

Selbstgefühl um keinen Preis, und es musste die Stunde ruhig erwartet werden, wo jene Regierung von ihren Vorurtheilen zurückkehren würde und ich sie mit Würde anreden dürfte. Die Stunde hat geschlagen.

Unter diesen Umständen habe ich vor etwa vierzehn Tagen einen der Höchstgestellten der preußischen Regierung freimüthig angegangen mit dem Gesuche: ob man einer deutschen Zeitung, die ich hier in Paris herauszugeben gedächte, den Eingang in die preußischen Staaten erlauben würde? In etwa acht Tagen muss ich hierüber Antwort haben, die ich Ihnen mittheilen werde, und aus dem Tone, womit mir auf meine vorläufige Anfrage geantwortet wird, werde ich erkennen, was ich von dieser Seite zu erwarten habe. Ganze Unparteilichkeit habe ich versprochen — sind die Leute klug, so verstehen sie, dass ich nicht Mehr versprechen durfte, aber Mehr erfüllen werde. Denn in Betreff der wichtigsten politischen Fragen brauche ich nur dem eignen Willen zu folgen, um den preußischen Interessen zu willfahren, und Preußen wird, wenn es in der jetzigen Stellung beharrt oder gar fortschreitet, in mir einen Alliierten finden und die Beförderung meines Journals als seinen Vortheil erkennen. Daher von dieser Seite die Verständigung eingeleitet und leicht gesichert.

Was den Werth der Zeitung betrifft, so darf ich mir schmeicheln, eine Kombination aufgefunden zu haben, wodurch sie alle bestehenden Blätter übertrifft und sich aufs großartigste geltend machen kann. Seit zehn Jahren studiere ich den Organismus der Presse in allen Ländern, und ich darf behaupten, Niemand ist ihren Geheimnissen tiefer auf die Spur gekommen, als ich. Ich kenne das Personal und die Ressourcen der Tagespresse so genau, daſs ich durch die Einrichtungen, die ich treffen kann, das Außerordentlichste zu leisten vermag. Sie haben keinen Begriff davon, was ich in dieser Beziehung gelernt habe! — Da Paris hauptsächlich durch sich selbst, aber auch durch seine Stellung zwischen London und Madrid, noch auf lange Zeit der Stapelplatz aller politischen Faits und Raisonnements sein wird, so ist eine deutsche Zeitung, die von hier direkt nach Deutschland kommt, für das dortige Publikum wichtiger, als die Blätter, deren Pariser Korrespondenzen dem Verdacht des Daheimfabricierten ausgesetzt sind und nicht selten von den schlechtgewähltesten Korrespondenten mitgetheilt werden. Wie kann man von Deutschland aus die Pariser Korrespondenten kontrollieren? Monate vergehen, ehe man dort bemerkt, daſs der Korrespondent in Paris sich seine Korrespondenz von der hiesigen Polizei extra bezahlen

lässt, sie sonstig zu Eigenzwecken exploitiert, oder auf Reisen gegangen und unterdessen die Korrespondenz von dem ersten, besten Lumpian besorgen lässt, oder gar verrückt geworden ist, wie der *** Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung." Statt dass diese bei ihrer Pariser Korrespondenz allen Zufällen der Privatlaune und des Privatinteresses unterworfen, gebe ich noch viel mehr Korrespondenzen täglich, die sicher und sürveilliert sind — so z. B. dass jedes Blatt mit drei bis sechs wohlgewählten Korrespondenzen aus Paris anlangt.

Ich werde gründlich dafür sorgen, die französische Korrespondenz der „Allgemeinen Zeitung" nicht bloß glänzend zu überflügeln, sondern in ihrer klatschthümlichen Nichtigkeit zu Schande zu machen.

Viel, sehr viel, ungeheuer viel rechne ich darauf, dass ich mich mit meinem Namen als Redakteur en chef der Pariser Zeitung nenne — Jeder versichert mir, dass der Name sich nicht bloß aufs brillanteste und von selbst annoncieren wird, sondern auch Zutrauen und Absatz verbürgt. Sie haben keinen Begriff davon, wie schon bei dem ersten Gerüchte, dass ich eine deutsche Zeitung herausgebe, mir hier die Landsmannschaft zujubelte, wie Jeder sich gern unter meine Fahne stellen will, und wie man mich als den legitimsten Träger eines solchen Unternehmens betrachtet.

Mehr aber noch, als auf den Talisman meines Namens, und jedenfalls mehr als auf die Ressourcen meines Talentes, rechne ich auf die Hilfsquellen, die mir die Annoncen und meine Kenntnis dieser geheimsten Partie des Journalismus bieten. Seit nämlich einer meiner besten Freunde ein Annoncenbureau gestiftet, und ich auch mit andern Franzosen, die das Annoncengeschäft treiben, viel zusammenlebe, kenne ich die Machinationen, wie man ein Journal benutzen kann, um durch Annoncen den größten, fast ganzen Theil der Kosten zu decken, und sogar bei einem ganz neu gestifteten Journal gleich Annoncen zu bekommen; mit einem Wort, ich bin in der Ligue der Annoncenkourtiers. — Gestern noch —

(eben unterbricht mich mein Barbier)

gestern Morgen noch, wollte Jemand den für Annoncen bestimmten Raum des Journals für jährlich 50,000 Franks pachten. Früher ward mir angeboten, gleich beim Erscheinen des Journals den Annoncenraum mit Annoncen zu füllen, wenn ich die Gebühr mit dem liefernden Annoncenkourtier (es war die Societät, wobei mein bester Freund Kompagnon) theilen wollte, so daß ich im ersten Jahr, wo neu entstehende Journale sehr Wenig an Annoncen gewinnen, doch immer die Hälfte für den ganz gefüllten Annoncenraum gewinnen könnte. Ich weiß nicht, ob

Sie mich verstehen; diese Materie ist sehr verwickelt, und der deutsche Journalismus, der zwar die großen Gewinne der Annoncen bei alten Journalen gut kennt, ist dennoch ganz unwissend in den Raffinements, die im Annoncengeschäft seit einigen Jahren stattfinden. Hier werden Journale gestiftet, wo die natürlichen Kosten den Preis weit übertreffen, ja wo bei jedem Exemplar, wenn der Absatz sich steigert, noch immer Schaden gemacht würde — wenn nicht eben auf den Annoncengewinn zu rechnen wäre. So z. B. „La Presse“ verdient jetzt schon jährlich 100,000 Franks an Annoncengebühr. —

Der einzige bedenkliche Punkt bei der Stiftung des neuen Journals ist der ungeheure Betrag der Stempelgebühr, das timbre, welcher den Preis der Zeitung so entsetzlich vertheuert, (nämlich um 18 Franks den Jahrgang eines Exemplars), daſs mir das Herz in die Hosen fällt, daſs ich zu meinem Gelingen das nöthige Selbstvertrauen verliere, daſs ich ob der bloßen Möglichkeit des Scheiterns, wobei die Reinheit meines Namens exponiert steht, in tiefster Seele zittere. Ich soll nämlich mit meiner Ehre gutstehen für das Gelingen; nämlich wenn die mir anvertrauten Kapitalien zum Theile verloren gingen, wäre ich, wie schuldlos ich auch sei, in der öffentlichen Meinung kompromittiert — kurz, ich habe eine zag-

hafte Abneigung, fremdes Geld zu vertreten, wo ich nicht ganz positiv sicher bin — und diese Verlegenheit treibt mich, Ihnen heute zu schreiben.

Ich bin nämlich auf eine Kombination gerathen, wobei erstens der Preis der Zeitung nicht mehr so groß ist, und zweitens ich selber keiner Verantwortlichkeit unterworfen bin.

Nach meinen früheren Berechnungen würde ich eine hier gedruckte Pariser Zeitung (wegen Stempel und Postporto) nicht unter 50 Franks jährlich dem deutschen Publikum geben können. Dabei hätte ich nur ein Gehalt von 1000 Franks monatlich als Redakteur en chef, sonst aber würde mir als Verleger noch nicht viel Profit dabei herauskommen, nach Abzug aller Kosten, — nur die Insertionsgebühr, die Annoncen, würden rein gewonnen. Aber kann ein deutsches Publikum einen so hohen Preis zahlen? Kann man auf sehr großen Absatz rechnen bei so hohem Preise? Ich weiß nicht — ich weiß nicht! In dieser Ungewißheit projektiere ich Folgendes, um ganz sicher zu gehen:

Die „Pariser Zeitung“ wird in Paris geschrieben, in Paris redigiert, in Paris ist ihr Redaktionszimmer, und auf der deutschen Grenze ist eine Presse, wo sie gedruckt und von wo aus sie expediert wird. Die Exekution dieses Projektes ist

keinen großen Schwierigkeiten, aber sehr vielen Details unterworfen; über diese späterhin, auch kann ich sie noch nicht genau besprechen, da ich den Grenzort, wo die Zeitung gedruckt werden soll, noch nicht genau bestimmen kann. Doch, um Ihnen von der Exekution in Beziehung auf den Grenzort einen Begriff zu geben, setze ich den Fall, die Zeitung sollte in Kehl gedruckt werden. Da würden eben, wie überhaupt für jeden Fall, die redigierte ausländische Partie des Journals, nämlich faits du jour, die Tageskorrespondenzen und Briefe aus England und dem Westen, um sechs Uhr Nachmittags von hier mit der Post abgehen (welche günstige Stunde!!) nach Straßburg, wo Jemand das Packet gleich von der Post abholt, und nach Kehl hinüber in die Druckerei trägt, wo sie in die schon zum Theil mit deutschen Nachrichten und sonstigen stehenden Füllartikeln begonnene Zeitung hineingedruckt werden, so dass diese, wenn die Post von Kehl abgeht (was erst spät, da sie in Straßburg gewiss eine geraume Zeit verweilt), gleich nach Deutschland weiter expediert werden kann. Auf diese Weise würde meine deutsche Zeitung den französischen (die in Paris so lange vor Abgang der Post gedruckt) immer den Vorsprung abgewinnen. Da doch die Post überall eine Weile stillhält, so lässt sich, wenn man in dieser Kombination noch

einen täglichen Zwischenkourier bezahlen will, der von einem Ort zum anderen der Post den Vorsprung abgewinne, sehr hinlängliche Zeit zum Druck der Zeitung gewinnen. In derselben Weise besorgt man die mit deutschen Nachrichten aufs frischeste versorgte Zeitung nach Paris, wo sie doch nicht wegen der hiesigen faits du jour, sondern wegen der hiesigen Korrespondenzartikel und deutschen Nachrichten ein Interesse findet. Da die Zeitung überhaupt mehr für deutschen Absatz berechnet ist, so ist die schnelle Beförderung der Pariser Korrespondenzen nach Deutschland die Hauptsache. Es wird noch immer lange andauern, ehe das ganze Publikum weiß, dass der Druckort die Grenze ist; der Redaktionsort wird für die Leute die Hauptsache sein, sie erhalten eine in Paris geschriebene Zeitung, und erfährt man auch, dass sie in Kehl gedruckt ist, so finden es doch die Klügeren im Publikum sehr begreiflich, dass Dergleichen geschieht, um die Nachrichten schneller zu befördern — es heißt dann, man schicke sie immer mit einem Kourier (Staffette) nach Kehl — was aber auch in außerordentlichen Fällen geschehen muss. Auch kann man vorschützen: man müsse die Zeitung auf deutscher Grenze drucken, damit ihrem Einlass in deutschen Staaten keine Schwierigkeiten entgegengesetzt werden — und in der That, die

Schwierigkeiten werden zum Theil dadurch gleich gehoben.

Wahrlich, bei der Exekution dieses Projekts steht Wenig zu riskieren und enorm Viel zu gewinnen. —

Zu schriftlichen Unterhandlungen ist keine Zeit, überhaupt dürfen keine langen Unterhandlungen stattfinden, da Leute hier ebenfalls mit dem Projekt einer deutschen Zeitung sich herumtragen, die, kämen sie mir zuvor, zwar keine Seide spinnen werden, aber das Projekt präjudicieren könnten. Es ist der miserable Bornstedt, der bei der französischen Polizei um Unterstützung für eine deutsche Zeitung herum intrigiert, als Redakteur en chef den unglücklichen P., der sich bei der untergegangenen „Monde“ ausgezeichnet, mit sich herumschleppt, und außerdem einen berüchtigten Börsenspieler als Hauptaktionär in seine Interessen gezogen hat oder gezogen zu haben vorgiebt. —

Mathilde ist auf der Besserung. Gestern ist sie zuerst wieder ausgegangen, und ist mit mir nach der Opéra comique gegangen. — Nachdem sie in ihr maison de santé zurückgegangen, ging ich auf die Redoute — wo ich bis fünf Uhr mich müde, todmüde lief — so daſs ich heute vor Ermattung kaum schreiben kann. Überhaupt habe ich die ganze

Woche dem Karneval gehuldigt. Das ist auch Schuld daran, daſs ich den Artikel gegen mich von Pf. noch nicht ganz gelesen habe. Was wollen Sie? ich habe erst den Anfang gelesen, und finde ihn gar nicht giftig, sondern nur schlecht geschrieben*).

---

51. An August Lewald.

Paris, den 6. März 1838.

In Beziehung auf meinen Brief vom vorigen Mittwoch habe ich Ihnen heute nachträglich zu melden: 1) daſs mir von Berlin der erfreulichste Bescheid zugekommen, — 2) daſs es gleichfalls keine Schwierigkeiten haben wird, meiner Zeitung den Eingang in die östreichischen Staaten zu sichern. — In überraschender Weise finde ich sogar von dieser Seite die gröſste Zuvorkommenheit. —

Schon in seiner ersten Gestalt, nämlich wenn die Zeitung hier in Paris gedruckt würde, böte das Projekt die glänzendsten Auspicien; nach neuen Kom-

*) Das erste Heft der „Deutschen Vierteljahrsschrift" (Stuttgart, Cotta 1838) enthielt einen gehässigen Aufsatz von Gustav Pfizer über „Heine's Schriften und Tendenz."



binationen habe ich ausgefunden, daſs in diesem Fall die Kosten geringer wären, als ich zuerst meinte.

---

52. An Julius Campe.

Paris, den 30. März 1838.

Liebster Campe!

Endlich, endlich ist dieser wüste, verschnupfte, vermaledeite, hundsföttische Winter überstanden. Ich habe während den drei letzten Monaten an einer Verstimmung und inneren Verödung gelitten, wie ich vorher nie gekannt. Dieses und ein Geschäft, welches meine äußere Thätigkeit mehr als rathsam in Anspruch nahm, war Schuld, daſs Sie erst heute Brief erhalten. Sie irren jedoch, wenn Sie glauben sollten, daſs ich unterdessen für Ihr Interesse nicht thätig gewesen sei; obgleich das erwähnte Geschäft für mich nicht in Ausführung kömmt, so wird doch die Mühe, die ich mir dabei gab, für Sie die heilsamsten Früchte tragen. Dieses Geschäft war nichts Geringeres, als die Errichtung einer deutschen Zeitung hier in Paris, wobei mir geistige und materielle Mittel zu Gebot standen, die Alles übertreffen, was man in dieser Art nur träumen kann — es galt

nur, von den Preußen die bestimmte Zusicherung zu erlangen, daſs sie den Eingang der Zeitung in den preußischen Staaten gestatten — denn bei der enormen Summe Geldes, fremden Geldes, die ich aufs Spiel setzte, muſste ich doch einige Garantie haben gegen willkürliche preußische Launen — und ich hatte wichtige Gründe, zu hoffen, daſs man mir jetzt Alles, was ich honetter und billiger Weise verlange, gestatten würde. — Aber zu meiner Verwunderung ist der alte Unmuth noch nicht ganz und gar erloschen gewesen, und meinen Ansprüchen wurde nicht so unbedingt gewillfahrtet, wie ich es hoffte. Man will mir noch keine bestimmte Erlaubnis geben, und mein Zeitungsplan wird wohl scheitern — doch Das gehört nicht hierher. Ihnen habe ich bloß zu sagen, daſs durch jene Unterhandlungen die Miſsverhältnisse mit Preußen, wo nicht ganz ausgeglichen sind, doch in so weit gelindert wurden, daſs sie allmählich ganz verschwinden. Es ist (aber im strengsten Vertrauen) ganz besonders der Minister Werther, welcher sich für mich interessiert und auch die Sympathie der übrigen für mich zu gewinnen sucht Faktisch haben Sie jetzt wahrhaftig bei der Gesammtausgabe meiner Werke von der preußischen Regierung Nichts zu fürchten, wenn sie auch den Buchstaben der alten Verbote nicht widerruft.

Es ist nicht meine Schuld, wenn Sie den versprochenen „Nachtrag zum Buch der Lieder" noch nicht in Händen haben. (Ist der Titel gut?) Dieser Nachtrag soll nämlich enthalten: 1) den „Neuen Frühling," — 2) die Gedichte des ersten Theils des „Salons," — 3) dreißig meiner besten neuen Gedichte, — 4) den „Tannhäuser," — 5) den „Ratcliff," 6) eine sehr große Vorrede, worin ich wichtige Dinge zu sagen habe. No. 1 und 2 sind längst korrigiert, No. 3, die neuen Gedichte, sind längst abgeschrieben — aber ich habe nicht den „Tannhäuser" (worin ich Veränderungen zu machen habe), denn Sie haben mir zwei Dutzend Exemplare vom „Buch der Lieder" und kein einziges Exemplar des dritten Salontheils geschickt. (!!?!) Eben so wenig habe ich die „Tragödien," worin ich den „Ratcliff" doch durchsehen muss. — Meine Mutter gab die „Tragödien" einem Franzosen mit für mich, welcher sie, statt nach Paris, nach Bordeaux verschleppte. Ich bitte Sie daher, damit ich nicht länger Zeit verliere, schneiden Sie den „Ratcliff" aus den „Tragödien" und den „Tannhäuser" aus dem „Salon", und schicken Sie mir beide Pièçen unter Kreuzkouvert. Ich schicke Ihnen dann umgehend das Ganze des Buches mit dem Dampfboot. Die Vorrede wird Ihnen zusagen.

Ich glaubte, Ihnen im nächsten Monat auch das Manuskript eines neuen Buches zu schicken — aber ach! der Mensch denkt und Gott lenkt — die verdammten Zeitungsverhandlungen sind Schuld, dass ich, kaum im Zuge, das Buch seitdem liegen ließ — was für mich sehr betrübsam, da das Honorar schon auf meinem Budget stand. Seien Sie aber ohne Sorge, die nächste Zeit wird genug von mir zu Tage bringen. — Ich gehe in vierzehn Tagen aufs Land, in die strengste Einsamkeit. —

Sie haben mir eine Vertretung meiner Schriften gegen Gustav Pfützer im „Telegraphen" sehr pompös angekündigt. Ich habe sie gelesen. Gott erhalte Sie bei guter Gesundheit! Gegen meine Feinde muss ich aber selbst Etwas thun.

Heute habe ich bei Ihnen eine Anfrage zu machen, und ich bitte Sie und ich nehme Ihnen drauf das Wort ab, dass Sie Niemanden von dieser Anfrage sprechen. Ich habe nämlich nicht übel Lust (theils um ein Organ für mich selber zu stiften, theils um eben so gut wie andere Leute den Sinn für periodische Publikationen zu meinem Vortheil zu exploitieren), eine Monatschrift herauszugeben, betitelt: „Paris und London," oder: „London und Paris, eine deutsche Monatschrift, von Heinrich Heine." Jeden Monat müssten sechs bis acht Bogen

erscheinen, bei Ihnen in Hamburg. Ich würde diese Zeitschrift für meine Rechnung herausgeben, und wünschte von Ihnen zu wissen, wie groß die Kosten sind und wie viel Kommission Sie mir berechnen möchten. Da mir heut nur drum zu thun ist, den Kostenüberschlag zu kennen, so sage ich Ihnen noch Nichts von Inhalt und Richtung. — Ich glaube, die zu jedem Hefte nöthigen Kupfer und Bilder von hier und London aus schicken zu können, doch möcht' ich auch wissen, ob kolorierte Lithographien, in Hamburg verfertigt, nicht theurer sind, als an anderem Ort?

Und nun leben Sie wohl. Schicken Sie mir bald das Verlangte unter Kreuzkouvert, und seien Sie überzeugt, daſs ich mit großer Liebe Ihre Interessen beherzige. Es wird mir immer mehr als leid sein, wenn Sie nicht mit mir zufrieden. — Aber Sie wissen ja aus der Geschichte der begabtesten Schriftsteller, daſs wir nicht immer können, wie wir wollen.

Ihr Freund

H. Heine.

53. An Varnhagen von Ense.

Paris, den 31. März 1838.

Liebster Varnhagen!

Ich habe Ihnen noch zu danken für Ihre liebreichen Bemühungen in Betreff meiner armen, in der Geburt erstickten Zeitung. — —

Sie haben Recht, auch aus diesen gescheiterten Verhandlungen lässt sich Nutzen ziehen — der nächste und liebste Nutzen ist für mich, dass ich Veranlassung fand, Ihre Freundschaft aufs Neue zu erproben und mein Andenken in Ihrer Seele recht lebhaft aufzufrischen. An der preußischen Regierung räche ich mich — durch Schweigen. Ich hatte vor, meinem Landsmann Görres recht ordentlich den Kopf zu waschen und ihn nebst seinen Spießgesellen in ihrer scheußlichsten Blöße darzustellen — aber ich schweige.

Warum Sie schweigen, kann ich jedoch nicht begreifen — Sie, der Statthalter Goethe's auf Erden, der Sie die Fackel in Händen tragen, womit Sie die Eulennester zugleich beleuchten und in Asche verwandeln können. —

Ich hoffe, dass diese Zeilen Sie in besserem Wohlsein finden. — Ich bitte Sie inständigst, be-

nutzen Sie die schöne Jahrszeit zu einer aufheiternden Reise und gehen Sie später in ein nervenstärkendes Bad. Das dürfen Sie bei Leibe nicht unterlassen.

Was Rahel's Briefe an mich betrifft, so scheinen Sie nicht zu wissen, dass mir hiermit ein großes, unersetzliches Unglück begegnet; es war ein Packet von mehr als zwanzig Briefen (obgleich ich ihr nie direkt schrieb, so legte sie doch immer Ihren Schreiben einen mehr oder minder dicken Brief bei), und bei einem Brand, welcher in Hamburg das ganze Haus, worin meine Mutter wohnte, in Asche legte, ist auch jenes Packet nebst allen meinen übrigen dort zurückgelassenen Papieren verbrannt. — Sonderbar ist es, dass noch nicht die Zeit gekommen ist und gewiss auch nicht so bald kommt, wo ich Alles unumwunden sagen dürfte, was mir Rahel aus tiefster Seele gestanden hat, in bewegten Stunden.

Mein Zeitungsprojekt habe ich, wie gesagt, so bald ich Ihren Brief erhielt, vor der Hand aufgegeben; denn bei so unsicherer Stellung zur preußischen Regierung durfte ich ein Kapital von 150,000 Frs., welches ein Freund zu diesem Unternehmen hergeben wollte, nicht aufs Spiel setzen. Selbst bei voraus bewilligter Erlaubnis des Eingangs in Preußen würde ich im ersten Jahre über 80,000 Frs. Schaden

an der Zeitung gemacht haben, sogar im zweiten Jahr wär' ich noch nicht ganz gedeckt gewesen, und erst in den folgenden Jahren wäre Überschuss, und zwar ungeheuer großer Überschuss, sicher gewesen. — Der moralische Nutzen überwog aber auf jeden Fall den pekuniären. — Ganz habe ich jedoch das Projekt mir nicht aus den Sinn schlagen können, und ich beschäftige mich mit einer sehr ingeniosen Umwandlung desselben, wovon ich Ihnen nächstens schreibe.

Und nun leben Sie wohl und heiter und bleiben Sie liebevoll zugethan

Ihrem

Heinrich Heine.

Nr. 18, rue Cadet.

Einlage bitte ich an Laube zu befördern, habe seine Adresse nicht.

---

54. An August Lewald.

Paris, den 2. April 1838.

Ich war krank, doppelt krank, da Mathilde ebenfalls noch leidend sich in ihrer maison de santé befindet; dabei harrte ich von Tag zu Tag auf bestimmtere Antworten von Berlin; dann sollte

Jemand schon vor zehn Tagen nach Berlin reisen, der meine Sache gewiſs in Ordnung gebracht hätte, — und durch sonderbares Miſsgeschick noch nicht abreisen konnte; endlich ließ sich auf Ihr vorletztes Schreiben nichts Positives sagen — daher mein Stillschweigen bis heute, welches Sie bei Leibe keiner Indifferenz für meine Zeitungsprojekte zuschreiben, oder gar als eine Aufgabe derselben betrachten dürfen. — Ich halte meine Idee, wie ich sie Ihnen mitgetheilt, als die ingeniöseste Kombination fest — nämlich die Herausgabe einer deutschen Pariser Zeitung, deren Redaktion in Paris, und deren Druckort an der Grenze wäre, und die also weder Stempel, noch erhöhtes Porto zu bezahlen hätte und doch das Ansehen einer Pariser Originalzeitung genösse und alle übrigen deutschen Zeitungen durch größere Hilfsmittel überflügeln könnte.

Daſs ich dieser Zeitung meinen Namen als Herausgeber oder vielmehr Redakteur en chef zufüge, ist nicht die Hauptidee, sondern nur die Nebenidee, und auch für den Fall, daſs ich von den deutschen Regierungen ob meines Namens chikaniert würde, weiß ich Mittel, diese Chikanen zu umgehen, ohne von den Vortheilen, die mir die Exploitation meines Namens bietet, das Mindeste einzubüßen. —

Wegen des Herrn von Bornstedt seien Sie außer Sorge. Dieser und der Lumpian *, welcher sich wegen des Bankrottes der „Monde“ noch nicht öffentlich sehen lassen darf, haben sich associiert, behaupten, ein gewisser Herr v. M. habe ihnen Geldunterstützung zur Errichtung der Zeitung zugesichert (woran kein wahres Wort ist). Die preußische Regierung habe ihnen ein Privilegium für die Einführung in Preußen bewilligt (was ebenfalls eine plumpe Lüge) — und alles Dieses, um schon auf Rechnung der künftigen Zeitung hie und da Geld zu borgen und ihr armseliges Leben zu fristen. —

Sie kennen ja diesen Menschen; in Berlin weggejagt wegen schlechter Streiche, in Algier wurden ihm öffentlich die Epaulettes abgerissen; Dr. S. hier behauptet, er habe ihm eine Uhr gestohlen; von der hiesigen Polizei hat er sich als Agent provocateur bei den deutschen Handwerkern gebrauchen lassen; kurz, der verworfenste und zugleich der gefährlichste Mensch — daher meine Behutsamkeit. — Dieser Tage schreibe ich Ihnen einen Zettel für Cotta, es ist weitläuftig zu erzählen. Ist Cotta mir gewogen, wie sein guter Vater, so soll er sich meiner zu freuen haben. Will sehen. —

55. An Julius Campe.

Paris, den 16. Juni 1838.

Liebster Campe!

Dieses sind die ersten Zeilen, die ich seit vier Wochen geschrieben; mein Augenübel ist nämlich in verstärktem Grade zurückgekehrt, und mein Arzt verbot mir Lesen und Schreiben. Letzteres fällt mir noch jetzt sehr schwer, und ich kann Ihnen nur das Nothwendigste hinkritzeln:

Ich bin sehr verstimmt, dass Sie mir weder den Empfang der Gedichte, noch den Empfang der Nachrede *) angezeigt und überhaupt auf meinen letzten Brief keine Zeile erwidert. Gestern höre ich, dass im „Telegraphen" eine Notiz steht, die mich eben so sehr verdrießt, wie befremdet. Wozu den Schwaben die Voranzeige der Prügel, ehe dieselben in Druck erscheinen? Dieses kann mir in vielerlei Weise schaden. Was soll die thörichte Krakelei, ich wolle in meiner Sammlung die Gedichte nicht aufnehmen, welche ich in Lewald's Europa drucken lassen? Schreiben Sie mir umgehend, was Der-

*) Später unter dem Titel: „Der Schwabenspiegel" gedruckt.

gleichen bedeuten soll, damit ich nicht zu Schritten gezwungen werde, die meiner Würde gemäß sind; man könnte nämlich glauben, ich sei abhängig von fremdem Rathschluss in der Sammlung meiner Gedichte.

Herr Wihl, welchem ich eine Empfehlung an Sie versprochen, wird Ihnen bereits durch Herrn Gutzkow vorgestellt worden sein, und Sie hegen jetzt gewiss schon die geziemendste Vorstellung von seinen Verdiensten, worunter seine Begabung für Poesie am rühmlichsten und bemerkenswerthesten hervorglänzt. Ich empfehle Ihnen diesen jungen Poeten aufs angelegentlichste, und es wird mich sehr freuen, wenn Sie im Stande sind, ihm Dienste zu erweisen. — Haben Sie doch die Güte, ihm zu sagen, dass mein Augenübel mich verhindert hat, die versprochenen Briefe zu schreiben, und dass ich ihm überhaupt, sobald das Schreiben mir nicht mehr für die Augen gefährlich, schreiben werde.

Leben Sie wohl, theuerster Freund, und bleiben Sie liebreichst zugethan

Ihrem

H. Heine.

56. An Julius Campe.

Paris, den 7. Juli 1838.

Liebster Campe!

Mein Augenübel erlaubt mir noch immer nicht, Viel zu schreiben, und Briefe liebe ich nicht zu diktieren. Überhaupt ist es eine schlimme Sache mit dem Diktieren; hab' bei meinen Arbeiten (einige Bogen über Shakspeare, die man mir abnöthigt) den Versuch gemacht, aber die prägnante Kürze und farbige Klarheit des Stils gehn dabei verloren. Sonst befinde ich mich wohl. Über die Zögernisse bei dem Abdruck der neuen Gedichtesammlung bin ich sehr verdrießlich. Sind Sie überzeugt, dass der Mörike eher mein Bundesgenosse als Gegner ist, so können Sie immerhin anstatt seines Namens einige Sternchen (* * *) setzen, im Übrigen das über ihn Gesagte stehen lassend.

Wenn Gutzkow herkäme, so wäre mir Das eine der größten Lebensfreuden.

Dass Herr Wihl einen eignen Aufsatz, und zwar einen großen, über mich schreiben wollte, habe ich wahrlich nicht gewusst; ist ein ehrlicher guter Mensch, und ich verzeih' ihm im Voraus, dass er mich kompromittiert; Letzteres ist sicher, bei seinem

Mangel an Menschenkenntnis und seinem Überfluss an Dichtereitelkeit. —

Ihr Freund

H. Heine.

---

57. An Julius Campe.

Paris, den 23. Juli 1838.

Liebster Campe!

Hätte Ihnen Viel zu schreiben, aber mein Augenleid erlaubt es mir nicht. Heute schreibe ich Ihnen nur flüchtig in Beziehung auf eine Angelegenheit, über welche der hiesige Buch- und Kunsthändler Delloye Ihnen schreiben wird. Letzterer ist einer der respektabelsten und honettesten Leute hier, vielleicht der einzige ganz ehrliche Buchhändler, den es zwischen Cadix und Harburg giebt; (ich sage Harburg, denn weiter östlich liegt Hamburg und seine Bohnenstraße). Er ist Chef mehrer Associationsunternehmungen, und unter letztere gehört auch die Herausgabe der Kupferstiche der Shakspeare'schen Frauen, welche, bereits in England herausgekommen, auch hier am Ort in zwei Ausgaben erschienen, und die er auch in Deutschland herausgeben will. Um der deutschen Ausgabe einen besonderen Reiz zu geben, wollte er sie auch mit einigen Bogen Text

von einem großen Autor begleiten. Ich fand mich dazu bereit, ihm zu diesem Zweck einige Bogen zu schreiben, aus wichtigen Gründen, wozu z. B. gehört, dass man sich im entgegengesetzten Falle an Ludwig Tieck gewandt hätte. Die Arbeit ist fertig, und da ich in einem Guss diktierte, liegt eine größere Menge Manuskript, als ich beabsichtigte, nämlich etwa sieben Druckbogen, bereit; (unter uns gesagt: kein Meisterstück, aber immer gut genug für den Zweck). Ich habe nun Herrn Delloye ersucht, sich mit Ihnen zu verständigen, dass auf dem Titelblatte des Werks Ihre Firma komme und Sie überhaupt den Debit in Deutschland übernehmen. Ich habe das Zutrauen zu Ihnen, dass Sie in diesem Fall den Absatz des Werks emsig betreiben werden, und dasselbe, obgleich es mehr eine Kupferstichsammlung als ein Buch ist, mit Ihrer gewöhnlichen Thätigkeit verbreiten. Dass der Text ganz zahm geschrieben ist, damit von Censurbehörden kein Einspruch geschieht, versteht sich von selbst; außerdem stehe ich, Sie dürfen es glauben, mit den Preußen jetzt ganz vortrefflich, und kann drauf rechnen, dass mir von dieser Seite kein neuer Schabernack geschieht. — Ich grüße Sie liebreichst,

Ihr heute ganz besonders leidender Freund

H. Heine.

Wenn im „Telegraphen" Etwas steht, was mich interessieren kann, so schicken Sie mir das Blatt unter Kreuzkouvert: Rue des Martyrs Nr. 23. — Bin nämlich ausgezogen.

---

58. An Julius Campe.

Granville, den 18. August 1838.

Liebster Campe!

So eben erhalte ich über Paris Ihren Brief nebst der Gutzkow'schen Einlage. Die Post geht ab in einer Stunde, und diese will ich dazu benutzen, Ihnen und Herrn Delloye in Paris zu schreiben. Ihr Schweigen in Betreff des Letzteren setzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Vor meiner Abreise (als ich ihm das ganze Manuskript zu seiner Verfügung zustellte) bemerkte Delloye, dass er nicht mehr warten dürfe und den Debit des Buchs einem anderen Deutschen übergeben müsse — (wie ich sehe, hatte er in seinem Briefe an Sie von festen Exemplar-Übernahmen geredet, obgleich er doch nur auf In-Kommission-geben rechnete — aber so sind die Franzosen, sie kennen unsere deutschen Usancen nicht.) Ich schreibe ihm sogleich, dass er Ihnen melden

müsse, wie es mit dem Debit der Shakspeare'schen Frauen gemeint sei, dass er sie Ihnen nämlich in Kommission giebt, und ich hoffe, dass mein Brief nicht zu spät kömmt. —

Gutzkow's Brief setzt mich in die außerordentlichste Verlegenheit*). Was soll ich thun! Morgen will ich ihm antworten. Die Gedichte darf ich jetzt nicht drucken, wenn ich nicht von vornherein mit Gutzkow in die peinlichsten Missverständnisse gerathen will. Soll ich Ihnen meinen ganzen Gedanken vertrauen, aber Ihnen, so will ich mich so ehrlich und naiv als möglich aussprechen: An dem ganzen Buch liegt mir Nichts, es liegt mir Nichts dran, dass es erst später in der Gesammtausgabe gedruckt wird, und durch diesen Aufschub bringt eigentlich mein Herr Verleger Julius Campe ein Opfer — nicht ich. Nicht wahr, Das ist naiv? Aber in der That, liebster Campe, Das ist mein eigentlicher Verdruss. Wie machen wir's aber, dass Ihnen dieses Opfer einigermaßen vergütet wird? Ich dächte, Sie druckten die Nachrede als besondere Broschüre, und in meinem nächsten Briefe sage ich

*) Gutzkow hatte in einem dringlichen Schreiben Heine den Rath ertheilt, einen großen Theil seiner „Neuen Gedichte", namentlich manche der in dem Cyklus „Verschiedene" enthaltenen Lieder, nicht wieder abdrucken zu lassen.

Ihnen, welche neue Einleitung dazu verfertigt werden muss. Wollen Sie die Nachrede zu gleicher Zeit, am Tage wo Sie dieselbe ausgeben, im „Telegraphen" abdrucken, so mögen Sie es immerhin thun, nur muss eine Note hinzugefügt werden: dass die Redaktion die Erlaubnis eines solchen Abdrucks vom Verleger erhalten habe.

Ich darf nämlich jetzt Nichts direkt in den „Telegraphen" geben. Der Aufsatz, der dort über mich abgedruckt*), soll entsetzlich kompromittierend für mich sein. Ich hatte Sie ersucht, denselben mir sous bande zu schicken, und meine Voraussicht, dass Wihl mich zum Piedestal seiner Großmannssucht machen würde, scheint sich zu bestätigen. Lewald schreibt mir: bei der Lektüre dieses Artikels habe sich ihm Alles im Leibe herumgedreht. Diese Tage schreibt mir ein Freund aus Paris: dass in jenem Artikel mit der ehrlichsten Schafsmiene die perfidesten Insinuationen über meine Geliebte und mein Ansehen in Paris verbreitet würden und Beurmann's Schnödigkeiten ihre Bestätigung erhielten; kurz, man ist außer sich vor Unwillen.

---

*) „H. Heine in Paris. Von Ludwig Wihl." Abgedruckt in Nr. 117, 118, 119 und 122 des „Telegraphen für Deutschland," Juli 1838.

Schicken Sie mir doch die Blätter sous bande so bald als möglich hierher: à Granville, Departement de la Manche. Wihl meint es gewiss gut, aber der Teufel plagt ihn mit der widerlichsten Wuth, seine Eitelkeit zu befriedigen — ich hab's ihm bereits gesagt, er ist aber unheilbar. — Das Ganze ist mir freilich gleichgültig, aber ich möchte, durch avouiertes Mitarbeiten am „Telegraphen" in diesem Augenblick, die Wihl'schen Dummheiten nicht selbst accreditieren. Das fehlte noch!

Sie können dem Wihl Alles wiedersagen. Der Teufel soll ihn holen, wenn Das sich bestätigt, was man mir aus Paris meldet. Ich bitte, ihm nie Etwas zu sagen, was ich Literarisches vorhabe. Ich habe ihm Dergleichen nie in Paris sagen dürfen, wenn ich nicht dem fatalsten Korrespondenzgeklatsche verfallen wollte. —

Was Sie mir über ein „Jahrbuch der Literatur" sagen, gefällt mir. Ich will gern dazu einen Beitrag geben, und vielleicht wähle ich dazu einen Stoff, der dem Buch gleich die außerordentlichste Vogue giebt. — Morgen schreib' ich an Gutzkow. Ich liebe ihn sehr, aber auch ihn soll der Teufel holen, nur in gelinderer Manier und mit dem gehörigen Respekt; denn er ist ein sehr vornehmer

Sünder. Nergelt die ganze Welt und provociert überall Feindschaft, selbst da, wo mit ruhigem Abwarten und mit drei Gran Geduld die wichtigste Freundschaft und Bundesgenossenschaft zu erwarten stand. Morgen schreib' ich ihm; jedenfalls sollen Sie ihm schon heute in meinem Namen danken für das Interesse, das er mir widmet.

Und Sie, theurer Campe, leben Sie wohl und seien Sie meiner aufrichtigsten Freundschaft versichert.

H. Heine.

---

59. An Julius Campe.

Granville, den 10. September 1838.

Liebster Campe!

So eben vom Mont St. Michel (dem merkwürdigsten Platze der Bretagne) zurückkehrend, habe ich Ihren Brief vom 26. August vorgefunden; da ich morgen nach Paris reisen muss und Ihnen nur von dort ordentlich schreiben kann, beeile ich mich, Ihnen vorläufig das Nothwendigste zu antworten. Ich sehe, es hat mit dem Beitrag für das Jahrbuch Eile, und ein erst zu fabricierender Artikel käme zu spät; ich will Ihnen daher gern den

„Schwabenspiegel," nämlich meine Nachrede, als Beitrag zum literarischen Jahrbuch überlassen; nur müssen Sie ihn nicht gleich in die Presse geben, da ich etwa ein bis zwei Bogen noch hinzuschreiben muſs, welche ich Ihnen binnen zehn Tagen von Paris aus zuschicke. — Ich bin der Meinung, daſs das Jahrbuch nicht einmal, sondern wenigstens zweimal jährlich erscheinen muſs. — Wihl's Aufsatz hab' ich gelesen; käme er aus der Feder eines Feindes, so würde ich ihn ein Meisterstück nennen! — Gutzkow freundlichst zu grüßen; auch seinen Brief hab' ich vorgefunden. — Von Paris aus mehr. (Meine Adresse ist Rue des Martyrs Nr. 23.) In großer Eile.

Ihr Freund

H. Heine.

---

60. An Julius Campe.

Paris, den 18. September 1838.

Liebster Campe!

Noch immer sehr zerschlagen von den Mühseligkeiten der Rückreise (die nicht zu den glücklichen gehörte), eile ich, Ihnen zu schreiben. — Mein Buch „Shakspeare's schöne Mädchen und Frauen; mit

Erläuterungen von H. Heine" wird wohl die ersten Tage der nächsten Woche fertig gedruckt sein, und Herr Delloye wartete bis zu meiner Rückkehr, um nach genauester Absprache mit mir Ihnen zu schreiben; Dies wird er auch heute thun, und ich habe nur auf seinen Brief mich zu beziehen. — Es hat nämlich ein deutscher Händler sich anheischig gemacht, einige hundert Exemplare des Buchs gleich auf feste Rechnung zu nehmen, wenn man ihm den ganzen Debit überträge; und Delloye, welcher mit dem deutschen Buchhandel bereits traurige Erfahrungen gemacht, nämlich schon einmal von einem Buche 500 Exemplare einem Deutschen in Kommission gegeben, wovon er nach Jahr und Tag 450 Exemplare zurück erhielt und das Geld für die abgesetzten fünfzig noch viel später, — Delloye, wie Sie leicht begreifen können, fürchtet sich, dass es ihm auch bei Ihnen so gehen könne. Ich habe ihm Das aber aus dem Sinn geredet und ihm versichert, dass bei Ihrer Loyalität und Thätigkeit ein mäßiger Absatz des Buches immer unzweifelhaft sei, und dass es für ihn gar nicht nöthig sei, die Abnahme von einigen hundert Exemplaren auf feste Rechnung sich zusichern zu lassen; ich bemerkte ihm ferner, dass ein deutscher Buchhändler, der ihm einige hundert Exemplare auf feste Rechnung abnehme, gar Nichts

riskiere bei einem Buche, das über zehn große Oktavbogen Text von mir enthält, dass er sich von solchen Anerbietungen nicht verleiten lassen möge, eine mir missliche Firma auf das Buch zu setzen, und dass gewiss, wenn ich Sie, den Julius Campe, bestimmt angehe, auch von Ihnen ein solches Erbieten zu erwarten stehe. Er wird Ihnen also mit ganzem Vertrauen eine Anzahl Exemplare, die Sie verlangen werden, in Kommission geben und über die Versendungen derselben Ihre Verfügung, nämlich wie und wohin und wie viel', erwarten. Ich habe ihm auch gesagt, es sei keine Zeit zu verlieren, da Weihnacht nahe und das Buch besonders zu Geschenken geeignet sei.

Ich habe im Anfang wahrhaftig dem Delloye keine Hoffnungen des großen Absatzes für das Buch zugesichert — ich übernahm es ungern und in kranker Periode und wollte auch nur Wenig dran schreiben — aber statt einiger Bogen schrieb ich zehn sehr große, über dreißig Zeilen lange Oktavbogen und finde, dass sie, ein anständiges Ganze bildend und aus einem schönen Guss bestehend, bei dem Publikum gewiss eine gute Aufnahme finden können. — Als mich daher Delloye gestern auf Gewissen fragte: wie großen Absatz ich bestimmt erwarte? glaubte ich berechtigt zu sein, ihm zu tausend Exem-

plaren Hoffnung zu machen. — Von Seiten der Regierungen habe ich Nichts zu fürchten, Rochow hat sich gegen einen meiner Freunde geäußert, dass man mich bei dieser Publikation mit keinem Verbote inkommodieren werde, und im Buch ist überhaupt Nichts, was Missfallen erregen könnte. — Es hängt also von Ihnen ab, ob mein Freund Delloye bei diesem Unternehmen gut fährt — ich bin nur moralisch dabei interessiert — ich habe längst das Meinige gethan, das Manuskript abgeliefert, wofür mir Delloye 4000 Franks ausbezahlt hat. — Sie sollen mal sehen, wie prachtvoll das Buch gedruckt ist!

Nach Beachtung Dessen, was ich Ihnen eben gesagt, werden Sie also wissen, wie Sie mit Delloye dran sind und wie Sie ihm zu schreiben haben. Er ist ein höchst wackerer und ehrlicher Mann, und bei der Bedeutung seines französischen Verlags können Sie, wenn er einmal sieht, dass er seine Rechnung dabei findet, durch Kommissionsübernahme sehr bedeutende Geschäfte mit ihm machen.

Mit meinem Oheim bin ich längst wieder ausgesöhnt, und ich erwarte ihn hier dieser Tage mit großer Freude. — Für das „Jahrbuch" ist, wie gesagt, die Nachrede bestimmt; aber ich muss durchaus, wo nicht eine sehr große (wozu vielleicht keine

Zeit mehr), doch eine kleine Note hinzuschreiben. — Was das Buch selbst betrifft (den zweiten Band des Liederbuchs), so will es mich bedünken, dass, wenn ich etwa ein Dutzend Gedichte hinauswerfe und durch neue ersetze, auch sonst noch was hinzu dichte, das Buch dennoch nächstens gedruckt werden könne. Ich werde Dieses im Auge behalten. Fragen Sie mal Gutzkow, ob ich mehr als ein Dutzend sakrificieren müsse? Nicht den Wihl, dem es beim besten Willen an Takt fehlt. Ich muss den guten Wihl (der wahrlich ein besseres Schicksal verdient) hier gegen die ganze Welt vertheidigen. Ich habe freilich über seinen Artikel am Ende mehr gelacht, als geseufzt; aber Andere sind darüber wüthend. Gestern sagte mir V., dass Jemand (der mich übrigens gar nicht kenne) dem Wihl die Ohren waschen wolle, und zwar im „Telegraphen". (?) Sein Freund, der Böhme (der an der „Breslauer Zeitung" schreibt, sagen Sie an Wihl), spricht mir von einem Artikel in der „Allgemeinen Zeitung", den Savoye geschrieben habe, und worin er ihn und sogar mich mit einem Desavouieren von Seiten Auersperg's bedrohe. Ja, die mildesten Menschen sind gegen diesen Artikel; ich lege zum Beweis ein Stück Brief hier bei, der eben von Granville, wo er mich nicht mehr traf, zurückreiste. Ich kann ohne Lachen an Wihl nicht denken. —

Wenn Sie nächstens von mir was geben, so lassen Sie es bei Leibe nicht in Darmstadt drucken; dort sitzen meine alten Burschenschaftsfeinde; ich erkläre mir daraus die Censurplackereien. Und nun leben Sie wohl. — Grüßen Sie mir freundlichst Herrn Gutzkow.

Ihr Freund

H. Heine.

---

61. An Julius Campe.

Paris, den 30. September 1838.

Liebster Campe!

Anbei eine Vorbemerkung, welche vor meinem Artikel, mit kleineren Typen, gedruckt werden muß. Ich wollte etwas Großes noch hinzuschreiben, aber die Anwesenheit meiner Familie und die Hochzeitsgeschichte meines Vetters*) verwirren mir in diesem Augenblick so sehr den Kopf, daß ich mit dem besten Willen Nichts schreiben kann. — Ich bitte Sie, dem Drucker des Jahrbuchs aufs bestimmteste einzu=

*) Salomon Heine war nach Paris gekommen, um dort die Hochzeitsausstattung für seine mit dem Dr. Rudolf Christiani verlobte Nichte Charlotte Heine einzukaufen.



schärfen, dass er nicht das Mindeste an meiner Interpunktion ändere. Es ist entsetzlich, wie gewissenlos dieselbe in Allem, was ich nicht selber korrigieren kann, in Allem, was Sie in meiner Abwesenheit von mir druckten, misshandelt worden. Und sie ist doch so wichtig. — Grüßen Sie mir Gutzkow. — Nächstens mehr.

Ihr Freund

H. Heine.

---

62. An Julius Campe.

Paris, den 19. December 1838.

Liebster Campe!

Wenn ich Ihnen erst heute schreibe, so liegt die Schuld an der Schwäche meiner Augen; ich muss fast immer diktieren, und diktierter Unwille sieht weit herber aus, als der eigenhändige. Aber heute muss ich Ihnen durchaus schreiben, denn so eben erhalte ich den „Schwabenspiegel". Hier bin ich wieder verkauft und verrathen, oder wenigstens sind meine theuersten Interessen den kläglichsten Rücksichten, wo nicht gar dem leichtsinnigsten Privatwillen, aufgeopfert. Sie hatten schon genug an mir ver-

sündigt durch die ohne mein Wissen zugegebene Verstümmelung des zweiten Salontheils und der „Romantischen Schule" — und jetzt schreibe ich das politisch und censurlich Harmloseste, eine Zurechtweisung der persönlichen Feinde, und selbst in dieser kleinen Arbeit sind die widerwärtigsten Verstümmelungen zugelassen, Verstümmelungen in den wichtigsten Übergängen und von einer fast tückischen Art, dass ich nicht einmal an Censurroheit glauben kann. In einer solchen Schrift, wo ich mit ganzer Persönlichkeit gegen persönliche Unbill auftrete, musste Ihnen jeder Buchstab heilig sein. — Bei Gott! Dergleichen habe ich zum letzten Mal erduldet, ich werde schon meine Maßregeln nehmen, dass Dergleichen nicht mehr vorfällt, und für den gegenwärtigen Fall werde ich ebenfalls Mittel finden, die kleine Schrift, ganz wie ich sie geschrieben habe, dem Publikum mitzutheilen. Ich kann sie aus dem Kopf schon wieder ergänzen. Als ob es nicht genug war, dass durch Ihre Schuld der Druck dieser Schrift neun Monat lang verzögert und ich um meine köstliche Genugthuung, die eben für den Moment ihren Werth hatte, geprellt wurde? Die Imprimaturverweigerung in Gießen ist leicht zu begreifen. An jedem vernünftigen Druckort war Dergleichen unmöglich; jedenfalls hätten Sie in acht Tagen ein

Resultat gewusst. Alle Gesandten betheuern mir hier, dass, wie für meine Person, so auch für meine Geisteskinder, die ich jetzt in die Welt schicken wolle, keine Böswilligkeit in der Heimat zu fürchten sei. — Als Sie an Dellove, trotz meiner vielen Bemühung, nicht einmal direkt schrieben, so dass Derselbe endlich genöthigt war, das Buch an Avenarius und Brockhaus in Kommission zu geben — da mussten diese Herren, um einen Verlagschein zu erwirken, die gedruckten Bogen in Leipzig zur Censur geben, — und nicht eine Zeile, nicht ein Jota ward im Buche von der Censur gestrichen.

Und doch, verglichen mit dem „Schwabenspiegel", war das Buch voll der schrecklichsten Stellen in Betreff der Politik und der Religion.

Ich schreibe Ihnen dieser Tage, ich bin in diesem Augenblick zu wüthend, zu tief indigniert. Ich war schon hinlänglich mit Degout regaliert durch Ihren letzten Brief, wo Sie mich einer Komplicität mit Bornstedt ziehen, in Betreff des unglückseligen Wihl's, Ihres Ritters der Wahrheit, dessen Eitelkeitslosigkeit Ihnen jetzt gewiss noch in höchster Glorie vorleuchtet. Und dabei machen Sie mich noch auf Beurmann'sche Schmähungen aufmerksam, die doch nur in Hamburg bestellt worden, um der verletzten Eitelkeit eines Wihl's ein Linderungspflaster

aufzulegen. Da Beurmann eine ergebene Kreatur Gutzkow's ist, so begreife ich wahrlich nicht, wie dieser Letztere Dergleichen zugeben konnte. Genug, ein großer Degout erfaſste mich über den Inhalt Ihres Briefes. — Und ich hätte es so nöthig, in vollem Einverständnis mit Ihnen zu leben, alle diese Kräkeleien verstimmen mich so schmerzlich, und es ist auch höchst traurig, daſs ich nicht einmal auf meine Freunde mich verlassen kann!

H. Heine.

---

63. An Julius Campe.

Paris, den 23. Januar 1839.

Liebster Campe!

Auf Ihren Brief vom 10. Januar für heute nur wenige eilige Worte, und nur zunächst in Betreff des „Buchs der Lieder".

Der neue Beweis, daſs dieses Buch noch große Zukunft hat, bestimmt mich, in Ihrem Interesse die zum Druck bereit liegende neue Gedichte-Sammlung unter dem Titel: „Buch der Lieder, zweiter Band" herausgegeben und die neue Auflage des alten eigentlichen „Buchs der Lieder" mit der

Überschrift: „Buch der Lieder, erster Band" drucken zu lassen. Ich glaube, Das findet Ihren großen Beifall.

Leider Gottes sind in der zweiten Auflage sehr viele Druckfehler, so dass ich das alte „Buch der Lieder" nochmals durchgehen muss und Ihnen erst in vierzehn Tagen einige Verbesserungen zuschicken kann, um die dritte Auflage in Druck zu geben. Auch einige Worte Vorrede, vielleicht in metrischer Form, will ich hinzugeben.

Das Manuskript des zweiten Bandes des „Buchs der Lieder", den „Nachtrag", schicken Sie mir jetzt umgehend per Postwagen. Damit das alte „Buch der Lieder" durch diesen hinzugekommenen Band nicht kompromittiert wird, will ich hierin alle Gedichte auswerfen, die nur irgend Anstoß erregen möchten, wo alsdann doch gewiss nicht mehr als ein Druckbogen sakrificiert zu werden braucht; diese Lakune werde ich durch einen Druckbogen mit neuen vortrefflichen Gedichten zu füllen suchen (ich hab' sie bereits angefertigt). Wenn ich etwa die unglückliche Nachrede von diesem zweiten Bande fortlasse, wird das Buch vielleicht etwas zu dünn, und in dieser Hinsicht möchte ich die Übersetzung der ersten Scene aus Byron's „Manfred", die in meiner frühesten Gedichtesammlung enthalten

ist, hinzufügen. Ich bitte Sie daher, mir diese Gedichtesammlung (die bei Maurer in Berlin erschienen) mitzuschicken.

Packen Sie doch einige Bücher hinzu, die mich interessieren könnten. Z.B. schicken Sie mir Schiff's „Gevatter Tod", sowie auch Exemplare des dritten Salontheils, wovon ich kein einziges Exemplar erhalten.

Aus den censierten Bogen des „Schwabenspiegels" werden Sie ersehen haben, daſs ich zu dem grenzenlosesten Ärger vollauf Ursache hatte. Dazu machte mir der Teufel weiß, die Verstümmlungen kämen von der Redaktion. Aber, um des lieben Himmels willen, wer giebt in einem Nest wie Grimma Etwas zur Censur! — Künftig mehr. hierüber. — Sagen Sie dem Ritter der Wahrheit (wie Sie einst Herrn Wihl genannt haben; ich glaube auch, Sie rühmten an ihm seine Gleichgültigkeit gegen Privatruhm — jetzt singen Sie ja in einem ganz entgegengesetzten Ton), sagen Sie Herrn Wihl, daſs Herr B.r den Wechsel von 200 Franks nicht bezahlt hat, protestieren ließ, sich endlich eklipsierte, und daſs ich genöthigt war, dieses Geld aus meiner Tasche zu zahlen.

Ihr Freund

H. Heine.

---

64. Erklärung.

„Der Schwabenspiegel," ein mit meinem Namen unterzeichneter und im „Jahrbuch der Literatur" von Hoffmann und Campe abgedruckter Aufsatz, ist, im Interesse der darin besprochenen Personagen, durch die heimliche Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten, dergestalt verstümmelt worden, dass ich die Autorschaft desselben ablehnen muss.

Paris, den 21. Januar 1839.

Heinrich Heine.

---

65. An Gustav Kühne.

Paris, den 30. Januar 1839.

Ew. Wohlgeboren

bitte ich, die einliegenden Zeilen*) in der „Eleganten" abzudrucken. — Sie werden mich dadurch aufs freundlichste verbinden.

Es mag Sie freilich befremden, wenn ich Ihnen

*) Die unter Nr. 64 mitgetheilte Erklärung, welche in der „Zeitung für die elegante Welt" Nr. 28, vom 8. Februar 1839, abgedruckt ward.

gestehe, dass ich erst vor einigen Wochen Ihre Bekanntschaft machte, nämlich Ihre „Weibliche und männliche Charaktere“ gelesen hab'; aber es wird Sie keineswegs wundern, dass ich davon auf ungewöhnliche Weise angesprochen, erquickt und erbaut worden. Solche Bücher, obgleich selten, geben mir eine Garantie für den fortschreitenden Geist der Humanität in Deutschland und die Talente seiner Träger. Nach der Lektüre Ihres Buches ergriff mich ein sonderbares Heimweh — Vielleicht aber irre ich mich, und es giebt nur Wenige Ihres Gleichen in Deutschland. Empfangen Sie meine herzlichsten Grüße und die Versicherung meiner heiteren Hochachtung.

H. Heine.

Adresse: Rue des Martyrs 23.

---

66. An Julius Campe.

Paris, den 20. Februar 1839.

Liebster Campe!

Entweder noch heute oder in den nächsten Tagen schicke ich Ihnen die Vorrede zur dritten Auflage des Liederbuchs. Das Exemplar der durch-

korrigierten zweiten Auflage, welches als Manuskript zum Abdruck dienen soll, habe ich vor etwa sieben Tagen nach Hamburg geschickt. Ach, liebster Campe, ich muſs heute wieder das alte Lied singen: wie viel Kummer hatte ich bei der neuen Durchsicht des „Buchs der Lieder“! Sie wissen, wie viel ich auf meine Interpunktion halte, und sehen Sie mal: wie liederlich ist diese beim Druck berücksichtigt! Bei einem Buche, wie dieses, sollte dem Drucker jedes Komma heilig sein. Die Durchsicht hat mir acht bittere Tage gekostet, und ich hoffe, daſs diesmal meine Mühe nicht vergebens war! Schreiben Sie nur gleich an den Drucker, daſs man mit diplomatischer Treue meine Interpunktion wiedergebe. Überhaupt sorgen Sie für besseren Druck. — Vergleichen Sie in dieser Beziehung mal die zweite Auflage des Liederbuchs mit der Ausstattung anderer Gedichtesammlungen, z. B. Freiligrath's — der bei Cotta erschienen!

Was soll ich aber sagen zu der widerwärtigen Entdeckung, die ich jetzt machte, daſs die Censur sogar im „Buch der Lieder“ einige Gedichte verstümmelt hat? Was können Sie da vorbringen? Habe ich ebenfalls hier den Censor in Furcht gejagt? Bin ich nicht von allen Dichtern Derjenige, in dessen Versen die wenigsten politischen Anklänge? Habe ich nicht streng Alles ausgeschieden, was dem

„Buch der Lieder" nur die mindeste Parteifärbung geben konnte? Ich habe die verstümmelten Gedichte wieder aus der ersten Auflage hineingeklebt, und ich denke, es wird kein Jota daran verkürzt werden, wie ich überhaupt hoffe, daſs ich jetzt nicht mehr in solcher Weise sakrificiert werde — Nein, ich hoffe es nicht bloß, ich bin Dessen auch sicher — ich werde Ihnen keine Zeile mehr geben, wenn ich diese Sicherheit nicht empfange. Schon aus dem Grunde sollten Sie Alles dran setzen, mich unverstümmelt zu drucken, damit hier kein Nachdruck erscheint, der wenigstens den älteren Ausgaben getreu wäre — Sie haben keinen Begriff davon, wie Viel ich in dieser Beziehung gethan habe, um Ihre Interessen zu wahren, und ich werde auch immer Alles thun — aber thun Sie wenigstens das Ihrige, sorgen Sie für Censurbefreiung, drucken Sie treu und schön, geben Sie gute Ausstattung meinen Kindern —

Ich sterbe an dem Schnupfen, der mich seit vierzehn Tagen quält und in einer großen Arbeit aufhält. — Ich habe den „Schwabenspiegel" nicht, wie man mir rieth, wiederabdrucken lassen, ich beschränkte mich darauf, die Verstümmlung dem Publikum anzuzeigen, werde das Opus aber späterhin in seiner wahren Gestalt geben. — Herr Wihl soll im „Korrespondenten" den Schwaben auf meine

Kosten den Fuchsschwanz gestrichen haben; der eitle Poet, Alles fähig aus Eitelkeit.

Ihr Freund

H. Heine.

---

67. Schriftstellernöthen*).

Offener Brief des Dr. Heine an Herrn Julius Campe, Inhaber der Hoffmann und Campe'schen Buchhandlung zu Hamburg.

Mein liebster Campe!

Wenn Sie oder Andere darauf gerechnet haben, dass mir der „Telegraph" des Herrn Gutzkow hier nicht zu Gesicht komme, irrten Sie sich. Dasselbe ist der Fall, wenn Sie sicher darauf bauten, dass ich auf die darin abgedruckte Erklärung in Betreff des „Schwabenspiegels"**), aus persönlichen Rück-

---

*) Die von [ ] umschlossenen Stellen dieses Aufsatzes sind aus dem (in Händen des Herrn Dr. G. Kühne befindlichen) Originalmanuskripte ergänzt worden.

**) Die von 15. Februar 1839 datierte Erklärung von Hoffmann und Campe war in Nr. 34 des „Telegraphen für Deutschland" abgedruckt und lautete, wie folgt: „In Bezug auf die von Heinrich Heine gegebene Erklärung, dass er den unserm „Jahrbuche der Literatur" einverleibten

sichten, Nichts erwidern würde. Enthielte jene Erklärung nur eine rohe Beleidigung, so würde ich gewiss schweigen, alter Freundschaft willen, auch aus angeborener Milde, die aufbrausenden Misslaunen des Gemüthes gern entschuldigend, zumal in dieser schweren Zeit, wo so viel' Widerwärtigkeiten, wie auf den Schriftsteller, so auch auf den Buchhändler eindringen, und Einer dem Andern, wenigstens der Vernünftigere dem Leidenschaftlicheren, manche Unbill verzeihen sollte . . . Aber, liebster Freund, wenn ich auch, alle Empfindlichkeit besiegend, die rohe Beleidigung ruhig hinnähme, so ist doch Ihre Erklärung von der Art, dass sie allerlei bedenkliche Interpretationen zulässt, die das Ansehen meines Wortes und also auch jene heiligen Interessen, denen mein Wort gewidmet ist, gefährden können. Nur als Abwehr jener Interpretationen schreibe ich Ihnen diesen offenen Brief.

Ich machte in der „Zeitung für die elegante

„Schwabenspiegel" mehrfacher Verstümmlungen wegen nicht mehr anerkenne, erwidern wir, dass dieselben lediglich nur der sächsischen Censur, der das „Jahrbuch" unterworfen war, zur Last fallen. Wir bemerken Dies desswegen, um den Gegnern Heinrich Heine's deutlich zu machen, was sie unter „der heimlichen Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten" zu verstehen haben."



Welt" dem Publikum die Anzeige: das bei Ihnen erschienene „Jahrbuch der Literatur" enthalte einen Aufsatz von mir, betitelt „Schwabenspiegel," welcher im Interesse der darin besprochenen Personagen, durch die heimlichen Umtriebe ihrer Wahlverwandten, dergestalt verstümmelt worden, daſs ich die Autorschaft desselben nicht mehr vertreten könne. — Hierauf, liebster Campe, ließen Sie im „Telegraphen" des Herrn Gutzkow die Erklärung drucken: jene Verstümmelungen fielen lediglich der [königlich sächsischen] Censur zur Last! und Sie setzten hinzu die Worte: „Wir bemerken Dieses deſswegen, um den Gegnern Heinrich Heine's deutlich zu machen; was sie unter der heimlichen Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten zu verstehen haben."

Zunächst also widersprechen Sie mir, und zwar ganz apodiktisch, von oben herab, ohne Angabe irgend eines Beweises, der etwa Ihre Aussage bestätige. Ich könnte nun Ihrem kargen Nein ein eben so kurzes Ja entgegensetzen, und es käme alsdann darauf an, wessen Wort in Deutschland den meisten Glauben fände. Aber, wie ich schon erwähnt habe, ich will zu der rohen Beleidigung kein Seitenstück liefern, ich will Sie nicht der Unwahrheit, sondern nur des Irrthums zeihen, und bei diesem betrübsamen Geschäfte stütze ich mich nicht auf meine

individuelle Glaubwürdigkeit, sondern nur auf Thatsachen, die Sie selbst anerkannt, und auf die allerhöchste Autorität der Logik. Das Faktum der erwähnten Umtriebe steht daher nicht direkt in Frage; später, wenn die Einmischung mancher Personen weniger indiskret und meine Furcht vor einer gewissen rothen Kreide weniger hemmend sein wird, werde ich auf jenes Faktum zurückkehren. Heute beschränke ich mich auf einige Erörterungen, wonach das Publikum selbst beurtheilen möge: ob Sie, theurer Freund, hinlänglich berechtigt waren, meinen Worten in der erwähnten inofficiosen Weise zu widersprechen?

Ich gestehe Ihnen, ich wollte kaum meinen Augen trauen, als mir im „Telegraphen" die besagte Erklärung zu Gesicht kam. Hätte ich nicht längst gewusst, unter welchen Einflüssen Sie stehen, wahrhaftig, die größten Besorgnisse für die Gesundheit Ihres Hauptes wären in mir aufgestiegen. Armer Freund! als Sie jene Erklärung schrieben oder unterschrieben, litten Sie jedenfalls an einer entsetzlichen Untreue des Gedächtnisses, Sie hatten ganz vergessen, was in Ihren jüngsten Briefen steht, und am allerwenigsten erinnerten Sie sich Dessen, was Sie mir zu anderen Zeiten schrieben, wo ich ebenfalls über Verstümmelung meiner Schriften Klage führte. In der That, es war Ihre Schuld,

wenn solche Klagen sich mehrmals wiederholten, wenn ich, gekränkt von diesen Bitternissen, alle Lust und Freude an der leidigen Schriftstellerei einbüßte, wenn ich lieber mit verbissenen Lippen ganz schwieg, als dass ich mein gefälschtes Wort den schmählichsten Missverständnissen bloßstellte. Das fing an mit den „Französischen Zuständen." Milde und billigdenkend, wie ich bin, verzieh ich Ihnen gern die ungeheuren Verwüstungen in der Vorrede; Sie gestanden mir, dass Sie letztere, um großen Ungelegenheiten vorzubeugen, der Censur überliefert, obgleich das Buch über zwanzig Druckbogen enthielt . . . Sie waren damals eben in den heiligen Ehestand getreten, hatten jetzt Frau und Kind, und ich konnte Sie nicht geradezu verdammen. Ich berücksichtigte auch bei meiner nächsten Publikation diese veränderte Lage des vermählten Verlegers, und den ersten Theil des „Salons" konnten Sie getrost ohne die Vorsichtsmaßregeln der Censur in Druck geben. Sie hatten mich sicher gemacht, und vertrauungsvoll schickte ich Ihnen den zweiten Theil des „Salons", der ebenfalls über zwanzig Bogen stark und keiner Censur unterworfen war; auch hatten Sie damals wieder so viel Keckes in die Welt hinein gedruckt, z. B. Börne's Briefe, dass ich meinte, der Campe sei wieder der alte Campe . . .

Aber ich verrechnete mich, eben weil Sie so viele ultraliberale Bücher und Büchlein verlegt hatten, glaubten Sie bedeutend einlenken zu müssen, und es war eben mein armer zweiter Band des „Salons", den Sie sakrificierten, den Sie auf den Altar der Censur niederlegten, als Sühnopfer für Ihre Press-sünden. Das Buch wurde gehörig abgeschlachtet und dergestalt vermetzgert, dass seine ganze patriotische Bedeutung verloren ging, dass man eine gewisse theologische Polemik, die bittere Schale, für den eigentlichen Kern desselben halten konnte, dass dadurch zur Verkennung und zur Verleumdung meines Strebens vollauf Gelegenheit gegeben ward. In der Anzeige, die ich deshalb publicierte*), mochte ich vielleicht zu weit gehen, indem ich das mir widerfahrene Missgeschick Ihnen allein zur Last legte; aber ganz konnte ich Sie niemals von aller Schuld freisprechen. Wir brouillierten uns damals, und versöhnten uns wieder, flickten das geborstene Zutrauen, und bald darauf sandte ich Ihnen „Die romantische Schule", die Sie ebenfalls druckten . . . nachdem Sie dieselbe aus plötzlicher Angst, Gott weiß an welchem Orte, wieder zur

*) Siehe die Erklärung vom 19. März 1835, Nr. 109, auf S. 281 des vorhergehenden Bandes.

Censur geliefert und an Leib und Leben verstümmeln ließen! Diesmal brauchte ich mich etwas weniger zu ärgern, da unter dem Titel „Zur Geschichte der neuern schönen Literatur“ in einer hier zu Paris erschienenen Ausgabe der unverstümmelte Text jenes Buches zum größten Theil enthalten, und ich mich also vor boshaften Missdeutungen einigermaßen geschützt glaubte. Auch war Ihre Furcht vor greller Verantwortlichkeit damals nicht ungegründet, eine gewisse Schwüle verkündigte das Gewitter, welches bald darauf, als Bundestagsbeschluss gegen das junge Deutschland, bei uns einschlug. Während es schon donnerte und gelinde blitzte, reichte ich Ihnen die versöhnliche Hand, zuckte die Achsel, unterwarf mich den regierenden Sternen, der fatalen Nothwendigkeit, und beschloss, hinfüro nur leichte Phantasiespiele drucken zu lassen, die, aller politischen Beziehungen bar, überall die Censur passieren würden . . .

Mit solcher Resignation schickte ich Ihnen den dritten Theil des „Salons“, welcher eine harmlose Märchensammlung und eine literarisch wilde, doch politisch sehr zahme Vorrede enthielt; das Buch erlangte wirklich das volle Imprimatur, bis auf die Vorrede, womit sich sonderbare Dinge zutrugen. Diese war nämlich gegen den Stuttgarter Denun=

cianten gerichtet, und Derselbe, wie ich erst später erfuhr, genoss damals bei gewissen Behörden eines außerordentlichen Schutzes. [Freilich, der Angeber muss vom Staate geschützt werden, wenn er auch der erbärmlichste Schuft ist; sonst ist keine Polizei möglich.] Zum Unglück für meine arme Vorrede ward dem erwähnten Denuncianten noch außerdem, durch die heimlichen Umtriebe seiner Wahlverwandten, überall Vorschub geleistet. Er stand nicht allein; so wie seine Denunciationen nicht bloß öffentlicher Art waren, so hatte er auch eine Menge im Dunkel einherschleichender Gehilfen. Ja, jene Denunciationen waren nicht bloß öffentlicher Art, bestanden nicht bloß in gedruckten Artikeln; vielleicht erinnern Sie sich, dass Sie sich damals erboten, mir einen eigenhändigen Brief zu verschaffen, den Herr Wolfgang Menzel kurz vor dem Erscheinen der Bundestagsbeschlüsse an Theodor Mundt geschrieben, und worin er blödsinnigerweise seine häscherlichen Schelmereien selber verrieth.

Aber Sie vergessen Alles, lieber Campe, Sie vergessen sogar, dass Sie selber, bei Gelegenheit der Vorrede zum dritten Theil des „Salons", gegen die geheimen Umtriebe der Menzel'schen Wahlverwandten mit aller Macht zu kämpfen hatten und Dergleichen nur durch Gegenlist vereiteln konnten.

Namentlich beklagten Sie sich damals über einen gewissen Dr. A[drian], Censor in Gießen, wohin Sie das Buch zum Druck gegeben; auf ihn warfen Sie die Schuld, daſs der Inhalt, der bis zum Erscheinen desselben ein Geheimnis bleiben sollte, schon gleich in Stuttgart bekannt wurde. In Ihrem Briefe vom 21. Oktober 1836 schrieben Sie mir:

„Gesagt habe ich Ihnen, daſs A[drian] Ihr Censor in Gießen ist, [derselbe, der „Bilder aus England" schrieb.] Dieser gab in den „Phönix" eine Notiz, daſs der Salon III mit hessischer Censur in Gießen gedruckt würde. Ich mittelte Das aus und habe durch den Redakteur Duller den Beweis in Händen, daſs er es mittheilte. Diese Notiz ging in andere Blätter über, und könnte so die Konfiskation des Ganzen zur Folge haben. Die Absicht dieser Insinuation liegt nicht tief."

In einem späteren Briefe klagten Sie, daſs man Sie mit dem Imprimatur Monate lang hinhalte, — (in der That, es verflossen über neun Monate, ehe das Buch erschien) — und Ihr Verdacht steigerte sich. Endlich, [nachdem man Sie lange an der Nase herumgeführt,] schrieben Sie mir Folgendes in Ihrem Briefe vom 5. April 1837:

„Denken Sie, A[drian] will das Imprimatur nicht für die Vorrede ertheilen. Der Drucker hat an das Ministerium requiriert. Die Minister haben gelacht, aber [so ein H . . . . . . tt, der „Skizzen aus England" schreibt, ist auf seinem Posten allmächtig,] sein Recensent Menzel gilt ihm mehr als Heine, er will also Pietät üben."

Diese Erinnerungen mögen Ihnen einen ungefähren Begriff davon geben, was ich unter dem Ausdruck „die geheimen Umtriebe der Wahlverwandten" eigentlich verstehe. Eine präcise Definition ist hier unmöglich. Das sind Dinge, die weit eher gerochen, als gesehen und betastet werden. Sie können mir eben so gut zumuthen, den Wind mit fester Hand zu erfassen oder die Dunkelheit zu beleuchten . . . Es kann mir da wohl begegnen, dass, so wie ich mit der Laterne herankomme, die Schatten, die ich Jedem zeigen wollte, spurlos verschwunden sind.

Polemische Arbeiten, wobei das Interesse des Augenblicks in Anspruch genommen wird, verlieren durch Verzögerung des Drucks den besten Theil ihres Werthes; nichtsdestoweniger dankte ich Ihnen, dass Sie unter dem Titel „Über den Denuncianten" die erwähnte Vorrede des dritten Salontheils als Broschüre unverstümmelt herausgaben. Ich schöpfte

wieder neuen Glauben an Ihren Druckmuth, ich ward wieder sicher. Nicht wenig mußte ich mich daher verwundern, als ich, bei Ihnen anfragend, wie es mit dem Druck des zweiten Bandes des „Buchs der Lieder“ aussehe? die Antwort erhielt: Nicht so dumm, diesmal sei das Manuskript nicht nach Gießen zur Censur geschickt worden, sondern nach Darmstadt, und von dort wäre noch keine Nachricht angelangt. Ich mußte herzlich lachen, daß der heldenmüthige Verleger der Börne'schen Schriften jetzt sogar meine harmlosen Liebeslieder zur Censur giebt . . . Aber meine gute Laune schwand, als ich, der ich Nichts von Geographie verstehe, mich bei einem ehemaligen deutschen Lohnkutscher näher erkundigte und den Bescheid empfing: Darmstadt und Gießen, Das sei wie Speck und Schweinefleisch, da sei kein Unterschied, ein Thorzettel aus Darmstadt gelte auch in Gießen, und der Gießener Gassenvoigt sei ein leiblicher Vetter des Herrn Zollinspektors zu Darmstadt. Ich ward daher nicht sonderlich überrascht, als ich nach mehreren Monaten von Ihnen den Klagebrief erhielt: man habe wieder [Sie an der Nase herumgeführt und] das Imprimatur verweigert. Da ich zu diesem Buche eine Nachrede geschrieben, die, polemischen Inhalts, durch solche Druckverzögerung das Interesse

der Aktualität schon ein bischen eingebüßt hatte, gab ich gern Ihrem Vorschlage Gehör, diese Nachrede in einem „Jahrbuch der Literatur," welches Sie im Oktober auszugeben versprachen, gleich abdrucken zu lassen. Leider besitze ich den hier erwähnten Brief nur zum Theil, da ich mich bei Empfang desselben in der Bretagne befand und eine Stelle des Briefes, welche Herrn D. betraf, ausschnitt und Demselben nach Paris zuschickte; es befindet sich daher im Briefe eine Lücke, was mir sehr leid ist; denn ich möchte gern die Originalworte anführen, womit Sie mir den treuesten Abdruck meiner Nachrede versprachen und mir zugleich über Herrn Gutzkow ein sehr naives Geständnis machten. Der Brief ist vom 9. August 1838, und folgende Worte haben sich darin erhalten:

„Mit Gutzkow habe ich heute Abend ein „Unternehmen ausgeheckt, das für die Interessen „der Literatur von Wichtigkeit sein wird; nämlich „ein „Jahrbuch der Literatur," das im Oktober „dieses Jahres ausgegeben werden soll und künftig „alle Jahre folgen wird. Wir haben Journale, „Monats- und Quartalschriften genug — Was „diese sich erlauben, wissen die zur Fahne Gehörenden „zur Gnüge. Das Jahrbuch soll in letzter Instanz „entscheiden, die Akten mustern. Ihre Nachrede

„würde hierin ganz am richtigen Platze sich befinden.
„Gutzkow trug mir auf, Das Ihnen zu sagen.
„Rosenkranz, Jung, König, Riedel, Daumer, Schücking,
„Dingelstedt ꝛc. geben Beiträge. Die übersichtlichen
„Artikel von 1830 an giebt Gutzkow. Der so-
„genannten jungen Literatur wird Nutzen daraus
„werden. Wienbarg wird was geben. Ihren Auf-
„satz hätte Gutzkow dafür gar gern. Oder wollen
„Sie einen andern geben? Falls Sie den Nachtrag
„gedruckt wissen wollen . . ."

Bei diesen Worten beginnt die erwähnte Lücke. Ich erhielt zu gleicher Zeit einen Brief von Herrn Gutzkow, worin er sich mir freundlich und liebevoll nahte, was er wahrlich guten Fuges thun konnte, da ich schon frühzeitig in meinen Schriften seinen Genius mit gehöriger Würdigung begrüßt hatte und ich auch späterhin, in bedrängtester Zeit, als die Genossen ihn gleichsam im Wettlauf desavouierten, unumwunden meine Sympathie für ihn aussprach. Sie wissen, wie ich sein Vertrauen ehrte, und sehr gern überließ ich dem „Jahrbuch der Literatur" die erwähnte Nachrede, für welche Herr Gutzkow mir den Titel „Schwabenspiegel" vorschlug.

Sie können sich nun leicht eine Vorstellung davon machen, wie schmerzlich, widerwärtig schmerzlich mein Gemüth berührt wurde, als nach solchen

Vorgängen Ende December das „Jahrbuch der Literatur" mir zu Händen kam, und ich meine arme Nachrede, die jetzt einen pretensiösen Titel trug, so gründlich verstümmelt fand, [dass ich nicht nur um meine Genugthuung an den darin besprochenen Personagen geprellt schien, sondern dass, durch Verfälschung der Beiwörter, Ausmerzung der Uebergänge und sonstige Entstellung der Form, auch mein artistisches Ansehen bloßgestellt worden.] Das hat wahrlich kein Censor gethan, denn auch nicht eine Silbe war in dem Aufsatz, die nach Politik oder Staatsreligion roch, [und wenn ich ihn später in seiner ursprünglichen Gestalt abdrucke, wird Jedem einleuchten, dass die schäbigen Finger, die hier ihr dunkles Werk vollbracht, zugleich die Spur Ihrer Absichten zurückgelassen haben.] Sie sind unschuldig daran, liebster Campe, ich bin davon überzeugt; denn als ich Ihnen über diesen Frevel gleich schrieb, antworteten Sie mir mit Verwunderung, und aus Ihrem Briefe vom 25. December 1838 will ich nur die Worte anführen:

— — „Mir schien es auch, dass Etwas fehlte; „ich verlangte daher das Manuskript zur Vergleichung, wie Sie aus dem Fragmente des Briefes „vom Faktor der Druckerei sehen. Zuvor schrieb „mir P. (der Schriftsteller und Buchdruckerei-

„Besitzer), Ihr Aufsatz allein fände Anstand beim „Censor. Ich hatte befohlen, und meine Briefe an „die Druckerei bezeugen es, wenn Sie sie sehen „wollen, daſs ich erklärte: wenn Etwas gestrichen „würde, worauf ich nicht gefaſst war, solle der „Artikel wegbleiben."

Eingeständlich hatten Sie also bestimmten Befehl gegeben, im Fall die Censur an meinem Artikel streichen wolle, ihn lieber gar nicht zu drucken . . . Wie kommt es nun, daſs der Artikel dennoch, trotz diesem Befehl, so entsetzlich zusammengestrichen und dennoch gedruckt wurde? Oder giebt es Befehle, die höher geachtet werden, als die Ihrigen, und denen Sie selbst nur blindlings gehorchen? Sie erregen jedenfalls die bedenklichsten Zweifel an Ihrer Selbständigkeit, wenn Sie die Verstümmelung meines Artikels lediglich der [königlich sächsischen] Censur zur Last legen.

Nein, diesmal will ich mich nicht auf die Censur verweisen lassen, und am allerwenigsten auf die [königlich sächsische] Censur, die mir eben damals, als Ihr „Jahrbuch" erschien, einen glänzenden Beweis ihrer Milde und Liberalität gegeben hat; weil nämlich jedes Buch, das im Auslande gedruckt worden, in Deutschland die Censur passieren muſs, ehe es in den deutschen Bundesstaaten verkauft

werden darf, ließ ich „Shakspeare's Mädchen und Frauen" [in Leipzig] censieren, und siehe! in diesem Buche, [welches doch manche politisch und theologisch anzügliche Stelle enthielt,] hat die [königlich sächsische] Censur kein einziges Wort gestrichen! Warum soll nun [in Grimma] dieselbe Censurbehörde ein weit harmloseres Opus verstümmelt haben? Gewöhnlich kann man an kleineren Orten weit eher durch freundliche Vorstellungen der Censurstrenge Etwas abgewinnen, man giebt den unwichtigen Theil eines Buches preis, um das Bedeutendere zu retten, man vermittelt. . . Kurz, liebster Campe, Alles, was Sie mir erwiderten, sprach mehr gegen Sie, als für Sie; im Gegentheil, Sie selbst lieferten mir neue Gründe zum Argwohn; der angebliche Censurbogen, den Sie gleichzeitig einschickten, war Nichts weniger, als ein mit Imprimatur versehener Censurbogen; dabei suchten Sie mich auf allerlei fremde Fährten zu bringen, und z. B. in Ihrem Briefe vom 10. Januar schrieben Sie mir:

„— — Den Censurbogen vom „Schwabenspiegel"
„habe ich Ihnen vor acht Tagen gesandt, und werden
„Sie daraus die Überzeugung gewonnen haben, in
„welchem schändlichen Verdacht Sie Gutzkow und mich
„hielten! [Leider ist es sündlich, wie der Censor ge-
„handelt hat, und man sieht: dass es reine Frau-

„hasereien sind, die er in Schutz nimmt, z. B. „für Theodor Hell! Der Censor ist ein Dresdner. „Früher war es Gehe, Der ist jetzt in Paris — —"]

Nein, liebster Campe, [Theodor Hell ist unschuldig; auch stand in meinem Artikel kein einziges Wort, das nur im Mindesten Denselben verletzen konnte.] Auch Gutzkow, auf den, ich weiß nicht warum, Sie mich so gern anrennen lassen möchten, ist unschuldig. Er ist unschuldig, wie Sie. Wenn ich vielleicht in meinem Brief an Sie etwas unwirsch von Gutzkow sprach, so geschah es zunächst, weil ich übel gelaunt war, und dann auch weil ich ihn auf keinen Fall von einer levissima culpa freisprechen konnte. Sie sagten mir nämlich in Ihrem Briefe, dass der Censor in Gutzkow's Aufsatz gar Nichts gestrichen habe, und doch, in Vergleichung mit letzterem, welcher politisch-philosophisch so viele Zeitinteressen diskutierte, war mein Aufsatz nur ein armer harmloser Schwabenspiegel. Aber Herr Gutzkow, welcher dafür sorgte, dass sein Aufsatz bei der Censur keinen Schaden litt, — warum übte er für meinen Aufsatz, den ich ihm gewissermaßen anvertraut hatte, nicht dieselbe Sorgfalt? Da Sie, liebster Campe, keine juristischen Bücher verlegen, so wollte ich Ihnen deutlich machen, was ich unter levissima culpa verstehe.

Wenn ich aber überhaupt gegen Herrn Gutzkow unmuthig war, so haben Sie selbst, lieber Campe, durch eine gewisse kindliche Redseligkeit am meisten dazu beitragen. Wer hat mich zuerst darauf aufmerksam gemacht, dass manche Schmähartikel, die ihr Material augenscheinlich aus Hamburg bezogen, ganz sicher aus der Feder jenes edlen B[eurmann] geflossen, der am Ende doch Nichts anders ist, als eine von den dienenden Seelen des Herrn Gutzkow? Warum in Ihrem Briefe vom 5. Februar 1839 stecken Sie mir, dass ein Herr Wihl keine Zeile schreibe, die nicht Gutzkow revidiert habe? Warum belasten Sie Letzteren mit der Verantwortlichkeit für Alles, was Jener schreibt? Und wenn Jener, in einer Zeitschrift meinen „Schwabenspiegel" besprechend, die Schwaben und sogar das Menzel'sche Heldenthum gegen mich in Schutz nimmt, muss ich alsdann nicht über Gutzkow misslaunig werden, der seinem Bedienten vielmehr Ordre geben sollte, meinen Aufsatz unterthänigst zu respektieren, schon aus Gründen der Delikatesse? Und wer, liebster Campe, lieferte mir eine Charakteristik des besagten Herrn Wihl, dem Sie, wie aus Ihrem Brief vom 21. Junius 1838 hervorgeht, das Manuskript des „Schwabenspiegels" ohne mein Vorwissen anvertraut und wochenlang in Händen ließen? Wer schrieb mir

in dem schon erwähnten Brief vom 25. December 1838 die folgenden Worte:

„Wihl ist eine Klatsche. Vor vierzehn Tagen „habe ich ihn gehörig in der Kur gehabt, weil der „Mensch, der mit dem ganzen schreibenden Unrath „hier frère et compagnie ist, sich erdreistete, mich „in eine Klatscherei zu bringen, wo ich eine Figur „spielen sollte, die sich am Gängelbande Gutz„kow's und Wihl's leiten ließe! — Es war ein „dicker Knäul — — — — Nach dieser Sage aber, „dass ich vom „Telegraphen" abhängig; — dass „ich thun müsse, was Gutzkow wolle" — sprach „ich mich gegen Gutzkow so ungefähr aus: dass ich „vor vier Monaten ihn bei Gelegenheit seiner Klat„scherei bei Wienbarg gebeten, den Wihl als Hand„langer (seine Arbeiten) zu gebrauchen, aber nicht „in unsere Verhältnisse, Vorhaben und Dergleichen „blicken zu lassen; er könne das Maul nicht halten „und würde uns kompromittieren, und Plane, die „mühevoll entworfen worden, dadurch zu Schanden „machen. Gutzkow habe — — — — — — — — „Wihl ist der klebrigste und eitelste Mensch, „den ich kenne. Wie oft habe ich ihn auf solcher „Fährte ertappt und ausgelacht! Alle unsere er„bärmlichen Winkelblätter lobhudeln ihn auf eine „ungeheure Weise. Er ist Dichter! — steht durch

„Gutzkow mit allen Reputationen in Verkehr, die „unsere Mauer betreten. — Gleichwohl verkehrt er „in der Unterwelt; der Redakteur des Neuigkeits„trägers und aufwärts bis zum Runkel*), sind seine „Gönner und — loben ihn. Dabei ist er ohne „Menschen- und Weltkunde, [sündigt aus Dumm„heit, wie aus bösem Willen] — — —"

Ich habe diese Stelle aus Ihrem Briefe in der besondern Absicht citiert, um Sie fühlen zu lassen, wie wenig Sie für die literarische Zuverlässigkeit einer Person stehen können, die das Manuskript meines Aufsatzes wochenlang in Händen hatte ...

Wer aber hat meinen „Schwabenspiegel" verstümmelt im Interesse der Schwaben, oder, um mich genauer auszudrücken, im Interesse einiger Redakteure Cotta'scher Zeitschriften? Wäre Sarras, Ihr zottiger Jagdgenosse, noch am Leben, auf ihn würde mein Verdacht fallen, denn er fuhr mir oft nach den Beinen, wenn ich in Ihren Laden kam, und bellte immer verdrießlich, wenn man ein Exemplar der „Reisebilder" verlangte. Aber Sarras, wie Sie mir längst anzeigten, ist krepiert, und Sie haben sich seitdem ganz andere Hunde angeschafft, die ich nicht

*) Redakteur des „Hamburger unparteiischen Korrespondenten."



persönlich kenne, und die gewiss, was Sie bei Ihnen erschnüffelt, schnurstracks den Schwaben apportierten, um dafür ein Brosämchen des Lobes im „Morgenblatte“ zu erschnappen!

Wüssten Sie, lieber Campe, wie freundlich mir in diesem Augenblick die Sonne aufs Papier scheint, wie heiter mein Gemüth, wie schön der Namenstag, der heute gefeiert werden soll, ach! Sie würden mich bedauern, dass ich die holden Morgenstunden mit obigen Erläuterungen vertrödeln musste! Und doch waren sie nöthig, da ich Ihnen kein verletzend kurzes Dementi geben wollte. Und schweigen konnte ich auf keinen Fall, worüber Sie sich vielleicht wundern, da ich doch auf die schnödesten Beschuldigungen in öffentlichen Blättern, auf dicke Broschüren voll bösen Leumunds, ja auf ganze Mistkarren voll Verleumdung, mit keiner Silbe geantwortet habe. Aber mit einem Verleger ist es eine besondere Sache. Man traut sehr wenig den Behauptungen von Leuten, die dem Schriftsteller ferne stehen, denen seine Thüre verschlossen ist, und die nur durch die Ritzen gucken; der Verleger hingegen wird gleichsam als unser intimer Hausfreund betrachtet, man denkt, er kenne ganz genau unsere Wirthschaft, er habe überall hinter die Gardine geschaut, und man leiht seinen Aussagen ein willigeres Gehör. Ich musste daher,

um Ihre Erklärung zu entkräften, weitläufig auseinandersetzen: wie wenig Sie berechtigt waren, wo von Verstümmelung meiner Schriften die Rede ist, mit Keckheit gegen mich aufzutreten; wie wenig Sie mit Bestimmtheit meinen Behauptungen widersprechen konnten; wie unsicher der Boden, auf dem Ihre Gründe umher schwanken; und wie endlich Ihre Glaubwürdigkeit da aufhört, wo der fremde Einfluss anfängt. Wäre es mir bloß darum zu thun gewesen, den letzteren zu konstatieren und zu beweisen, dass Ihre Erklärung nur ein Produkt der Unfreiheit sei, wahrlich, zu solcher Beweisführung brauchte ich keines anderen Aktenstücks, als eben jener Erklärung selbst. Denn ich frage Sie: was ist der Zweck dieser Erklärung? Hegten Sie etwa die Besorgnis, dass man die Verstümmelung meines Aufsatzes Ihnen zuschreiben könnte? In diesem Falle war die erste Hälfte der Erklärung hinreichend, und es bedurfte nicht des Zusatzes: „Wir bemerken Dieses deswegen, um den Gegnern Heinrich Heine's deutlich zu machen, was sie unter der „„heimlichen Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten““ zu verstehen haben.“ Oder, lieber Campe, sind Sie von meinen Gegnern so hart bedrängt worden, dass Sie ihnen durch jenen Zusatz eine persönliche Genugthung geben mussten? Das ist auch nicht der Fall, denn Sie sind ja der große

Schütz; auch hätten Sie zu viel Muth, um sich eine Erklärung abdrohen zu lassen; und am allerwenigsten würden Sie sich vor Maikäfern fürchten und vor Wolfgang Menzel, dem Achilles! Oder schrieben Sie jene Erklärung aus geheimem Hass gegen mich, um mir in der öffentlichen Meinung zu schaden? Nein, wir sind die besten Freunde, und es wäre schändlich von mir, wenn ich Ihnen die Tücke zutraute, im Mantel der Freundschaft einen meuchlenden Dolch zu verbergen! Oder erzielten Sie durch jene Erklärung irgend einen irdischen Vortheil, und, vielleicht mit blutendem Herzen, opferten Sie den Freund einem höheren, nämlich einem merkantilischen Interesse? Nein, Das kann es auch nicht sein; aus jener Erklärung dürfte Ihnen vielmehr ein pekuniärer Schaden erblühen . . . Mein Grundsatz: „Je mehr wir den Menschen kosten, desto mehr lieben sie uns!" könnte mich nämlich auf den Gedanken führen, Ihre Freundschaftgefühle indirekt zu steigern, und für meine nächsten Werke das doppelte Honorar zu fordern.

Wenn also weder Delikatesse, noch Furcht, noch Hass, noch Vortheil bei Ihrer Erklärung im Spiele sein konnte, so wird jene Erklärung nur erklärlich durch die geheimen Umtriebe jener schwäbischen Wahlverwandten, denen Sie, liebster Campe, unbewusst

als Werkzeug dienen, und eben die Worte, womit Sie mir widersprachen, enthalten eine Bestätigung meiner Angaben.

Paris, den 3. April 1839.

Heinrich Heine.

---

68. An Julius Campe.

Paris, den 12. April 1839.

Liebster Campe!

Nächste Veranlassung des heutigen Briefes ist der „Nachtrag des Buchs der Lieder,“ den ich aus Grimma zurück erhalten, und zwar in einem so wüsten Zustand, daſs mir noch eine heillos verdrießliche Arbeit bevorsteht. Ich muſs das Ganze wieder aufs Neue ordnen, einige Gedichte fehlen ganz. Das ist fatal.

Welche fatale Beschäftigung Sie mir aufgesackt, werden Sie aus der „Eleganten Welt“ ersehen. Ich hoffe, Sie bedanken sich für die Mäßigung, die ich dabei an den Tag gelegt, und die Sie wahrhaftig nicht verdienten, Sie, der mir ein öffentliches Dementi gegeben — Liebster Campe, jetzt unter vier Augen sag' ich es Ihnen, nicht aus Gutmüthigkeit

habe ich Ihnen so milde geantwortet auf Ihre schauderhafte Anzeige — (antworten mußte ich jedenfalls, sonst glaubte das Publikum, Sie hätten mich so sehr in Händen, daß ich mir Alles gefallen lassen müsse) — Nein, wenn ich Ihnen nicht derber antwortete, so geschah es lediglich aus dem Grunde, weil ich, der Vernünftige, wohl einsah, daß ein öffentlich derbes Wort es Ihnen unmöglich machte, künftig was von mir zu verlegen, und eine Verbindung, die so lange gedauert und woran ich mich mit Freud' und Leid gewöhnt, ein trübes Ende nehmen mußte. Dazu kommt, daß ich genau einsehe, wie und durch wen Sie zu jenem an mir verübten Frevel angestachelt worden — Möge der liebe Gott es Gutzkow verzeihen, daß er wenigstens ein bischen dazu beigetragen, mir Kummer zu machen, Er, der vielmehr verpflichtet gewesen wäre, Sie davon abzuhalten, jene Erklärung im „Telegraphen" zu drucken. — Der letzte Grund, der letzte Wahnsinngrund jener Erklärung ist aber nirgends anders zu suchen, als in der giftmischerischen Dummheit jenes kläglichen Wihl's, der, wo seine Poeteneitelkeit verletzt ist oder Befriedigung erzielt, zu den schändlichsten Handlungen fähig ist. Ich bitte, Campe, folgen Sie mir, zeigen Sie ihm jetzt ein für alle Mal die Thüre, ehe er Sie, wenn es in seinen dummen Kram

passt, mit Personen verfeindet, die minder großmüthig, als ich, sind. Sie werden auch jetzt einsehen, dass dieser Ritter der Wahrheit, dem ich nicht das mindeste Mandat gegeben, einen Aufsatz über mich zu schreiben, mich nur zum Piedestal seiner Eitelkeit benutzen wollte. — In ängstlicher Vorsorge gab ich ihm auch keine Zeile nach Hamburg, und doch präsentierte er sich bei Ihnen als ein Intimus von mir, sogar bei meiner Mutter, wo er durch Entstellung und klatschsüchtige Verleumdung meiner häuslichen Verhältnisse viel Böses stiftete — Und nun gar sein Artikel, wo er mein armes Weib mit Therese Levasseur vergleicht (Die hätte der Redakteur doch kennen müssen) — dann die unbegreiflichen Angaben über das Elend, worin ich lebe — Das war vielleicht gutmüthige Eselei; doch, wäre er weniger dumm gewesen, hätte er wohl gemerkt, dass ich von solchem Elend nur dann Gebrauch machte, wenn ich Etwas haben wollte (z. B. von Ihnen), oder nicht gern Etwas geben wollte (z. B. an Herrn Wihl, der mir dennoch bare 200 Franks kostet — und mir vielleicht noch mehr gekostet hätte, wenn mich mein großes Elend nicht davor schützte). Er konnte immerhin sagen, dass ich mit meinem Oheim schlecht stand, denn ich machte kein Geheimnis daraus; aber es war mir verdrießlich, dass er, wahr-

scheinlich ebenfalls aus Unverstand, meinem Oheim jenes Elend zur Last legte, denn Dieser hat mir damals immer eben so viel Geld gegeben, wie jetzt, wo wir ganz gut stehen — nur die Weise ist verschieden. Stand nun da wie ein Lügner; zum Glück hat Keiner meiner Familie davon Notiz genommen. — Mich, der ich drei Jahre lang kein deutsches Blatt las, schilderte der Kerl wie einen klatschblättersüchtigen Wihl — das Niederträchtigste an jenem Aufsatz darf ich gar nicht eingestehen —

Diese nachträgliche Expektoration war nöthig; ich wollte früherhin nicht unnöthig reizen, jetzt will ich Nichts mehr zurückhalten, von nun an lass' ich auch nicht mehr das Gringste, was mir misfällt, hingehen. Ich kann vor Degout gar nicht mehr schreiben.

Nur wie ich es hinfüro gehalten haben will, melde ich Ihnen in der Kürze: Künftig geben Sie kein Manuskript von mir aus Händen, geben's an Niemanden, wer es auch sei. Künftig, wenn Sie nicht die Censur umgehen können, geben Sie meine Manuskripte nur da zur Censur, wo ich deren Liberalität voraus ermittelt (z. B. in Leipzig. In Stuttgart ist fast völlige Pressfreiheit.) Ich will gern noch mit Herausgabe der Zeitmemoiren warten; nur ein einziges, kostbares Büchlein, betitelt

„Ludwig Börne," möchte ich diesen Herbst erscheinen lassen; aber ich lass' mir Nichts mehr verstümmeln. Künftig, Das brauch' ich vielleicht gar nicht dem Freunde zu sagen, wird in keinem Buch, nicht im „Telegraphen," überhaupt in keiner Schrift, worunter die Firma Hoffmann und Campe als Verleger steht, ein einziger persönlicher Angriff gegen mich gedruckt. Schöne Sache! dass Sie sich rühmten, in dem Buche eines Herrn — (ich weiß in diesem Augenblick nicht, wie er heißt) — die schnödesten Ausfälle gegen mich ausgemerzt zu haben! So Etwas versteht sich von selbst. Wenn Gutzkow im „Telegraphen" nichts Gutes über meine Persönlichkeit zu sagen hat, so ersuchen Sie ihn, lieber ganz zu schweigen. Über den ästhetischen Werth meiner Schriften kann er sagen, was er will — Treibt ihn aber sein böser Dämon, meine Person schmähen oder unglimpflich antasten zu wollen, so mag er es in einem Buche oder in einem Blatte thun, worunter nicht der Name Campe als Verleger steht. Sie können überzeugt sein, dass ich nicht so schwachmüthig sein würde, Ihnen künftig nur eine Zeile in Verlag geben, wenn mir der Verdruss widerführe ... Doch ich schreibe heute unter bösen Voraussetzungen, ich bitte um Verzeihung, wenn ich Ihnen oder Gutzkow damit Unrecht thue

— aber ich habe jetzt das Bedürfnis, keinen meiner Gedanken zu verhehlen. Das ist vielleicht heilsam.

Da Sie mir vor einiger Zeit gemeldet, Gutzkow schreibe eine Biographie Börne's, so halte ich es für nöthig, Ihnen zu bemerken, dass das oben erwähnte Büchlein über Börne keine Biographie ist, sondern nur die Schilderung persönlicher Berührungen in Sturm und Noth, und eigentlich ein Bild dieser Sturm- und Nothzeit sein soll. Ich habe 2/3 schon abgeschrieben. Sagen Sie mir: wann erscheint der Gutzkow'sche Börne? Könnte ich ihn etwa in sechs Wochen haben? Mit Freude würde ich glänzend davon in meiner Schrift Notiz nehmen. Kollidieren (vergessen Sie nicht, Gutzkow darauf aufmerksam zu machen) werden wir in keinem Fall. Mir steht ein ganz anderes Material, durch persönlichen Umgang und Pariser Selbsterlebnisse, zu Gebot; will aber das Buch nochmals mit Sorgfalt durchgehen, damit es so geistreich, als möglich. — Grüßen Sie Gutzkow freundlich; böser Unmuth ist, glaub' ich, bei mir ganz verraucht. Den Wihl soll er kuschen heißen, auch mir nicht den Beurmann aufhetzen. Hab' Viel zu thun, und meine Zeit ist kostbar.

Ihr freundschaftlich ergebener

H. Heine.

69. Erklärung.*)

Es ist mir leid, durch Hrn. Heine in Paris, der sich einen unerhörten Missbrauch mit ihm anvertrauten Briefgeheimnissen in den neuesten Num-

---

*) Ludwig Wihl hatte an die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt" nachstehende Erklärung eingesandt, welche — gemeinsam mit obiger von H. Heine verfassten Parodie — in Nr. 102 jenes Journals, vom 28. Mai 1839, abgedruckt ward. Der Redakteur begleitete den Abdruck dieser Erklärungen mit den Worten: „Wir glauben es nicht auf unser Gewissen nehmen zu dürfen, diese Erklärung länger dem Publikum vorzuenthalten, wie wir denn auch die andere, uns ebenfalls eingesandte wörtlich wiederzugeben uns aufgelegt fühlen. Es ist einmal eine Zeit der Erklärungen, und keinem lebenden Wesen sollte das Recht entzogen werden, sich zu erklären." Die von [ ] umschlossenen Stellen sind aus dem (in Händen des Herrn G. Kühne befindlichen) Originalmanuskripte Heine's ergänzt. — Der Wihl'sche Artikel lautet:

„Erklärung.

„Es ist mir leid, durch Hrn. Heine in Paris, der sich einen unerhörten Missbrauch mit ihm anvertrauten Briefgeheimnissen in den neuesten Nummern der „Zeitung für die elegante Welt" erlaubt hat, zu folgender Erklärung aufgefordert zu werden. Hr. Heine (dessen seit einigen Jahren verbleichter Ruhm von jeher weniger in dichterischer Größe und Charakterfestigkeit, als in einer ihm ganz eigenthümlichen Keckheit Nahrung gefunden hat), erweist mir — ich möchte fast sagen — die Ehre, mich und Karl Gutzkow auf

mern der „Zeitung für die elegante Welt" erlaubt hat, zu folgender Erklärung aufgefordert zu werden.

---

die gehässigste Weise anzutasten. Wie Dieser den Neid des Hrn. Heine auf seine seit dem Erscheinen des „Blasedow" immer fester im Herzen der Nation wurzelnde Stellung, den Neid auf das frische, lebenskräftige Gedeihen des „Telegraphen", den Neid auf dichterische Entwickelungen, die der Protektion des Hrn. Heine in Paris nicht bedürfen, entlarvt hat, zeigen die neuesten Nummern jener trefflichen Zeitschrift. Ich für meinen Theil würde jene Befleckung meiner Ehre, wie die gefeierten Namen Platen, Tieck, Schlegel, Schelling, Hegel und Andere, die Hr. Heine in seinen Schriften beschmutzte, mit derselben ruhigen Verachtung über mich ergehen lassen, könnte ich mich vor der Welt auch nur im entferntesten ähnlicher Thaten, wie Jene, rühmen. Herr Heine ficht gegen mich mit fremder Klinge, oder vielmehr mit den heimlichen Dolchstichen, die mir ein Buchhändler in seiner Privatkorrespondenz beibringt. Dieser Mann spielt in der Dreistigkeit, die sich Herr Heine gegen ihn herauszunehmen gestattet, eine so bemitleidenswerthe, tief herabgewürdigte Rolle, dass ich dem Schattenriss, den er in seiner Privatkorrespondenz von mir entworfen hat, Nichts als das Bild gegenüberzuhalten brauche, welches in den Herzen Derer, die mich wahrhaft erkannt haben, und mit deren — Geldbeutel ich nicht in Verbindung stehe, leben wird. Liebte ich, wie der Buchhändler sagt, die Zuträgereien, so würde es mir ein Leichtes sein, Hrn. Heine Gleiches mit Gleichem zu vergelten . . . Doch ich will mich nicht, so wie Hr. Heine, durch unerlaubte Mittheilung von Privatansichten entwürdigen und strafe nur Denjenigen Lügen, der mich zu einem Handlanger der Censur macht, der mich für fähig hält, aus

Hr. Heine (dessen seit einigen Jahren verbleichter Ruhm von jeher weniger in dichterischer Größe und Charakterfestigkeit, als in einer ihm ganz eigenthümlichen Keckheit Nahrung gefunden hat) erweist mir — ich möchte fast sagen — die Ehre, mich, Ludwig Wihl und Karl Gutzkow auf die gehässigste Weise anzutasten. Wie Dieser den Neid des Hrn. Heine auf seine seit dem Erscheinen des „Blasedow" immer fester im Herzen der Nation wurzelnde Stellung, den Neid auf das frische, lebenskräftige Gedeihen des „Telegraphen," den Neid auf dichterische Entwickelungen, die der Protektion des Hrn. Heine in Paris nicht bedürfen, entlarvt hat, zeigen die neuesten Nummern jener trefflichen Zeitschrift. Ich für meinen Theil würde jene Befleckung meiner Ehre, wie die gefeierten Namen Platen, Tieck, Schlegel, Schelling, Hegel und Ludwig Wihl, die Hr. Heine beschmutzte, mit derselben ruhigen Verachtung über mich ergehen lassen, könnte ich mich vor der Welt auch nur im entferntesten ähnlicher Thaten, wie Jene, rühmen. Ja, nicht einmal einem Ludwig Wihl darf ich mich gleichstellen; denn ich bin nur ein Hund im wirk-

---

Vorliebe für die bei mir allerdings unendlich höher, als Hr. Heine, stehenden schwäbischen Dichter in seinem Manuskripte auch nur eine Zeile zu entstellen.

Ludwig Wihl."

lichen Sinne des Worts, ich bin nämlich der geschmähte Nachfolger jenes Sarras, jenes ehrlichen, treuen, tugendhaften Pudels, der [freilich Herrn Heine's Immoralität verabscheute, aber] keineswegs Gelegenheit gab, ihn des hämischen Anbellens zu beschuldigen. Hr. Heine entblödete sich, in seinem offenen Briefe an meinen Herren Julius Campe folgende Schandworte auszusprechen: „Wer aber hat meinen „Schwabenspiegel" verstümmelt im Interesse der Schwaben, oder, um mich genauer auszudrücken, im Interesse einiger Redakteure Cotta'scher Zeitschriften? Wäre Sarras, Ihr zottiger Jagdgenosse, noch am Leben, auf ihn würde mein Verdacht fallen, denn er fuhr mir oft nach den Beinen, wenn ich in ihren Laden kam, und bellte immer verdrießlich, wenn man ein Exemplar der „Reisebilder" verlangte. Aber Sarras, wie sie mir längst anzeigten, ist krepiert, und Sie haben sich seitdem ganz andere Hunde angeschafft, die ich nicht persönlich kenne, und die gewiss, was sie bei Ihnen erschnüffelt, schnurstracks den Schwaben apportierten, um dafür ein Brosämchen des Lobes im „Morgenblatte" zu erschnappen!" — — Tief verachte ich einen Menschen, der selbst die Ruhe der Todten nicht schont, der mit frecher Hand die Gräber der Verstorbenen aufwühlt, der sich durch unerlaubte Mittheilung von Privat-

ansichten entwürdigt — und obgleich ich nur ein Hund bin, ein ganz gemeiner Hund, so wage ich es dennoch, Denjenigen Lügen zu strafen, der mich zu einem Handlanger der Censur macht, der mich für fähig hält, aus Vorliebe für die bei mir allerdings unendlich höher, als Hr. Heine, stehenden schwäbischen Dichter in seinem Manuskripte auch nur eine Zeile zu entstellen. — Ich bitte Sie, diese Erklärung schleunigst abzudrucken, denn wenn Campe von der Leipziger Messe zurückkehrt, muſs ich kuschen. [Fußtritte krieg' ich auf jeden Fall.]

Hektor,

Jagdhund bei Hoffmann und Campe in Hamburg.

---

70. An Heinrich Laube.

Granville (Departement de la Manche),
den 24. Juni 1839.

Liebster Laube!

Ihre Frau Gemahlin bitte ich zu grüßen. — Ich hoffe, daſs Sie Beide jetzt anfangen, sich in dem wüsten Paris behaglich zu fühlen. Was mich betrifft, so befinde ich mich wie ein Fisch im Wasser; das Wort in seinem wahren Sinn, denn ich bade schon,

und wenn ich nicht eben im Meere schwimme, so flaniere ich doch am Ufer, betrachte die Wolken, behorche das Wellengeräusch — und schematisiere.

Ich hoffe, dass Sie Ihre Gutzkowiade bereits abgeschickt; was die meinige betrifft, so muss ich sie noch erst abschreiben, ein langweiliges und ödes Geschäft, und auch schmerzlich wegen des Zustandes meiner Augen, die seit acht Tagen wieder sehr leiden. Aber:

„Der ist besorgt und aufgehoben —
Der Herr wird seine Diener loben.“*)

Meine Gatt- und Göttin befindet sich ganz wohl und hat mich beauftragt, wenn ich schriebe, den Monsieur Laube et sa dame freundlich zu grüßen. — Sie ist in diesem Augenblick in die Messe gegangen . . . sehr geputzt!

Da, wie Sie wohl denken können, keine deutschen Blätter hierher gelangen und mir übrigens aus Deutschland über die Gutzkow'schen Händel Nichts geschrieben wird, so müssen Sie mich gleich davon in Kenntnis setzen, im Falle etwas darauf Bezügliches in deutschen Zeitungen gesagt oder geäußert

*) Der hier erwähnte Aufsatz Heine's wider Gutzkow ist unseres Wissens nicht veröffentlicht worden.



wird. Lesen Sie keine, so sagen Sie es Herrn Weill, der sie liest, und geben ihm meine Adresse, um mir mitzutheilen, was er aus Deutschland erfährt. Vielleicht schreib' ich ihm dieser Tage.

Mein Bankier hat noch kein neues Manuskript aus Deutschland erhalten. Ich hoffe, die Übersetzung wird rasch gefördert. — Vergessen Sie auch nicht meinen Auftrag in Betreff des Konversationslexikons. Fürchte aber, die Fürsorge kommt zu spät.

Ich lebe hier sehr angenehm und glücklich und hoffe auch, dass dieser Aufenthalt manche literarische Ausbeute liefert. — Lassen Sie mich recht bald Nachricht von Ihnen hören.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

Besuchen Sie doch recht bald den Redakteur der Revue des deux mondes und geben ihm einliegende Zeilen.

71. An Ferdinand Hiller.

Paris, den 7. Oktober 1839.

Liebster Hiller!

In diesem Augenblick habe ich Ihren Brief erhalten, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich diese Mittheilung betrübt hat. Noch vorgestern Sonnabend, unterhielt ich mich mit Herrn Dr. Sichel von der vortrefflichen Frau*), deren Verlust Ihrem Herzen eine so tiefe Wunde schlägt. Wunden dieser Art heilen langsam, aber sie hinterlassen schöne Narben, statt dass manche andere Kümmernisse sehr hässliche Narben lassen, z. B. wenn wir geliebte Personen nicht durch den Tod, sondern durch das Leben verlieren. — Von Tröstung kein Wort; wer in gewissen Fällen getröstet werden kann, Der hatte gewiss des Trostes nicht nöthig.

Da die Kunst Ihnen nicht bloß ein Spielzeug ist, da Sie ihr immer mit Ernst zugethan waren, wird sie sich wohl jetzt dankbar erweisen, und Ihre Schmerzen etwas lindern. Das erwarte ich; Nichts mehr.

Über Ihre jüngsten musikalischen Leiden und

---

*) Hiller's Mutter.

Freuden hat mich Sichel längst in Kenntnis gesetzt; und ich merkte, dass letztere nicht sehr bedeutend, erstere aber nicht im Stande waren, Ihr Selbstgefühl zu beugen. Die Hauptsache bleibt immer, dass wir uns selber genug thun.

Von mir darf ich Dieses rühmen, ich war nie mit mir selbst zufriedener, als eben jetzt, und nie war ich gleichgültiger, wie jetzt, gegen alle Stimmen der Außenwelt.

Leider leide ich oft an einem Augenübel, wobei Sichel immer kuriert. Ich habe keinen blinden Glauben an ihn, sondern, was mehr sagen will, einen sehenden Glauben. Ich verdanke ihm manchmal, dass ich sehen kann.

In diesem Augenblick habe ich eine Halsentzündung. — Sie sehen, Jeder ist in seiner Art beschäftigt. — Ich bin aus dem Bette aufgestiegen, um diesen Brief zu schreiben, und will mich gleich wieder niederlegen; Sie entschuldigen daher mein schlechtes und verworrenes Schreiben.

Ihr Freund

H. Heine.

72. An Gustav Kühne.

Flüchtigen, aber herzlichen Gruß, mein liebster Kollege, indem ich Ihnen diese paar Gedichte schicke*), die zu einer Sammlung gehören, die ich vielleicht nicht so bald herausgebe — obgleich meine Note von baldigem Erscheinen spricht. Befindet sich im fünften Gedichte irgend Etwas, woran Sie Anstoss nehmen, so dass Sie das Gedicht nicht drucken können, dann lassen Sie vor der Hand die ganze Sendung ungedruckt; denn sie wäre ohne das letzte Gedicht gar zu arm. Ich habe überhaupt nicht viel Vertrauen mehr zu meiner Poesie — nämlich zur versificierten. Mein Lebensalter, und vielleicht unsere ganze Zeit, ist den Versen nicht mehr günstig und verlangt Prosa. — Ihre Prosa, liebster Kühne, beiläufig gesagt, gefällt mir überaus gut, Sie schreiben einen Stil, der ganz original, was nicht bei allen unseren Freunden der Fall ist. Es liegt ein sanfter Schmelz drin, und die Gedanken schauen manchmal wie verschämt aus einer silberfarbigen Gaze.

Ihr treu ergebener

H. Heine.

Paris, den 11. Oktober 1839.

---

*) Abgedruckt in Nr. 215 der „Zeitung für die elegante Welt", vom 2. November 1839.



73. An August Lewald.

Paris, den 16. November 1839.

Ihren lieben Brief vom 9. Oktober hat mir vor vierzehn Tagen unser liebenswürdiger Freund B. überbracht, und ich darf Ihnen versichern, dass jede Zeile, die ich von Ihnen erhalte, meinem Gemüthe wohlthut. Wenn ich Ihnen bisher nicht regelmäßig antwortete, so ist der Grund ganz einfach: ich bin eitel genug, zu glauben, dass wir uns auch ohne Korrespondenz verstehen. Ich brauche Ihnen nicht erst lang auseinander zu setzen, was mir gefällt oder missfällt, was ich billige oder missbillige. — Ich habe nie gezweifelt an Ihrer Freundschaft — Aber, ehrlich gestanden, ich musste in der letzten Zeit manchmal die Achsel zucken über die Schwäche, womit Sie, aus sogenannten Rücksichten der Position, mit Menschen sich alliierten, die an jedem freundschaftlichen Verhältnisse wie Ratten nagen, und es vergiften — Menschen, die mir von jeher nur wegen meiner Freundschaft zu Ihnen einen geheimen Hass nachtrugen. — — Und Sie, ein Menschenkenner, Sie konnten sich verbinden mit einem * *, dem gelben Neidwurm, der Ihnen von vornherein gram, wegen der paar silbernen Löffel, die

man Ihnen nachsagt? — — Campe druckt jetzt die vierte Auflage der „Reisebilder", die er, wie wir wissen, zu so vielen Tausenden aufgelegt. — Und vom „Buch der Lieder", worin dieselben Gedichte, die in den „Reisebildern", geht die dritte Auflage rasend ab. —

Ich erwähne Das, um Ihnen in die geheimsten Karten schauen zu lassen. — Daraus werden Sie ersehen, weſshalb ich mit Seelenruhe, ja mit geheimer Schadenfreude, bei allen Angriffen meiner Feinde schweigen konnte. — Mögen sie sich immerhin einbilden, ich fürchte sie — ein Centner Arsenik fürchtet ein Loth Grünspan!

Genug davon. Heute wollte ich Ihnen bloß sagen, daſs ich mich auf Ihre Hieherkunft freue. Ach, lassen Sie dies Projekt nicht zu Wasser werden! —

Wenn Sie hierher kommen, sollen Sie auch eine Zeichnung meiner Visage bekommen, früher nicht. Wenn Sie bald hierher kommen, finden Sie auch noch Laube, der ein wackerer Mensch, und zuverlässiger, als die Verbündeten, die Sie sich jetzt aufgesackt. Leben Sie wohl. Mathilde, der tolle Engel, grüßt Sie herzlich. —

---

74. An Heinrich Laube*).

Wollen Sie und Madame Laube heute Abend mit mir und meiner Frau ins Theatre français gehen? Ich habe eben eine Loge erhalten und rechne, daſs Sie mit uns gehn! Lassen Sie mich Antwort wissen. Wir würden alsdann zusammen essen und gleich ins Theater gehn. Wollen Sie uns abholen, oder sollen wir zu Ihnen steigen?

Ihr

H. Heine.

---

75. An Heinrich Laube**).

Eben, lieber Laube, erhalte ich ihr Billett. Ich kann um die angezeigte Stunde nicht zu Ihnen kommen und sehe Sie also erst morgen; sein Sie, wo möglich, zwischen 1 und 2 Uhr morgen zu Hause. — Mit Tessier, dem Buchhändler, habe gesprochen, bin aber zu keinem Resultate gelangt; in diesem harten geldbedrängten Decembermonat

*) Ohne Datum, aber, wie aus dem nachfolgenden Briefe hervorgeht, aus Paris vom December 1839.

**) Ohne Datum, aber dem Inhalte nach aus Paris vom December 1839.

und wenn ich nicht eben im Meere schwimme, so flaniere ich doch am Ufer, betrachte die Wolken, behorche das Wellengeräusch — und schematisiere.

Ich hoffe, dass Sie Ihre Gutzkowiade bereits abgeschickt; was die meinige betrifft, so muss ich sie noch erst abschreiben, ein langweiliges und ödes Geschäft, und auch schmerzlich wegen des Zustandes meiner Augen, die seit acht Tagen wieder sehr leiden. Aber:

„Der ist besorgt und aufgehoben —
Der Herr wird seine Diener loben.“*)

Meine Gatt- und Göttin befindet sich ganz wohl und hat mich beauftragt, wenn ich schriebe, den Monsieur Laube et sa dame freundlich zu grüßen. — Sie ist in diesem Augenblick in die Messe gegangen . . . sehr geputzt!

Da, wie Sie wohl denken können, keine deutschen Blätter hierher gelangen und mir übrigens aus Deutschland über die Gutzkow'schen Händel Nichts geschrieben wird, so müssen Sie mich gleich davon in Kenntnis setzen, im Falle etwas darauf Bezügliches in deutschen Zeitungen gesagt oder geäußert

---

*) Der hier erwähnte Aufsatz Heine's wider Gutzkow ist unseres Wissens nicht veröffentlicht worden.

wird. Lesen Sie keine, so sagen Sie es Herrn Weill, der sie liest, und geben ihm meine Adresse, um mir mitzutheilen, was er aus Deutschland erfährt. Vielleicht schreib' ich ihm dieser Tage.

Mein Bankier hat noch kein neues Manuskript aus Deutschland erhalten. Ich hoffe, die Übersetzung wird rasch gefördert. — Vergessen Sie auch nicht meinen Auftrag in Betreff des Konversationslexikons. Fürchte aber, die Fürsorge kommt zu spät.

Ich lebe hier sehr angenehm und glücklich und hoffe auch, dass dieser Aufenthalt manche literarische Ausbeute liefert. — Lassen Sie mich recht bald Nachricht von Ihnen hören.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

Besuchen Sie doch recht bald den Redakteur der Revue des deux mondes und geben ihm einliegende Zeilen.

— aber ich habe jetzt das Bedürfnis, keinen meiner Gedanken zu verhehlen. Das ist vielleicht heilsam.

Da Sie mir vor einiger Zeit gemeldet, Gutzkow schreibe eine Biographie Börne's, so halte ich es für nöthig, Ihnen zu bemerken, dass das oben erwähnte Büchlein über Börne keine Biographie ist, sondern nur die Schilderung persönlicher Berührungen in Sturm und Noth, und eigentlich ein Bild dieser Sturm- und Nothzeit sein soll. Ich habe ²/₃ schon abgeschrieben. Sagen Sie mir: wann erscheint der Gutzkow'sche Börne? Könnte ich ihn etwa in sechs Wochen haben? Mit Freude würde ich glänzend davon in meiner Schrift Notiz nehmen. Kollidieren (vergessen Sie nicht, Gutzkow darauf aufmerksam zu machen) werden wir in keinem Fall. Mir steht ein ganz anderes Material, durch persönlichen Umgang und Pariser Selbsterlebnisse, zu Gebot; will aber das Buch nochmals mit Sorgfalt durchgehen, damit es so geistreich, als möglich. — Grüßen Sie Gutzkow freundlich; böser Unmuth ist, glaub' ich, bei mir ganz verraucht. Den Wihl soll er kuschen heißen, auch mir nicht den Beurmann aufhetzen. Hab' Viel zu thun, und meine Zeit ist kostbar.

Ihr freundschaftlich ergebener

H. Heine.

---

69. Erklärung.*)

Es ist mir leid, durch Hrn. Heine in Paris, der sich einen unerhörten Missbrauch mit ihm anvertrauten Briefgeheimnissen in den neuesten Num-

*) Ludwig Wihl hatte an die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt" nachstehende Erklärung eingesandt, welche — gemeinsam mit obiger von H. Heine verfassten Parodie — in Nr. 102 jenes Journals, vom 28. Mai 1839, abgedruckt ward. Der Redakteur begleitete den Abdruck dieser Erklärungen mit den Worten: „Wir glauben es nicht auf unser Gewissen nehmen zu dürfen, diese Erklärung länger dem Publikum vorzuenthalten, wie wir denn auch die andere, uns ebenfalls eingesandte wörtlich wiederzugeben uns aufgelegt fühlen. Es ist einmal eine Zeit der Erklärungen, und keinem lebenden Wesen sollte das Recht entzogen werden, sich zu erklären." Die von [ ] umschlossenen Stellen sind aus dem (in Händen des Herrn G. Kühne befindlichen) Originalmanuskripte Heine's ergänzt. — Der Wihl'sche Artikel lautet:

„Erklärung.

„Es ist mir leid, durch Hrn. Heine in Paris, der sich einen unerhörten Missbrauch mit ihm anvertrauten Briefgeheimnissen in den neuesten Nummern der „Zeitung für die elegante Welt" erlaubt hat, zu folgender Erklärung aufgefordert zu werden. Hr. Heine (dessen seit einigen Jahren verbleichter Ruhm von jeher weniger in dichterischer Größe und Charakterfestigkeit, als in einer ihm ganz eigenthümlichen Keckheit Nahrung gefunden hat), erweist mir — ich möchte fast sagen — die Ehre, mich und Karl Gutzkow auf

mern der „Zeitung für die elegante Welt" erlaubt hat, zu folgender Erklärung aufgefordert zu werden.

---

die gehässigste Weise anzutasten. Wie Dieser den Neid des Hrn. Heine auf seine seit dem Erscheinen des „Blasedow" immer fester im Herzen der Nation wurzelnde Stellung, den Neid auf das frische, lebenskräftige Gedeihen des „Telegraphen", den Neid auf dichterische Entwickelungen, die der Protektion des Hrn. Heine in Paris nicht bedürfen, entlarvt hat, zeigen die neuesten Nummern jener trefflichen Zeitschrift. Ich für meinen Theil würde jene Befleckung meiner Ehre, wie die gefeierten Namen Platen, Tieck, Schlegel, Schelling, Hegel und Andere, die Hr. Heine in seinen Schriften beschmutzte, mit derselben ruhigen Verachtung über mich ergehen lassen, könnte ich mich vor der Welt auch nur im entferntesten ähnlicher Thaten, wie Jene, rühmen. Herr Heine ficht gegen mich mit fremder Klinge, oder vielmehr mit den heimlichen Dolchstichen, die mir ein Buchhändler in seiner Privatkorrespondenz beibringt. Dieser Mann spielt in der Dreistigkeit, die sich Herr Heine gegen ihn herauszunehmen gestattet, eine so bemitleidenswerthe, tief herabgewürdigte Rolle, daſs ich dem Schattenriſs, den er in seiner Privatkorrespondenz von mir entworfen hat, Nichts als das Bild gegenüberzuhalten brauche, welches in den Herzen Derer, die mich wahrhaft erkannt haben, und mit deren — Geldbeutel ich nicht in Verbindung stehe, leben wird. Liebte ich, wie der Buchhändler sagt, die Zuträgereien, so würde es mir ein Leichtes sein, Hrn. Heine Gleiches mit Gleichem zu vergelten . . . Doch ich will mich nicht, so wie Hr. Heine, durch unerlaubte Mittheilung von Privatansichten entwürdigen und strafe nur Denjenigen Lügen, der mich zu einem Handlanger der Censur macht, der mich für fähig hält, aus

Hr. Heine (dessen seit einigen Jahren verbleichter Ruhm von jeher weniger in dichterischer Größe und Charakterfestigkeit, als in einer ihm ganz eigenthümlichen Keckheit Nahrung gefunden hat) erweist mir — ich möchte fast sagen — die Ehre, mich, Ludwig Wihl und Karl Gutzkow auf die gehässigste Weise anzutasten. Wie Dieser den Neid des Hrn. Heine auf seine seit dem Erscheinen des „Blasedow" immer fester im Herzen der Nation wurzelnde Stellung, den Neid auf das frische, lebenskräftige Gedeihen des „Telegraphen," den Neid auf dichterische Entwickelungen, die der Protektion des Hrn. Heine in Paris nicht bedürfen, entlarvt hat, zeigen die neuesten Nummern jener trefflichen Zeitschrift. Ich für meinen Theil würde jene Befleckung meiner Ehre, wie die gefeierten Namen Platen, Tieck, Schlegel, Schelling, Hegel und Ludwig Wihl, die Hr. Heine beschmutzte, mit derselben ruhigen Verachtung über mich ergehen lassen, könnte ich mich vor der Welt auch nur im entferntesten ähnlicher Thaten, wie Jene, rühmen. Ja, nicht einmal einem Ludwig Wihl darf ich mich gleichstellen; denn ich bin nur ein Hund im wirk-

---

Vorliebe für die bei mir allerdings unendlich höher, als Hr. Heine, stehenden schwäbischen Dichter in seinem Manuskripte auch nur eine Zeile zu entstellen.

Ludwig Wihl."

lichen Sinne des Worts, ich bin nämlich der geschmähte Nachfolger jenes Sarras, jenes ehrlichen, treuen, tugendhaften Pudels, der [freilich Herrn Heine's Immoralität verabscheute, aber] keineswegs Gelegenheit gab, ihn des hämischen Anbellens zu beschuldigen. Hr. Heine entblödete sich, in seinem offenen Briefe an meinen Herren Julius Campe folgende Schandworte auszusprechen: „Wer aber hat meinen „Schwabenspiegel" verstümmelt im Interesse der Schwaben, oder, um mich genauer auszudrücken, im Interesse einiger Redakteure Cotta'scher Zeitschriften? Wäre Sarras, Ihr zottiger Jagdgenosse, noch am Leben, auf ihn würde mein Verdacht fallen, denn er fuhr mir oft nach den Beinen, wenn ich in ihren Laden kam, und bellte immer verdrießlich, wenn man ein Exemplar der „Reisebilder" verlangte. Aber Sarras, wie sie mir längst anzeigten, ist krepiert, und Sie haben sich seitdem ganz andere Hunde angeschafft, die ich nicht persönlich kenne, und die gewiss, was sie bei Ihnen erschnüffelt, schnurstracks den Schwaben apportierten, um dafür ein Brosämchen des Lobes im „Morgenblatte" zu erschnappen!" — — Tief verachte ich einen Menschen, der selbst die Ruhe der Todten nicht schont, der mit frecher Hand die Gräber der Verstorbenen aufwühlt, der sich durch unerlaubte Mittheilung von Privat-

ansichten entwürdigt — und obgleich ich nur ein Hund bin, ein ganz gemeiner Hund, so wage ich es dennoch, Denjenigen Lügen zu strafen, der mich zu einem Handlanger der Censur macht, der mich für fähig hält, aus Vorliebe für die bei mir allerdings unendlich höher, als Hr. Heine, stehenden schwäbischen Dichter in seinem Manuskripte auch nur eine Zeile zu entstellen. — Ich bitte Sie, diese Erklärung schleunigst abzudrucken, denn wenn Campe von der Leipziger Messe zurückkehrt, muss ich kuschen. [Fußtritte krieg' ich auf jeden Fall.]

Hektor,
Jagdhund bei Hoffmann und Campe in Hamburg.

---

70. An Heinrich Laube.

Granville (Departement de la Manche),
den 24. Juni 1839.

Liebster Laube!

Ihre Frau Gemahlin bitte ich zu grüßen. — Ich hoffe, dass Sie Beide jetzt anfangen, sich in dem wüsten Paris behaglich zu fühlen. Was mich betrifft, so befinde ich mich wie ein Fisch im Wasser; das Wort in seinem wahren Sinn, denn ich bade schon,

und wenn ich nicht eben im Meere schwimme, so flaniere ich doch am Ufer, betrachte die Wolken, behorche das Wellengeräusch — und schematisiere.

Ich hoffe, dass Sie Ihre Gutzkowiade bereits abgeschickt; was die meinige betrifft, so muss ich sie noch erst abschreiben, ein langweiliges und ödes Geschäft, und auch schmerzlich wegen des Zustandes meiner Augen, die seit acht Tagen wieder sehr leiden. Aber:

„Der ist besorgt und aufgehoben —
Der Herr wird seine Diener loben.“*)

Meine Gatt- und Göttin befindet sich ganz wohl und hat mich beauftragt, wenn ich schriebe, den Monsieur Laube et sa dame freundlich zu grüßen. — Sie ist in diesem Augenblick in die Messe gegangen . . . sehr geputzt!

Da, wie Sie wohl denken können, keine deutschen Blätter hierher gelangen und mir übrigens aus Deutschland über die Gutzkow'schen Händel Nichts geschrieben wird, so müssen Sie mich gleich davon in Kenntnis setzen, im Falle etwas darauf Bezügliches in deutschen Zeitungen gesagt oder geäußert

*) Der hier erwähnte Aufsatz Heine's wider Gutzkow ist unseres Wissens nicht veröffentlicht worden.



wird. Lesen Sie keine, so sagen Sie es Herrn Weill, der sie liest, und geben ihm meine Adresse, um mir mitzutheilen, was er aus Deutschland erfährt. Vielleicht schreib' ich ihm dieser Tage.

Mein Bankier hat noch kein neues Manuskript aus Deutschland erhalten. Ich hoffe, die Übersetzung wird rasch gefördert. — Vergessen Sie auch nicht meinen Auftrag in Betreff des Konversationslexikons. Fürchte aber, die Fürsorge kommt zu spät.

Ich lebe hier sehr angenehm und glücklich und hoffe auch, dass dieser Aufenthalt manche literarische Ausbeute liefert. — Lassen Sie mich recht bald Nachricht von Ihnen hören.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

Besuchen Sie doch recht bald den Redakteur der Revue des deux mondes und geben ihm einliegende Zeilen.

71. An Ferdinand Hiller.

Paris, den 7. Oktober 1839.

Liebster Hiller!

In diesem Augenblick habe ich Ihren Brief erhalten, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich diese Mittheilung betrübt hat. Noch vorgestern Sonnabend, unterhielt ich mich mit Herrn Dr. Sichel von der vortrefflichen Frau*), deren Verlust Ihrem Herzen eine so tiefe Wunde schlägt. Wunden dieser Art heilen langsam, aber sie hinterlassen schöne Narben, statt dass manche andere Kümmernisse sehr hässliche Narben lassen, z. B. wenn wir geliebte Personen nicht durch den Tod, sondern durch das Leben verlieren. — Von Tröstung kein Wort; wer in gewissen Fällen getröstet werden kann, Der hatte gewiss des Trostes nicht nöthig.

Da die Kunst Ihnen nicht bloß ein Spielzeug ist, da Sie ihr immer mit Ernst zugethan waren, wird sie sich wohl jetzt dankbar erweisen, und Ihre Schmerzen etwas lindern. Das erwarte ich; Nichts mehr.

Über Ihre jüngsten musikalischen Leiden und

*) Hiller's Mutter.

Freuden hat mich Sichel längst in Kenntnis gesetzt; und ich merkte, daſs letztere nicht sehr bedeutend, erstere aber nicht im Stande waren, Ihr Selbstgefühl zu beugen. Die Hauptsache bleibt immer, daſs wir uns selber genug thun.

Von mir darf ich Dieses rühmen, ich war nie mit mir selbst zufriedener, als eben jetzt, und nie war ich gleichgültiger, wie jetzt, gegen alle Stimmen der Außenwelt.

Leider leide ich oft an einem Augenübel, wobei Sichel immer kuriert. Ich habe keinen blinden Glauben an ihn, sondern, was mehr sagen will, einen sehenden Glauben. Ich verdanke ihm manchmal, daſs ich sehen kann.

In diesem Augenblick habe ich eine Halsentzündung. — Sie sehen, Jeder ist in seiner Art beschäftigt. — Ich bin aus dem Bette aufgestiegen, um diesen Brief zu schreiben, und will mich gleich wieder niederlegen; Sie entschuldigen daher mein schlechtes und verworrenes Schreiben.

Ihr Freund

H. Heine.

72. An Gustav Kühne.

Flüchtigen, aber herzlichen Gruß, mein liebster Kollege, indem ich Ihnen diese paar Gedichte schicke*), die zu einer Sammlung gehören, die ich vielleicht nicht so bald herausgebe — obgleich meine Note von baldigem Erscheinen spricht. Befindet sich im fünften Gedichte irgend Etwas, woran Sie Anstoß nehmen, so dass Sie das Gedicht nicht drucken können, dann lassen Sie vor der Hand die ganze Sendung ungedruckt; denn sie wäre ohne das letzte Gedicht gar zu arm. Ich habe überhaupt nicht viel Vertrauen mehr zu meiner Poesie — nämlich zur versificierten. Mein Lebensalter, und vielleicht unsere ganze Zeit, ist den Versen nicht mehr günstig und verlangt Prosa. — Ihre Prosa, liebster Kühne, beiläufig gesagt, gefällt mir überaus gut, Sie schreiben einen Stil, der ganz original, was nicht bei allen unseren Freunden der Fall ist. Es liegt ein sanfter Schmelz drin, und die Gedanken schauen manchmal wie verschämt aus einer silberfarbigen Gaze.

Ihr treu ergebener

H. Heine.

Paris, den 11. Oktober 1839.

---

*) Abgedruckt in Nr. 215 der „Zeitung für die elegante Welt", vom 2. November 1839.



73. An August Lewald.

Paris, den 16. November 1839.

Ihren lieben Brief vom 9. Oktober hat mir vor vierzehn Tagen unser liebenswürdiger Freund B. überbracht, und ich darf Ihnen versichern, daſs jede Zeile, die ich von Ihnen erhalte, meinem Gemüthe wohlthut. Wenn ich Ihnen bisher nicht regelmäßig antwortete, so ist der Grund ganz einfach: ich bin eitel genug, zu glauben, daſs wir uns auch ohne Korrespondenz verstehen. Ich brauche Ihnen nicht erst lang auseinander zu setzen, was mir gefällt oder miſsfällt, was ich billige oder miſsbillige. — Ich habe nie gezweifelt an Ihrer Freundschaft — Aber, ehrlich gestanden, ich muſste in der letzten Zeit manchmal die Achsel zucken über die Schwäche, womit Sie, aus sogenannten Rücksichten der Position, mit Menschen sich alliierten, die an jedem freundschaftlichen Verhältnisse wie Ratten nagen, und es vergiften — Menschen, die mir von jeher nur wegen meiner Freundschaft zu Ihnen einen geheimen Haſs nachtrugen. — — Und Sie, ein Menschenkenner, Sie konnten sich verbinden mit einem * *, dem gelben Neidwurm, der Ihnen von vornherein gram, wegen der paar silbernen Löffel, die

man Ihnen nachsagt? — — Campe druckt jetzt die vierte Auflage der „Reisebilder", die er, wie wir wissen, zu so vielen Tausenden aufgelegt. — Und vom „Buch der Lieder", worin dieselben Gedichte, die in den „Reisebildern", geht die dritte Auflage rasend ab. —

Ich erwähne Das, um Ihnen in die geheimsten Karten schauen zu lassen. — Daraus werden Sie ersehen, weſshalb ich mit Seelenruhe, ja mit geheimer Schadenfreude, bei allen Angriffen meiner Feinde schweigen konnte. — Mögen sie sich immerhin einbilden, ich fürchte sie — ein Centner Arsenik fürchtet ein Loth Grünspan!

Genug davon. Heute wollte ich Ihnen bloß sagen, daſs ich mich auf Ihre Hieherkunft freue. Ach, lassen Sie dies Projekt nicht zu Wasser werden! —

Wenn Sie hierher kommen, sollen Sie auch eine Zeichnung meiner Visage bekommen, früher nicht. Wenn Sie bald hierher kommen, finden Sie auch noch Laube, der ein wackerer Mensch, und zuverlässiger, als die Verbündeten, die Sie sich jetzt aufgesackt. Leben Sie wohl. Mathilde, der tolle Engel, grüßt Sie herzlich. —

---

74. An Heinrich Laube*).

Wollen Sie und Madame Laube heute Abend mit mir und meiner Frau ins Theatre français gehen? Ich habe eben eine Loge erhalten und rechne, dass Sie mit uns gehn! Lassen Sie mich Antwort wissen. Wir würden alsdann zusammen essen und gleich ins Theater gehn. Wollen Sie uns abholen, oder sollen wir zu Ihnen steigen?

Ihr

H. Heine.

---

75. An Heinrich Laube**).

Eben, lieber Laube, erhalte ich ihr Billett. Ich kann um die angezeigte Stunde nicht zu Ihnen kommen und sehe Sie also erst morgen; sein Sie, wo möglich, zwischen 1 und 2 Uhr morgen zu Hause. — Mit Tessier, dem Buchhändler, habe gesprochen, bin aber zu keinem Resultate gelangt; in diesem harten geldbedrängten Decembermonat

*) Ohne Datum, aber, wie aus dem nachfolgenden Briefe hervorgeht, aus Paris vom December 1839.

**) Ohne Datum, aber dem Inhalte nach aus Paris vom December 1839.

ist mit Pariser Buchhändlern Nichts anzufangen. War auch bei Delloye, konnte ihn aber nicht sprechen; die Kerls haben jetzt zu Viel um die Ohren. Morgen gehe ich zu Buloz (Revue des deux mondes), der mir in Betreff Ihres Buches beispringen soll.

Ein schlimmer Monat, wo auch ich bis über den Kopf in lauter Trödelgeschäften mich herumtummeln muss, und gar nicht zum Schreiben, zum Beendigen meines Buches gelangen kann. — Auf Tessier muss wohl verzichtet werden, und desshalb sollen Sie den Hallberger festhalten. Grüßen Sie Madame Laube! Wie schade, dass mein Billet Sie Sonntag (um 4 Uhr) nicht mehr antraf! Wir saßen allein in der größten und schönsten ersten Rangloge des Theatre français.

Ihr Freund

H. Heine.

Mittwoch.

76. An Heinrich Laube*).

Liebster Laube!

Wollen Sie Punkt ein Uhr bei mir sein, oder soll ich Sie um ein Uhr in Ihrer Behausung treffen, um allerlei Rücksprache zu nehmen?

Sie sind nämlich für diesen Abend bei Custine zur Soirée eingeladen, und ich möchte, ehe wir hingehen, auch mit Ihnen zu Hugo fahren. —

Ihr

H. Heine.

Montag.

77. An Heinrich Laube**).

Liebster Laube!

Mein Übel fängt an, sehr peinlich zu werden; in einigen Augenblicken wird man mir eine Unzahl Blutegel ansetzen, die mich verhindern, heute und vielleicht auch morgen Sie zu sehen. Montag blieb ich den ganzen Tag zu Hause, und gestern ging ich nur aus, um meinen Arzt zu sehen. — Welch ein

*) Ohne Datum. Aus Paris, vom December 1839.

**) Ohne Datum. Aus Paris, vom December 1839.

Missgeschick, dass Ihr Aufenthalt hier präcise in eine Zeit fällt, wo wir Beide krank sind. — —

Ich hoffe, Sie werden früher hergestellt sein, als ich, der ich wohl vier Wochen zu leiden habe.

Ihr Freund

H. Heine.

Mittwoch früh.

Madame Laube lasse ich mich freundlichst empfehlen.

---

78. An Varnhagen von Ense.

Paris, den 5. Februar 1840.

Liebster Varnhagen!

So eben erfahre ich von dem neuen Verluste, der Sie betroffen, und obgleich betäubt und nicht wissend, was ich sagen soll, eile ich Ihnen zu schreiben. Lieber Himmel! Hier hört ja alle Macht des Wortes auf, und das Beste wäre ein stummer Händedruck. Ich fühle ganz, was Sie jetzt leiden werden, armer Freund, nachdem kaum die früheren Heimsuchungen überstanden! Ich habe die Hingeschiedene*) sehr gut gekannt, sie zeigte

*) Rosa Maria Assing, die Schwester Varnhagen's.

mir immer die liebreichste Theilnahme, war Ihnen so ähnlich in der Besonnenheit und Milde, und obgleich ich sie nicht allzu oft sah, so zählte ich sie doch zu den Vertrauten, zu dem heimlichen Kreise, wo man sich versteht, ohne zu sprechen — Heiliger Gott, wie ist dieser Kreis, diese stille Gemeinde, allmählich geschmolzen seit den letzten zehn Jahren! Einer nach dem Andern geht heim — Unfruchtbare Thränen weinen wir ihnen nach — bis auch wir abgehn — Die Thränen, die alsdann für uns fließen, werden nicht so heiß sein, denn die neue Generation weiß weder, was wir gewollt, noch was wir gelitten!

Und wie sollten sie uns gekannt haben? Unser eigentliches Geheimnis haben wir nie ausgesprochen, und werden es auch nie aussprechen, und wir steigen ins Grab mit verschlossenen Lippen! Wir, wir verstanden einander durch bloße Blicke, wir sahen uns an und wußsten, was in uns vorging — diese Augensprache wird bald verloren sein, und unsere hinterlassenen Schriftmäler, z. B. Rahel's Briefe, werden für die Spätgeborenen doch nur unenträthselbare Hieroglyphen sein — Das weiß ich, und daran denk' ich bei jedem neuen Abgang und Heimgang. — — Ich kann Ihnen heute nichts Vernünftiges schreiben, lieber Varnhagen; in

Kurzem, in beruhigter Stunde, werde ich Ihnen erzählen, wie es mir geht. Laube und Frau ist diese Tage abgereist; täglich sprachen wir von Ihnen, und nur Gutes. — Wenn Sie mir mal was zu sagen haben, so findet mich Ihr Brief immer rue des Martyrs Nr. 23. — Wenn Sie wissen, wer die Briefschaften von Gans und Moser, namentlich die des Letzteren besitzt, so schützen Sie mich doch gefälligst vor Indiskretionen; verlangen Sie für mich die Briefe von mir, die sich bei Moser finden könnten. — Leben Sie wohl und erhalten Sie Ihre Gesundheit.

Ihr Freund

H. Heine.

---

79. An Julius Campe.

Paris, den 18. Februar 1820.

Liebster Campe!

Just heute, wo periculum in mora ist, wenn ich Ihnen nicht schreibe, habe ich meinen Kopfschmerz. Über den Brief meiner Frau Mutter, den ich eben erhalte, will ich daher keine langen Glossen machen, sondern denselben zu Ihrer eignen Betrach-

tung hier mitschicken. Es geht erstens daraus hervor, daſs meine Mutter, aus übertriebener Vorsorge, den ganzen Inhalt des Briefes, den ich dem Manuskripte beilegte, Ihnen nicht mitgetheilt hat, sondern Ihnen nur eine Ziffer, nämlich die verlangte Honorarsumme, gezeigt hat. Ich bin heute zu kopftrübe, um den Inhalt jenes Briefes, den Kommentar der besagten Ziffer, hier umständlich zu wiederholen. Ich will daher gleich an meine Mutter schreiben, Ihnen den ganzen Brief mitzutheilen; er betraf nur die Verlagsangelegenheit, Sie werden meine durchaus milde Freundschaftsgesinnung daraus ersehen — ich habe überhaupt Nichts zu verhehlen!

Haben Sie nun aus dem Briefe an meine Mutter ersehen, welche Bewandtnis es mit meiner Honorarforderung hat, haben Sie sich überzeugt, daſs kein steigender Geldgeiz mich beseelt (ich werde Ihnen auch heute den besten Beweis liefern!), hat sich Ihr für die Zukunft beängstigtes Verlegergemüth etwas beruhigt, haben wir uns in dieser Hinsicht verständigt — so sollen Sie das Manuskript zurück erhalten und in Druck geben können. Es ist mir sehr lieb, aus dem Briefe meiner Mutter zu ersehen, daſs sie das Manuskript nicht gleich nach Leipzig geschickt hat, wie ich ihr bestimmte Ordre

gab, für den Fall, daſs Sie es nicht drucken. Nicht an einen Buchhändler sollte sie es schicken, sondern an Laube unter einer gegebenen Buchhändleradresse; meine Mutter hat, aus unbegreiflicher Konfusion, weder meinen Brief begriffen, noch meine Ordre befolgt; selbst auf die eigne Mutter kann man sich in dieser Welt nicht mehr verlassen. Ich bin sehr verstimmt und finde einen Halt nur in stoischer Ruhe. Ich thue meine Pflicht und handle ernsthaft und redlich. Gehn die Sachen schief, so ist es nicht meine Schuld. — Für den Fall, daſs meine Mutter an Laube das Manuskript geschickt, schreibe ich Demselben heute, daſs er mir das versiegelte Packet unerbrochen hierher schicke.

Im Grund ist mir die Verzögerung, die dadurch entsteht, nicht unlieb. Denn Folgendes hat sich unterdessen ereignet:

Die Spannung und die Neugier, womit mein „Börne" bereits erwartet wird, ängstigte mich ein wenig, um so mehr, da lange kein Buch von mir erschienen. Ich habe mich daher entschlossen, ein ganz besonderes Opfer zu bringen, und aus den Tagebüchern, welche ein integrierender Theil meiner „Memoiren," detachierte ich eine schöne Partie, welche die Enthusiasmusperiode von 1830 schildert und in meinen „Börne," zwischen dem ersten und

zweiten Buche, vortrefflich eingeschaltet werden konnte; was dem Ganzen, wie Sie sehen werden, ein gesteigertes Interesse verleiht. Jetzt bin ich ganz ruhig, und ich glaube, mein „Börne" wird als das beste Werk, das ich geschrieben, anerkannt werden. Das Werk wird daher jetzt aus fünf Büchern, statt aus vieren, bestehen, es wird jetzt um $^1/_4$ dicker, da das hinzugefügte Buch weit über fünf Druckbogen beträgt. Eine lange Citation soll daher ausfallen und die prägnanteste und überraschendste Wirkung hervorgebracht werden. — Ist nun diese Zugabe nicht ein großes Opfer, und zeigt sich hierin ein Honorargeiz? Sie sehen, ich thue Alles für das Werk, und ich sakrificiere ihm nicht bloß den Honorarbetrag von fünf bis sechs Druckbogen, sondern auch die weit unberechenbarern Interessen eines meiner kostbarsten Manuskripte. — Sie wissen sehr gut, welch ein unendlicher Vortheil es für Sie, wenn von einem Buche noch keine Zeile vorher gedruckt worden. Dieses ist mit dem „Börne" der Fall, und Sie haben noch immer Vortheil dabei, wenn Sie ihn doppelt so hoch honorieren, wie die „Französischen Zustände," die vorher in allen politischen Blättern abgeklatscht worden, oder wie „Die romantische Schule," die eigentlich eine andre Ausgabe eines schon seit Jahr

und Tag existierenden Buches, oder des „Salons,“ wovon ich ebenfalls das Meiste vorher drucken und mir in Frankreich und Deutschland gut honorieren ließ — Doch wozu Dinge, die Sie sehr gut wissen, so wie Sie auch wissen, dass mein neues Werk, neben dem Reiz eines humoristischen Unterhaltungsbuchs, noch außerdem einen dauerhaft historischen Werth haben und weit mehr, als meine rein phantastischen Schriften, von der positiven Gegenwart goutiert werden wird. Indem ich Ihnen nun für die erwähnte Summe das Eigenthum des Buches auf acht Jahre zugestand (meinthalb auf länger), indem ich Ihnen also mehre Auflagen bewilligte (und ich bin überzeugt, dass das Buch mehre Auflagen erleben wird), so habe ich Ihnen im Grunde weniger abgefordert, als für meine früheren Bücher! Ich bin mir der Billigkeit und Gerechtigkeit meiner Forderung so tief bewusst, dass mich eine Betrübnis anwandelt, wenn ich darüber noch reden soll! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, dass ich, nach sicherer Erkundigung und überraschend vortheilhaften, unbedingten Anträgen, in tiefster Seele überzeugt bin, von einem andern Buchhändler die geforderte Summe zu erhalten, ohne viel Wortkram. Sie haben mich in diesem Leben noch auf keiner Unwahrheit ertappt, und ich glaube, Sie

werden einsehen, daſs Sie diesmal eben so klug wie freundschaftlich handeln, wenn Sie zu mir sagen: „Heine, ich drucke das Buch, ich gebe, was Sie verlangen, aber hat das Buch nicht den versprochenen Erfolg, so überlasse ich es Ihrem Ehrgefühl, mich dafür zu entschädigen!"

Ja, Campe, ich bitte, wälzen Sie den Stein fort. Ich will es Ihnen wahrhaftig Dank wissen. Und ich habe so viele Gelegenheiten, Ihre Interessen zu fördern, ohne daſs es mir Viel kostet — doch die Delikatesse erlaubt mir heute nicht, Ihnen Viel für die Zukunft zu versprechen — Zeigen Sie mir Vertrauen. Daſs das Buch ohne Censur gedruckt wird, haben Sie bereits zugesagt. Ich verlasse mich auch hierin auf Ihr Wort. Übrigens werden Sie jetzt wissen, daſs es in keinem Fall den Regierungen stark miſsfallen kann; auch die hinzugefügten fünf bis sechs Druckbogen enthalten nichts Gefährliches. Wie ich höre, braucht man in Leipzig über zwanzig Druckbogen nicht mehr censieren zu lassen. Fanden Sie etwas politisch Bedenkliches im Buche, so soll es wegfallen.

Ihr Freund

H. Heine.

Ich empfinde den unruhigsten Schmerz bei dem Gedanken, daſs das Buch an Laube abgegangen und

darüber bereits verfügt sein könne. Es wäre aber nicht meine Schuld, und ich hoffe, lieber Campe, Sie würden mir deßhalb nicht grollen. Ihr Unmuth sollte vielmehr jenen Intriganten treffen, der mit der schnödesten Hinterlist und durch die perfidesten Insinuationen dahin arbeitet, uns zu brouillieren. Sein Sie billig und diskret, und es wird ihm nicht glücken. Sollte, gegen alle meine Erwartung, der „Börne" dennoch nicht bei Ihnen gedruckt werden, so werde ich Ihnen gleich ein anderes Buch antragen, und die Honorarforderung soll Sie dabei nicht erschrecken. — Sie sagten mir in Ihrem letzten Briefe, daß Gutzkow's Bücher keinen Absatz finden, daß er nicht von der Menge gelesen wird — Lieber Gott! Das hätten Sie gar nicht nöthig gehabt, mir zu sagen, Das weiß ich. . . . Lieber Campe, wenn man kein Herz in der Brust hat, kann man nicht für die große Menge schreiben.

---

80. An Julius Campe.

Paris, den 8. März 1840.

Liebster Campe!

Entschuldigen Sie mich, daſs ich Ihren Brief vom 25. Februar erst heute beantworte. Als ich ihn vor acht Tagen empfing, steckte ich inmitten einer bedeutenden Arbeit, die ich nicht unterbrechen wollte. Erst diesen Morgen lese ich Ihren Brief genau, und lache und ärgere mich über den alten Campe, der unverbesserlich bleibt und mich noch immer nicht ganz versteht; wäre Letzteres der Fall, Sie würden mir heute kein neues Briefschreiben kosten. Daſs durch Sie wieder der Druck des Buches verzögert wird (und hätte ich es einem andern Verleger geben wollen, es wäre schon seit sechs Monaten gedruckt) — Das mögen Sie gegen sich selbst verantworten; ich kann nicht glauben, daſs Sie das Gutzkow'sche Buch erst in die Presse geben wollen, denn dieses ist gewiſs etwas Anderes. Kennte ich Sie nicht besser, ich müſste glauben, Sie wollten mich hinhalten . . .

Ich habe ein Buch in der Arbeit, betitelt: „Die Juliusrevolution;" ich werde einen Theil davon in der „Revue des deux mondes" und in der

„Allgemeinen Zeitung" drucken lassen und berechne Ihnen ein geringeres Honorar. — Über ein anderes Buch wollte ich mich schon längst bestimmt gegen Sie aussprechen, da ich des Titels wegen früh oder später bei Ihnen anfragen muss. Es mag daher gleich geschehen. Ich habe nämlich über französische Kunst eine Arbeit, die ich für eine Zeitschrift bestimmt, die aber darauf berechnet ist, mit den Theaterbriefen, die ich vor drei Jahren für Lewald schrieb, ein Ganzes zu bilden (ich bitte Sie um das heiligste Geheimnis). Eine besondere schöne Einleitung habe ich bereits ausgesonnen, und nun weiß ich nicht, soll ich das Buch „Französische Kunst" titulieren oder soll ich es als vierten Band dem „Salon" anreihen? Der „Salon" würde alsdann aus vier Bänden bestehen, die mit den „Reisebildern" parallel liefen. Ich bin nicht sehr für den Titel „Französische Kunst", da schon „Französische Zustände" von mir existieren. Auch bei einer neuen Ausgabe des „Salons" würde ich durch das neu Hinzukommende besser die einzelnen Partien ordnen können. Ist Dies Ihre Meinung, so sollen Sie bald Manuskript haben. Es ist kein großes Mord- und Weltspektakelbuch, und obgleich es wohl, als ein Buch von mir, sein Publikum finden wird, so sollen Sie es wohlfeil haben.

Die zweite Hauptsache worüber ich Ihr be-

stimmtes Ja oder Nein erwarte, ist der unverstümmelte Druck des Buches. Sie haben meiner Mutter gesagt, dass Sie es ohne Censur drucken. Ich rechne darauf, denn ohne diese Bedingung müsste ich es in Leipzig oder in Stuttgart drucken lassen, von wo aus mir in dieser Beziehung die besten Anträge gemacht worden, als man merkte, dass wir über Censurquälereien mit einander haperten. — Ich habe Ihnen ebenfalls in meinem vorigen Brief gesagt, dass Sie mich darauf aufmerksam machen sollten, was Sie aus dem Buche ausgemerzt wünschten. Später ist es zu spät; ich kann mich dann nicht mehr auf Änderung einlassen. — Übrigens wissen Sie, dass ich im Buche sehr gemäßigt bin.

Damit durch heutigen Brief Alles haarklein besprochen und abgemacht sei, bemerke ich zum Schluss, dass ich, sobald ich eine bejahende Antwort von Ihnen erhalte, sogleich das Manuskript des „Börne" an Sie abschicke. Schreiben Sie bald Antwort

Ihrem

H. Heine.



81. An Julius Campe.

Paris, den 28. März 1840.

Liebster Campe!

Geschäfte von der unerquicklichsten Art haben mich diese ganze Woche so verstimmt, dass ich erst heute Ihren Brief vom 14. März beantworte, ich wollte Ihnen eine fremdartige Misslaune nicht entgelten lassen, was sehr leicht geschehen konnte, da Sie mich in mehre überflüssige Schreibereien hineingezogen; diesen wenigstens will ich heute ein Ende machen.

Was Sie mir in Betreff Wandsbeck's sagen, ist sehr gut; nur rechne ich drauf, dass nichts Anderes gestrichen wird, als der Passus, wo ich dem König von Baiern (dem edelsten Fürsten, der jemals einen Thron geziert) Gerechtigkeit widerfahren lasse*). Liebster Campe, ich hoffe, Sie sind Ihrer Sache sicher, denn sonst müsste ich darauf bestehen, dass das Buch ganz ohne alle Censur gedruckt wird. Sagen Sie mir umgehend hierüber die bestimmteste Wahrheit. Ich will lieber mit der Absendung noch

---

*) Siehe die betreffende Stelle, Bd. XII, S. 128. ff.

vierzehn Tage warten. Ja, ich würde das ganze Buch lieber liegen lassen, als dass ich, schnöden Ehrensolds halber, meine Ehre selber aufs Spiel setzen sollte. Sie begreifen nicht, wie viel Überwindung es mir kostet, so gemäßigt zu schreiben, wie ich es jetzt thue; wird mir da noch an irgend einer Äußerung Etwas abgezwackt, so riskiere ich, ganz schmählich verkannt zu werden. Ich habe schon so Viel gelitten durch solches Missgeschick! — Schreiben Sie mir also gleich Antwort, und Sie erhalten unverzüglich Manuskript, bei welcher Gelegenheit ich die Hälfte des Honorars in kurzem Termin auf Sie trassiere und die andere Hälfte in einem längeren Termin, den Sie gefälligst selbst bestimmen wollen. — Hab' in der That sehr viel Geld nöthig in diesem Jahr, und wenn ich heute noch Zeit hätte, würde ich über Herausgabe eines vierten „Salon"-Theils mich mit Ihnen besprechen; für diesen aber, Das versteht sich, zahlen Sie jetzt das gleiche Honorar wie für die früheren Bände, und ich werde ihn durch zeitgemäße Materialienzuthat aufs beste ausstatten; kann ihn aber, da ich etwas Besonderes dazu schreiben will, erst Mitte Juni liefern. Sagt Das Ihnen zu, so ist die Sache gleich abgemacht, ich beschäftige mich damit ernstlich, und weiß, dass ich noch eine Summe auf dem Budget habe, worüber

ich nicht mehr zu diskutieren brauche. Und nun leben Sie wohl!

Ihr Freund

H. Heine.

---

82. An Julius Campe.

Paris, den 18. April 1840.

Liebster Campe!

Eine Last der verdrießlichsten Geschäfte erlaubt mir erst heute, Ihren Brief vom 5. April zu beantworten und das Manuskript des „Börne“ abzuschicken. Wegen des neu hinzugekommenen Buches (das Ihnen hoffentlich gefallen wird), musste ich das ganze Manuskript umpaginieren; ich bring’ es in einer Stunde zur Post. Ich bin froh, endlich mit Ihnen aufs Reine zu sein und auch, dass das Honorar des vierten „Salon“-Bandes bestimmt ist; ich werde mich nun gleich dran machen, und ich denke, in sechs Wochen erhalten Sie Manuskript; will das Buch schon hübsch zustutzen. — Thun Sie nur alles Mögliche für den „Börne“, und drucken Sie nicht zu viel’ Exemplare, damit ich durch eine zweite Auflage für meine grenzenlosen Mühseligkeiten entschädigt werde. Dass der Druck so sorgfältig als

möglich sein wird, hoffe ich ebenfalls, so wie auch, dass außer dem Passus über den König von Baiern Nichts unterdrückt wird. Ich soll Sie gewähren lassen — aber ich muss Sie nochmals drauf aufmerksam machen, dass das Buch, trotz einiger starken Ausdrücke, dennoch im Grunde nicht von der Art ist, dass es den Regierungen missfiele; am allerwenigsten die Preußen werden damit unzufrieden sein, und dieses Buches wegen werden Sie wahrlich nicht verfolgt werden. — Sie dürfen es daher getrost drucken, ohne sich durch die Gnade Sieveking's eine Art Censurdeckung zu erbitten. — Zeigen Sie das Buch keinem Menschen und lassen Sie es plötzlich vom Stapel laufen. — Ich habe — auf die Gefahr hin, verkannt zu werden — alle eigne Doktrin im Buche ausgelassen, und mehr, als die Regierungen, werden die Revolutionären über mich ungehalten sein, weil ich sie table, ohne etwas Positives, die eignen Ideen, auszusprechen. Das Buch hat einundzwanzig Bogen, und Sie dürfen es getrost ohne Censur drucken, Sie haben hier Nichts zu riskieren. Lassen Sie bei Leibe vom Inhalte des Buches vor dem Erscheinen Nichts verlauten. — Ich wiederhole Ihnen, dass ich bei der Abfassung des Buches Ihre Censurnöthen im Auge hatte, dass ich die Selbstcensur sehr gewissenhaft übte, und dass ich sogar

ängstlich bin, des Guten zu Viel gethan zu haben. Ich bitte, sorgen Sie, dass in dieser Beziehung die öffentliche Meinung nicht irre geleitet wird. Ich hinge lieber alles Bücherschreiben an den Nagel, als dass ich mich des Servilismus beschuldigen ließe. Ich befinde mich wohl und so heiter, als es möglich ist bei den vielen Arbeiten und Quälereien, die auf mir lasten. — Leben Sie wohl, und wahren Sie mit Gewissenhaftigkeit meine Interessen; ich verspreche, Dasselbe zu thun für die Ihrigen.

Freundschaftlich grüßend,

H. Heine.

---

83. An Julius Campe.

Paris, den 8. Mai 1840.

Liebster Campe!

Sie haben mir den Empfang meines Manuskripts noch nicht angezeigt; ich hoffe, dass es wohlbehalten angelangt und in Druck bereits gegeben ist. Ich bitte Sie, schicken Sie mir während des Druckes jedesmal die Aushängebogen unter Kreuzkouvert hierher. Der Titel des Buches, wie ich Ihnen bereits einmal gemeldet habe, ist: „Ludwig Börne, eine Denkschrift von H. Heine." — Ich

werde das Buch an Jemand dedicieren und werde Ihnen solche Dedikation nächste Woche zuschicken. — Ich werde Paris nicht eher verlassen und ins Bad reisen, ehe ich nicht den vierten Band des „Salons" für Sie bereitet habe. Ich werde denselben mit einer großen ungedruckten Arbeit bereichern, die sehr zeitgemäß sein wird. Ich arbeite sehr viel und habe auch viel' Privatbeschäftigungen, die mich sehr in Anspruch nehmen.

Ihr Freund

H. Heine.

---

84. An Dr. Gustav Kolb *).

Liebster Kolb!

Ich weiß es jetzt ganz bestimmt, dass Herr Spazier sich dazu brauchen lässt, für das hiesige Ministerium in die Leipziger Zeitung und vielleicht auch in andre deutsche Blätter bezahlte Artikelchen einzuschmuckeln. Ein Artikel in der Leipziger Zeitung, aus Leipzig datirt und die Damaskus-Geschichte im Sinne des hiesigen Ministeriums

*) Ohne Datum, aber, laut Poststempel, aus Paris den 15. Mai 1840.

besprechend, ist von ihm und ist gleichlautend mit den Noten, welche aus dem Ministerium für andre Blätter gegeben wurden. Hinter der Damaskus-Geschichte *) stecken die französischen Alliierten unserer alten Münchener Freunde; ich kenne meine Pappenheimer und will ihnen ernsthaft begegnen. Auf die Kolonnen der Allgemeinen Zeitung rechne ich, wenn die syrische Judenverfolgung vor das Tribunal Ali Mehemed's in Alexandrien gezogen und die interessanteste Erscheinung bieten wird. — Trotz der vielen Affensprünge ist hier Alles still und kaum des Besprechens werth. — Wie angenehm ist es mir, liebster Kolb, Sie zuweilen unter meinen Artikeln im Fluge grüßen zu können!

Ihr Freund

H. Heine.

P. S. Daß Ratti-Menton, wie ich gemeldet, von Tiflis fortgejagt worden, hat dieser Tage Graf Medem bei Tische erzählt, mit grellen Details.

---

*) Vgl. Heine's Berichte über die Judenverfolgungen zu Damaskus in Bd. IX, S. 67 ff., 73 ff., 82 ff. und 143 ff.

85. An Julius Campe.

Paris, den 10. Juni 1840.

Liebster Campe!

Ich habe vergebens auf Aushängebogen meines „Börne" gewartet. Jetzt muss das Buch ja ganz gedruckt sein — ich bitte, schicken Sie mir unter Kreuzkouvert recht bald die Bogen. Da ich Ihnen keine Dedikation geschickt, so werden Sie wohl von selbst gemerkt haben, dass ich das Buch mit keiner Dedikation versehe; ich werde dieselbe für den vierten „Salon"-Band sparen, den ich Ihnen vor meiner Abreise nach Granville schicke: ich bin mit dem Abschreiben beschäftigt, und ich glaube, das Buch wird gut aufgenommen werden. — An den zweiten Band des „Buchs der Lieder" kann ich erst in Granville oder bei meiner Rückkehr gehen; je länger ich hier aufschiebe, desto schöner wird er mit neuen Gedichten ausgestattet. Ich arbeite viel und hab' viel' Angriffe abzuwehren. Es heißt hier, ich sei dem Ministerium verkauft, für 100,000 Franks; ich habe im „Constitutionnel" dagegen reklamieren müssen*). — Unterdessen bin ich arm wie Hiob,

*) Die betreffende Nummer des „Constitutionnel" wa bisher nicht zu erlangen.

und, beschäftigt bloß mit höhern Interessen, verschwand mir das Geld allmählich in der Tasche; und Sie dürfen mir's glauben, ich muss meine Feder zu exploitieren suchen, wenn ich nicht idealisch wie ein deutscher Dichter verhungern will.

Ihr Freund

H. Heine.

---

86. An Varnhagen von Ense.

Paris, den 3. Juli 1840.

Liebster Varnhagen!

Der Überbringer dieser Zeilen ist Herr Carnot, ein Sohn würdig des väterlichen Namens, was Viel sagen will. Ich glaube also nicht vieler Worte zu bedürfen, um ihn zu empfehlen, und gar bei Ihnen, der Sie offnen Blickes und voller Theilnahme sind für jede sich selbst empfehlende Persönlichkeit. Herr Carnot wird Ihnen über manche Dinge, die Sie interessieren, sehr genaue Nachricht geben können; wir kennen uns schon seit zehn Jahren, wo ich ihn im sacré collège der Saint-Simonisten fand; Das waren brillante Zeiten, — jetzt ist Herr

Carnot nur Mitglied der Deputiertenkammer. — Ich umarme Sie

Heinrich Heine.

---

87. An Julius Campe.

• Paris, den 17. oder 18. Juli 1840.

Liebster Campe!

Ich habe gestern Ihren Brief vom 10. dieses erhalten, und seit diesen Morgen früh bin ich beschäftigt, das Manuskript zum vierten „Salon"-Theile zu besorgen. Damit Sie gleich beschwichtigt werden, eile ich, noch vor Abgang der Post Ihnen das Nöthige zu melden. Der vierte Theil besteht:

1) aus einem ungedruckten Sittengemälde, wovon ich nur noch ein Fragment besaß (der Rest verbrannte bei meiner Mutter), und welches ich hier ergänzen wollte. Ich ergänze es jetzt nothdürftigst, es wird etwa sieben bis acht Bogen betragen, und ich schicke Ihnen das Manuskript in zwei Sendungen mit der Briefpost. Übermorgen sende ich schon die erste Partie, so daſs der Druck gleich beginnen kann.

2) etwa einen oder zwei Bogen neuer Gedichte.

3) die Briefe aus Lewald's Theaterrevue, wovon ich nur die Hälfte in diesem Augenblick besitze (das Ende fehlt mir), werde sie aber bald erhalten. Aus Vorsorge suchen Sie sich ebenfalls das Buch zu verschaffen. Nur wenige Zeilen habe ich an der ganzen Arbeit zu ändern, und da diese Briefe in der Lewald'schen Theaterrevue sehr eng gedruckt sind, so schick' ich dieses gedruckte Manuskript ebenfalls mit der Briefpost, und Sie werden nicht viel Porto dafür zu zahlen haben. Sie erhalten also das ganze Buch in der kürzesten Frist und auf dem schnellsten Wege. — Leider ist diese Eile dran Schuld, daſs ich nicht noch einige brillante Blätter hinzuschreiben kann.

Ich war im Begriff, nach Granville abzureisen, und des verdammten Buches wegen muſs ich nun acht bis zehn Tage länger in dem heißen Paris bleiben.

Ich bin nämlich der Meinung, daſs Sie aus wohlkalkuliertem Buchhändler-Interesse den vierten „Salon"-Theil jetzt mit dem „Börne" zugleich in die Welt schicken wollen, damit das Skandalbuch, der brüllende Löwe, das sanftere Buch, das unschuldige Lamm, was der vierte „Salon"-Theil in der That ist, mit fortreiße — die Censur ist ein Nebengrund — doch gleichviel, ich werde immer Ihren Wünschen gern nachkommen.

Der „Börne" ist indessen politisch nicht so ein wildes Thier, wie Sie fürchten; manches Bedenkliche steht freilich drin, aber das Ganze wird keinem höchsten Missfallen begegnen.

Aber, um des lieben Himmels willen, wir waren überein gekommen, dass die Stelle über den König von Baiern gestrichen werde, ich habe es ausdrücklich zugestanden — und zu meiner lachendsten Verwunderung sehe ich in den Aushängebogen, dass Sie diese Stelle ganz unverkürzt abdrucken ließen. Nur diese Stelle kann dem Buche Ungelegenheiten verursachen, und ich rathe Ihnen, in den Exemplaren, die nach Baiern kommen könnten, einen Karton zu drucken, wo die verfängliche Stelle nur durch weißes Papier repräsentiert würde. Pagina 174, von der dritten Zeile an*), müsste die ganze Stelle unterdrückt werden. Ein Karton macht freilich viel Schererei, aber, haben Sie wirklich Furcht, so wäre es doch nöthig. Leben Sie wohl, übermorgen mehr!

Ihr Freund

H. Heine.

*) Sämmtliche Werke, Bd. XII, S. 128, Zeile 10 ff.

88. An Julius Campe.

Paris, den 21. Juli 1840.

Liebster Campe!

Beiliegend erhalten Sie den Anfang des vierten „Salon"-Theils; etwa noch zweimal so Viel beträgt die Fortsetzung, das geschriebene Manuskript, das ich Ihnen in zwei Briefen dieser Tage nachschicke. Hierauf schicke ich das gedruckte Manuskript, so daſs Sie das Buch schleunigst fördern können. — Die Aushängebogen des „Börne" habe ich richtig erhalten, jedoch noch nicht ganz nachlesen können; vielleicht schicke ich Ihnen eine Errata-Lese. Da, wie ich sehe, noch Zeit ist, so haben Sie die Güte, den „Börne" mit folgender Zueignung zu versehen:

Seinem geliebten Freunde

Heinrich Laube

widmet

diese Denkschrift

der Verfasser.

Ich bitte Sie, tragen Sie nur ängstlich Sorge, daſs Niemand Nichts vom „Börne" zu Gesicht bekömmt und zu frühe Lärm schlagen kann.

Der Titel des ersten Stücks des vierten „Salon"-Theils ist angeklebt; ginge das Blättchen verloren, so bemerke ich nochmals, der Titel heißt:

Der Rabbi von Bacharach.

Ein Fragment.

Ich habe dieses mittelalterliche Sittengemälde vor etwa fünfzehn Jahren geschrieben, und was ich hier gebe, ist nur die Exposition des Buches, das bei meiner Mutter verbrannt ist — vielleicht zu meinem Besten. Denn im Verfolg traten die ketzerischsten Ansichten hervor, die sowohl bei Juden wie Christen viel Zetergeschrei hervorgerufen hätten.

Bitte nur recht sorgfältig die Korrektur durchzulesen. — Sobald mein Manuskript fertig, reise ich ab nach Granville.

Ihr Freund

H. Heine.

89. An Julius Campe.

Paris, den 24. Juli 1840.

Liebster Campe!

Gestern sandte ich Ihnen das zweite Kapitel des „Rabbi"; heute schicke ich Ihnen das dritte, welches den Schluss bildet. In zwei oder drei Tagen schicke ich Ihnen auch die Gedichte und die revidierten „Theaterbriefe." — Ich hoffe, dass Ihnen der „Rabbi" gefällt, und ich glaube, dass das Thema zeitliche Interessen und Sympathien berühren wird; wenigstens wird das Buch als ein beachtenswerthes Originalwerk unter meinen andern Büchern eine honette Stellung einnehmen. Die etwa zwanzig Gedichte, die ich gebe, sind auch nicht von Stroh.

Aber nun eine höchst wichtige Sache.

Als ich gestern Abend nach Hause kam, fand ich den 23. Bogen des „Börne", nebst Titel des Umschlags. Diesen Titel kann ich durchaus nicht genehmigen, und ich kann nicht begreifen, wie Sie zu diesem Missgriff kommen. Der Titel des Buches wie ich Ihnen bestimmt genug geschrieben, heißt:

Ludwig Börne.

Eine Denkschrift

von

H. Heine.

Ich hoffe, dass dieser Titel ganz genau aufs Buch gestellt wird. Aber auch auf dem Umschlag muss dieser Titel stehen, und meinen Sie etwa, dass auf dem Umschlag mein Name obenan stehe, so setzen Sie immerhin:

H. Heine's

Denkschrift

über

L. Börne.

Ich weiß nicht warum, aber das Ganzausschreiben meines Vornamens Heinrich chockierte mich hier, und dann habe ich nicht eigentlich eine Schrift über Börne geschrieben, sondern über den Zeitkreis, worin er sich zunächst bewegte, und sein Name war hier vielmehr nur ein Buchtitel. Haben Sie nur einen Moment darüber nachgedacht, so begreifen Sie leicht, dass mir der Umschlagtitel „Heinrich Heine über Ludwig Börne" ein Greuel sein muss, und dass ich Sie schleunigst angehe, ihn zu verändern*). Sagen Sie mir auch umgehend, ob

*) Der ursprüngliche Titel konnte in der vorliegenden Gesammtausgabe leider nicht wiederhergestellt werden, da das obige Schreiben dem Herausgeber erst später bekannt wurde.



meine Dedikation für den „Börne“ noch zeitig genug angelangt. Widrigenfalls dediciere ich an Laube den „Rabbi“.

Die Aushängebogen habe noch nicht nachlesen können; hab' aber schon schreckliche Druckfehler erblickt. — Um Gotteswillen, halten Sie sich nur genau an meine Interpunktion.

Ihr Freund

H. Heine.

---

90. An Julius Campe.

Paris, den 8. August 1840.

So eben, liebster Campe, erhalte ich Ihren Brief vom 1. August. Bin sehr verdrießlich wegen des Titels. — Ich war einige Tage unpäßlich, auch bedrängt durch die einstürzenden Kriegstöne, so dass ich erst gestern Ihnen Manuskript und heute den Schluss schicken konnte. Sie haben nun das Ganze, und ich hoffe, dass es über zwanzig Bogen; die Gedichte dürfen bei Leibe nicht zusammengedrängt werden, und hier kann der Setzer hinlänglich Papier aufgehen lassen, wenn etwa mein Manuskript nicht hinreichend. Auf jeden Fall sorgen Sie bei den Gedichten für die ängstlich genaueste

Korrektur. — Dienstag reise ich nach Granville, und wenn Sie mir schreiben, so adressieren Sie den Brief nur gleich an H. H. à Granville, Département de la Manche. — Was hat denn Gutzkow im „Telegraphen" von mir gesagt? Ich sehe das Blatt nicht. Überhaupt melden Sie mir gleich, was gegen mein Buch ausgeheckt wird. Übrigens überlasse ich dasselbe ganz seinem Schicksal. Es mag sich allein herumbeißen. Genug, es ist mit Zähnen auf die Welt gekommen. In großer Eil',

Ihr Freund

H. Heine.

---

91. An August Lewald.

Granville, den 31. August 1840.

Ich danke Ihnen für die Bogen, die Sie mir zukommen ließen; leider schickte man sie mir aber nicht sous bande, sondern in einem Brief, so dass ich siebzehn Franks und sechs Sous dafür zahlen musste — wodurch ich fast vor Schrecken gestorben und noch jetzt krank bin, so dass ich deshalb die Seebäder gebrauchen muss. Heute freilich befinde ich mich sehr wohl und heiter, und ist es nun das schöne Sommerwetter oder das glänzend stolze

Selbstgefühl, eine kostbare Stimmung beseelt mich in diesem Augenblick, wo ich dem alten Freunde die Hand ergreife und ihn um einen Dienst, einen Liebesdienst angehe. In heftigen Lebensnöthen habe ich Sie immer so hilfreich und thätig für mich erfunden! — Heute sind die Dinge weniger trübe, aber ich habe Ihrer dennoch nöthig. Indem Sie mich aber jetzt in einer Sache, die eben von keiner bedeutenden Lebenswichtigkeit, verpflichten, zerstören Sie auch manche Missempfindung, die Andre mir einflößen. — Ich erfahre jetzt, dass Gutzkow bei dem Erscheinen meines Buches über Börne das ganze Arsenal seiner Hinterlist aufgeboten hat, um mir in der öffentlichen Meinung zu schaden, um das Buch, was er selber über denselben Gegenstand herausgeben will, durch Rückwirkung zu heben. Es würde zu weit führen, und würde auch meine gute Laune trüben, wenn ich Ihnen ausführlich erzählen wollte, wie er sich Campe's zu bemeistern und ihn zu meinem Nachtheil auszubeuten wusste.

Sie haben keinen Begriff, welch einen Luxus von Infamien es giebt, die ich Ihnen erzählen werde, so bald ich Sie wiedersehe, denn es ist mir immer, als erwartete ich Sie für den nächsten Tag. Doch Sie kennen die hamburgischen und überhaupt die literarischen Kloaken Deutschlands

zu gut, um nicht das Meiste zu errathen. Bei der Anarchie unserer Tageblätter wird es dem edlen Gutzkow leicht gelingen, durch seine Rotte in den deutschen Zeitungen eine Menge perfide Artikelchen gegen mich einzuschmuggeln. — Diesem Unfug sollen Sie nun entgegenwirken, und Ihrer Klugheit überlasse ich die Art und Weise. Ich lebe im Ausland, stehe in keinem literarischen Verkehr, mit Niemand, bin ganz insoliert, und die anonyme Presse kann daheim mit der größten Bequemlichkeit meinen Namen meucheln. — Handeln Sie also schnell, jede Zögerung bringt Gefahr. —

Mathilde ist eine gute Hausfrau geworden, trotz ihrer tollen Laune, und unser Ehestand ist ebenso moralisch, wie der beste in Krähwinkel. — In diesem Augenblick erscheint bei Campe der vierte Theil des „Salon," ein Buch, dem ich mehre sehr gute Gedichte und die „Theaterbriefe" einverleibt habe. — Ich bleibe etwa noch acht Tage hier, durchstreife dann die Bretagne, und in fünfzehn Tagen denke ich wieder in Paris einzutreffen. — Dort hoffe ich alsdann auch Briefe von Ihnen vorzufinden. Aber kommen Sie lieber selber. —

92. An Heinrich Laube*).

Liebster Laube!

Mein Brief ist gestern nicht abgegangen, und ich eile, das Wichtigste hinzuzufügen. Leider ist mein Kopf ganz betäubt, und ich kann kaum schreiben. Gestern Abend erfuhr ich durch das Journal des Débats ganz zufällig den Tod von Immermann. Ich habe die ganze Nacht durch geweint. Welch ein Unglück! Sie wissen, welche Bedeutung Immermann für mich hatte, dieser alte Waffenbruder, mit welchem ich zu gleicher Zeit in der Literatur aufgetreten, gleichsam Arm in Arm! Welch einen großen Dichter haben wir Deutschen verloren, ohne ihn jemals recht gekannt zu haben! Wir, ich meine Deutschland, die alte Rabenmutter! Und nicht bloß ein großer Dichter war er, sondern auch brav und ehrlich, und deßhalb liebte ich ihn. Ich liege ganz darnieder vor Kummer. Vor etwa zwölf Tagen stand ich des Abends auf einem einsamen Felsen am Meere und

---

*) Ohne Datum. Wahrscheinlich aus Granville, Anfangs September 1840. Der Anfang des Briefes ist verloren gegangen.

sah den schönsten Sonnenuntergang und dachte an Immermann. Sonderbar!

Und nun leben Sie wohl, und grüßen Sie mir freundlichst Ihre Frau. Ich empfehle mich ihrem innigsten Bedauern. Trotzdem dass sie die Jagd liebt, so zweifle ich doch, ob ihr die Läusejagd, die mir bevorsteht, eine angenehme Unterhaltung dünken mag. Ich wünschte, sie bald wieder in Paris zu sehen, wir haben eine neue Wohnung bezogen; und wunderhübsch eingerichtet hat mich meine Frau.

Ich bin, sonderbar genug, sehr guter Laune, und kann mich noch gar nicht dazu entschließen, mich zu ärgern. Es ist vielleicht Apathie, nicht Gesundheit. — Morgen oder übermorgen reise ich nach Paris, wo ich nächsten Donnerstag eintreffe; schreiben Sie mir daher bald. Meine Adresse ist Rue Bleue No. 25, à Paris.

Hallberger beklagte sich, dass W . . . 's Übersetzung der Pückler'schen Gartenkunst schlecht sei, und schickte ein Gutachten mit aus der Feder des ersten Übersetzers. Das Wahre an der Sache ist, dass das erste Drittel des Buches ganz vortrefflich übersetzt ist (ich habe es selbst während zwei Tagen genau durchgesehen), und dass der Schlingel den Rest mir ohne genaue Durchsicht zum Abschicken

übergeben. — In einigen Tagen schreibe ich Ihnen aus Paris.

Ihr Freund

H. Heine.

---

93. An Julius Campe.

Paris, den 14. September 1840.

Liebster Campe!

Seit vorgestern Abend bin ich in Paris heimgekehrt, nach einer angenehmen Reise in der Bretagne, wo ich die köstlichsten Volkslieder gesammelt. Bereits in Saint-Lo fand ich Ihren Brief, und mein Befremden löste sich erst, nachdem ich hier auch den „Telegraphen" erhielt; in diesem Augenblicke, vor einer halben Stunde, erhielt ich auch die anderen Blätter, die Sie nach Granville schickten und die mir hieher nachliefen.

Ich gestehe Ihnen, nur wenig und kaum bis zur Haut, werde ich berührt von den Schändlich keiten, die der große Intrigant, in Verbindung mit dem Frankfurter Pack, gegen mich ausgesponnen; mein inneres Gemüth bleibt froh und ruhig. Denn an Schimpfen bin ich gewöhnt, und ich weiß: die Zukunft gehört mir. Selbst wenn ich heute stürbe,

so bleiben doch schon vier Bände Lebensbeschreibung oder Memoiren von mir übrig, die mein Sinnen und Wollen vertreten und, schon ihres historischen Stoffes wegen, der treuen Darstellung der mysteriösesten Übergangskrise, auf die Nachwelt kommen. Das neue Geschlecht wird auch die beschissenen Windeln sehen wollen, die seine erste Hülle waren. — Was mich aber verdrießt, liebster Campe, Das ist, dass Sie wieder in die Hände meiner Feinde gerathen, als Spielzeug und Waffe gegen mich. Ich weiß jetzt schon Alles, und deshalb zürne ich Ihnen nicht. Ja, da ich glaube, dass Sie es mit dem Intriganten & Konsorten nicht lange mehr aushalten — denn Ihr besseres Ich wird sich doch am Ende nicht mehr von vorgespiegelten Nothwendigkeiten beschwichtigen lassen — so will ich den Leuten nicht den Gefallen thun, mit Ihnen zu brechen, obgleich Alles darauf abzielte, mich dazu zu zwingen. — Sie haben ganz Recht, es wird Niemand glauben, dass Sie den Aufsatz des Monsieur Gutzkow nicht lasen, ehe er gedruckt war, und zwar gedruckt in einem Blatte, welches Ihr ehrlicher Name als verantwortlicher Redakteur vertreten muss.

Was ich thun werde, weiß ich noch nicht. Hab' auch bei meiner Rückkehr weit dringendere

Geschäfte vorgefunden. — Ich bin geduldig, denn ich bin ewig, sagt der Herr!

Sie haben unverantwortlich gegen mein Buch gehandelt, Sie kennen sehr gut die Schmiede, worin die verschiedenen Artikel gegen mich fabriciert worden, womit man mein Buch präjudicieren will — und Sie wollen mir glauben machen, auch Sie hielten Dergleichen für unparteiisch öffentliche Meinung — —

Jeden Augenblick, während ich Ihnen schreibe, werde ich gestört. Ich will Ihnen später mehr schreiben. Leben Sie wohl. Meine Adresse ist jetzt Rue Bleue No. 25.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

---

94. An Julius Campe.

Paris, den 25. September 1840.

Liebster Campe!

Diesen Morgen erhielt ich Ihren Brief, so wie auch die Nr. der „Eleganten Welt" und der „Hallischen Jahrbücher," die Sie mir schickten; in Ihrem Brief erwähnen Sie ebenfalls einer „Po-

saune," die einen Artikel gegen mich enthielte und Ihrem Briefe beiliege, aber Letzteres ist nicht der Fall, und ich bitte, mir den Artikel zu schicken, so wie überhaupt Alles, was gegen mich erscheint. Fürchten Sie nur nicht, dass Dergleichen mich bedeutend betrüben möge; an dem goldnen Harnisch, den ich trage, prallen alle diese Pfeile ab. Auch das Buch des edlen Gutzkow über Börne bitte ich mir per Kreuzkouvert umgehend zu schicken. Auch was Derselbe nach dem Erscheinen meines Buches in den Text des seinigen hinein setzte, haben Sie vor dem Druck nicht gesehen, eben so wenig wie Sie von Dessen Artikel im „Telegraphen" vor dem Drucke Etwas wussten.

Auch gut; bedenklicher bleibt mir nur der traurige Titel*), den Sie mir anhefteten, und den ich nicht ohne Ekel betrachten kann. Missverstehen Sie mich nicht; ich beschuldige Sie keines Einverständnisses mit meinen Feinden; aber ich bin verdriesslich, dass ich Ihnen diese Filzläuse verdanke, ich habe sie in Ihrem Laden gefangen; ohne Sie hätten Gutzkow & Konsorten mir nie nahen können. Ich habe Dieselben nie einer Antwort gewürdigt; nur als sie hinter Ihren Namen sich steckten, um

*) Des Buches über Börne.

mich der Unwahrheitlichkeit zu verdächtigen, mußte ich mich aussprechen.

Lassen Sie immerhin meinen vierten „Salon"-Theil vom Stapel laufen, aber schicken Sie gleich Exemplare an alle Leute, die mir befreundet, z. B. Laube, Varnhagen, fügen Sie auch ein Exemplar des „Börne" hinzu, und sorgen Sie mit demselben Eifer für wahrheitsliebende Artikel, wie Monsieur Gutzkow für erlogene sorgt. Schicken Sie mir das Buch Gutzkow's umgehend unter Kreuzkouvert. Ich will sehen, ob Sie bei dem Druck desselben in politischer Hinsicht eben so ängstlich waren, wie bei dem Druck des meinigen, worüber Sie klagten, daß der darin enthaltene Jakobinismus Sie ins Unglück stürze, in Ketten und Bande — Ich war Narr genug, aus Angst für die Sicherheit des Freundes, auch um den Druck des Buches in Ihrem Verlag möglich zu machen, die Selbstcensur bis zur Schwäche zu treiben. Ich sage Ihnen Das, nicht aus Unmuth, denn meine Seele ist heiter und zutrauungsvoll, aber um Sie fühlen zu lassen, wie Viel Sie jetzt für mich thun müssen —

Ihr Freund

H. Heine.



95. An Julius Campe.

Paris, den 16. November 1840.

Liebster Campe!

Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen; die darin erwähnte Broschüre, die bei Sauerländer erschienen*), möchte ich gern lesen, und ich bitte Sie, mir dieselbe unter Kreuzkouvert herzuschicken. Ehrlich gestanden, interessieren mich die literarischen Angriffe in diesem Augenblick sehr wenig, wo ich Angriffe von weit ernsterer Art zu bestehen habe — nämlich die, welche die Natur jedem sterblichen Körper am Ende zuführt. — Von vielen Seiten kommen mir die wunderlichsten Freundschaftsversicherungen zu, sogar aus Hamburg, und ich kann nicht umhin, aus einem jener Briefe ein Stück abschreiben zu lassen und Ihnen zu schicken.

Und nun leben Sie wohl und sorgen Sie für Ihre Gesundheit; ich versichere Sie, letztere ist für den Autor und den Verleger weit wichtiger, als die ganze Literatur, mitsammt den dazu gehörigen Gaunern und Dieben, die im ehrlichsten Falle Bücher stehlen. — Freudigst grüßend,

Ihr Freund

H. Heine.

---

*) Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine.

96. An Dr. Gustav Kolb.

Liebster Kolb!

Einliegender Artikel ist von dem hiesigen Herrn A. Weill, der viel Geist hat, auch gut unterrichtet ist, aber leider nicht sehr methodisch denkt und schreibt. Er bat mich, Ihnen denselben für die „Allg. Ztg.“ zu schicken, und ich entledige mich hiermit dieses Auftrags. Ich selber leide in diesem Augenblicke an einem sehr hartnäckigen Kopfübel, wobei mir der Arzt alles Schreiben untersagte. Sie werden daher in diesem Monat selten Brief von mir erhalten; nur in wichtigen Momenten werden Sie mich immer auf meinem Posten finden. Ich glaube den Lärm dieses Jahres zu rechter Zeit vorausgesehen zu haben. Jetzt bin ich der Meinung, dass die Dinge wieder ihren ruhigen Lauf nehmen. Die Gesandten sind hier wüthend, dass Thiers die eleusinischen Geheimnisse der Diplomatie vor aller Welt enthüllte. — Die hiesigen deutschen Radikalen sind in diesem Augenblick mehr als je gegen die „Allg. Ztg.“ erbost, ich weiss nicht weshalb.

Paris, den 1. December [1840].

Ihr Freund

H. Heine.

(25, rue Bleue.)

Grüßen Sie mir Lebret.

97. An den Baron Georg von Cotta.

Paris, den 3. März 1841.

...... Was das Bezahltwerden betrifft, so bin ich wie eine Köchin, die sehr zartfühlend die Bemerkung macht, dass sie in ihrem Dienste weniger auf Geld sähe, als auf gute Behandlung... Herrscht politische Meeresstille, so schreibe ich wenig, manchen Monat gar nicht; so bald es aber wieder fluthet und losstürmt, dürfen Sie auf die gewissenhafteste Tagesberichtung rechnen. Ich bin jetzt zehn Jahr' in Paris und verstehe mich auf die Witterung.

---

98. An Julius Campe.

Paris, den 11. März 1841.

Liebster Campe!

Mein Augenübel, welches diesmal weit schlimmer, als früher, sich bei mir einstellte, hat mich fast den ganzen Winter inkommodiert; lesen kann ich fast gar nicht und schreiben nur mit großer Mühe. Das ist der nächste Grund, weshalb ich Ihre letzten Briefe bis heute unbeantwortet ließ. — Mit

Freude ersah ich daraus, dass Sie eine vierte Auflage des Liederbuchs veranstalten müssen. Zu diesem Zwecke muss ich aber die dritte Auflage noch einmal durchsehen, denn obgleich ich keine Veränderungen drin vornehmen will, so giebt's doch Druckfehler darin, die nicht wiederholt zu werden brauchen. In vierzehn Tagen, spätestens, erhalten Sie daher das Verzeichnis etwaiger Verbesserungen, und Sie mögen dann den Druck beginnen; einige Wochen später schicke ich Ihnen vielleicht auch noch ein kleines Vorwort. — Wie gesagt, diese vierte Auflage macht mir Vergnügen, da sie eine Manifestation des eigentlichen Publikums, das an Zeitungsintrigen gegen mich weder Theil nahm, noch Gefallen fand; es sind in dieser Beziehung die rührend schmeichelhaftesten Briefe an mich ergangen. Ein alter Mann schrieb mir auf dem Todbette Worte der schauerlichsten Begeistrung und Erkenntnis.

Ehrlich gestanden, ein noch weit größeres Vergnügen würden Sie mir bereitet haben, wenn Sie mir eine neue Auflage des „Börne" angekündigt hätten. Obgleich mir wohl bekannt worden, welche Unzahl Exemplare Sie gedruckt, so glaubte ich doch, dass der gegen mich erregte Spektakel wenigstens dazu beitragen würde, die zweite Auflage zu beschleunigen — ich weiß sehr gut, dass Sie dieselbe

bald nöthig erachten, aber ich hätte sie jetzt gewünscht. Sagen Sie mir daher einmal, in wie viel Zeit ich auf die zweite Auflage rechnen kann? Sehen Sie eine baldige zweite Auflage voraus und erlauben mir über den Honorarbetrag auf Sie zu trassieren — gleichviel auf welchen Termin, — so wär' mir Das in diesem Augenblick, wo ich krank bin, sehr ersprießlich — denn Sie haben keinen Begriff davon, wie viel' Geldausgaben mein Zustand nöthig macht. —

Ich würde Ihnen heute mehr schreiben, aber meine Augen erlauben es nicht. — Grüßen Sie mir Gathy, den ich hier leider wenig sah; denn er wusste nicht, dass ich krank war, und aus Bescheidenheit missdeutete er, warum ich ihn nicht eifriger aufsuchte. —

Und nun leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

---

99. An Dr. Gustav Kolb*).

Cauterets, Hautes Pyrenées,
den 3. Juli 1841.

Ich schreibe Ihnen heute, und zwar eigenhändig, um Ihnen zunächst zu beweisen, dass ich weder blind, noch sterbenskrank und am allerwenigsten todt bin, wie die französischen Journale behaupten. Ich bin aber sehr abgemattet, in Folge der Bäder, die

---

*) Die Augsburger „Allg. Ztg.", Nr. 196, Beilage, vom 15. Juli 1841, enthielt obigen Brief, eingeführt durch die redaktionelle Bemerkung: „Der Redaktion war dieser Privatbrief des Herrn Heine mitgetheilt, und sie lässt ihn, nach dem ihr ausgedrückten Wunsche, mit wenigen Auslassungen, abdrucken, da die Anklage durch viele deutsche Blätter gelaufen ist, Heine sei in der letzten Zeit durch einen Frankfurter, der sich durch sein vor etwa zwölf Monaten erschienenes Buch über Börne verletzt gefühlt, in Paris thätlich insultiert worden. Uns selbst schrieb keiner unserer Korrespondenten ein Wort darüber, und so erwähnten wir eine Sache nicht, die, mochte sie so oder so sein, jedenfalls ein widriges Schauspiel gab, das man den Franzosen in diesem Augenblick nicht in den Straßen ihrer Hauptstadt hätte aufführen sollen. Übrigens haben wir durch unser früheres Urtheil über Heine's Buch gezeigt, dass wir das Wahre darin nicht verkannt, das Tadelnswerthe nicht verborgen haben. Mit dem vorliegenden Streit möchten wir möglichst unbehelligt bleiben, um so mehr, als er, so wie er liegt, nicht vor dem Publikum ausgefochten werden kann."

ich hier gebrauche, sehr abgemattet, und es kostet mir Mühe, die Feder in der Hand zu halten.

Cauterets ist eine der wüstesten Schluchten der Pirenäen, doch nicht so unzugänglich, wie manche ehrliche Leute glauben, die sich wohl einbildeten, ich erführe gar Nichts von den Lügen, die sie gegen meinen guten Leumund ausheckten; wenigstens, dachten sie, würde ein etwaiger Widerspruch von meiner Seite erst bei meiner Rückkehr in Paris zu erwarten sein, wenn sie nicht gar auf mein gewöhnliches Stillschweigen rechneten. Durch Zufall jedoch kam mir bereits heute eine Nummer der „Mainzer Zeitung"*)

*) Die „Mainzer Zeitung" ist uns nicht zur Hand; wir entnehmen die Schilderung des an Heine angeblich verübten Insults daher der „Hamburger Neuen Zeitung", Nr. 149, vom 29. Juni 1841:

„Paris, vom 12. Juni. Dem Dichter Heinrich Heine ward endlich, auf seine seit Jahren wiederholten Verleumdungen so vieler in Deutschland geachteter Namen, der gerechte Lohn. Er bekam hier auf offener Straße, nicht fern von der Opéra comique und im Beisein vieler Menschen, von Hrn. S., dem Gatten der (als Freundin Börne's bekannten) Madame Wohl, welche er so feige verunglimpft hatte, Ohrfeigen. In seiner Angst verlor der berühmte Verfasser des Bacharacher Rabbiner (zugleich mit dem Hute) so den Kopf, daß er seine Karte der Hand darbot, die er eben so unsanft auf seiner Wange gefühlt. Es war nun zu erwarten, der herausfordernde Verletzte würde Genugthuung fordern, aber Hr. Heine hatte nichts Eiligeres zu

zu Handen, worin das schnöde Märchen, das Sie gewiss mit Verwunderung gelesen. Ich kann kaum meinen Augen trauen! Auch keine Silbe daran ist wahr. Ich bin wahrlich nicht das Lamm, das sich auf der Straße, mitten in Paris, ruhig insultieren ließe, und das Individuum, das sich Dessen rühmte, ist gewiss von allen Löwen der letzte, der Dieses wagen dürfte! Das ganze Begegnis reduciert sich auf einige hingestotterte Worte, womit jenes Individuum krampfhaft zitternd sich mir nahte, und denen ich lachend ein Ende machte, indem ich ihm ruhig die Adresse meiner Wohnung gab, mit dem Bescheid, dass ich im Begriff sei, nach den Pirenäen zu reisen, und dass, wenn „man mit mir zu sprechen habe," man wohl noch einige Wochen bis zu meiner Rückkehr warten könne, indem „man schon zwölf Monate mir Nichts geschenkt." — Dies ist

---

thun, als nach den Pirenäen zu fliehen, in Begleitung seiner ihm treu gebliebenen Geliebten. Wahrscheinlich will er dort, ein zweiter Don Diego, einen Cid zum Rächer sich erwerben und noch obendrein die Thaten dieses Rächers selbst besingen."

Man wolle beachten, dass diese Korrespondenz bereits vom 12. Juni datiert ist, während der in Rede stehende Vorfall, nach Aussage der von Herrn Straus inspirierten Herren Kolloff, Schuster und Hamberg (vgl. die Note auf S. 285 dieses Bandes) erst am 14. Juni passiert sein soll.

das ganze Begegnis, dem freilich kein Zeuge beiwohnte, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort: in dem Strudel der Geschäfte, womit Einem der Tag vor der Abreise belastet ist, entschlüpfte es fast meiner besondern Beachtung. Aber, wie ich jetzt merke, eben die Umstände, dass ihn kein Augenzeuge zurechtweisen könne, dass nach meiner Abreise seine alleinige Aussage auf dem Platze bliebe, und dass meine Feinde seine Glaubwürdigkeit nicht allzu genau untersuchen würden, ermuthigten das erwähnte Individuum, jenen Schmähartikel zu schmieden, den die „Mainzer Zeitung" abgedruckt hat ... Ich habe es hier mit der Blüthe des Frankfurter Ghetto und einem rachsüchtigen Weibe zu thun ... — ich brauche mich eigentlich nicht zu wundern. Aber was soll ich von Zeitungsredaktionen und Korrespondenten sagen, die aus Leichtsinn oder Parteiwuth dergleichen Unwesen unterstützen? ...

Ich werde in acht, höchstens zehn Wochen von meiner Reise oder, wie meine muthigen Feinde behaupten, von meiner Flucht wieder in Paris zurückgekehrt sein, und ich denke mit der heitersten Ausbeute ... Vor meinem Fenster stürzt sich über Felsblöcke ein wildes Bergwasser, genannt le Gave, dessen beständiges Geräusch alle Gedanken einschläfert und alle sanften Gefühle weckt. Die Natur ist

hier wunderschön und erhaben. Diese himmelhohen Berge, die mich umgeben, sind so ruhig, so leidenschaftslos, so glücklich! Sie nehmen nicht im mindesten Theil an unsern Tagesnöthen und Parteikämpfen; fast beleidigen sie uns durch ihre schauerliche Unempfindlichkeit — aber Das ist vielleicht nur ihre starre Außenseite. Im Innern hegen Sie vielleicht Mitleid mit den Schmerzen und Gebrechen der Menschen, und wenn wir krank und elend sind, öffnen sich die steinernen Adern, woraus uns die warmen Heilkräfte entgegen rieseln. Die hiesigen Bergquellen üben täglich Wunderkuren, und auch ich hoffe zu genesen. — Von der Politik erfährt man hier Wenig. Das Volk lebt hier ein stilles, umfriedetes Leben, und man sollte kaum glauben, daß Revolution nnd Kriegsstürme, die wilde Jagd unserer Zeit, ebenfalls über die Pirenäen gezogen. In ihren hergebrachten Verhältnissen wurzeln diese Leute so fest, so sicher, wie die Bäume in dem Boden ihrer Berge; nur die Wipfel bewegt manchmal ein politischer Windzug, oder es flattert darin ein pfeifender Gedankenzeisig.

Ihr

Heinrich Heine.

100. An Julius Campe.

Cauterets (Hautes Pyrenées),
den 7. Juli 1841.

Liebster Campe!

Ich schreibe Ihnen heute, weil ich eines Dienstes bedarf, und daſs ich mich hier eben an Sie wieder wende, möge Ihnen als ein Beweis meines Vertrauens gelten. Ich glaube, meine Ehre hat für Sie immer Werth, und Sie werden mit Energie handeln, wo es diese gilt.

Was die abgefeimte Madame Wohl mit ihrem * * gegen mich gebraut hat, werden Sie wissen. Schon vorig Jahr hat dieser Letztere eine Lüge der Art herumbringen wollen, und jetzt, wo er wuſste, daſs ich in den Pirenäen, ließ er das Zeug mit größerer Sicherheit los. Dieser Tage erhielt ich bereits die „Mainzer Zeitung" und schrieb vorläufig nach Augsburg, damit widersprochen werde. Diesen Morgen erhielt ich ein Stück Hamburger Zeitung, worin die Leipziger Schändlichkeit wiederholt wird. Ich eilte, beiliegende Rüge abzufassen, und ich hoffe, die Hamburger Blätter drucken sie gleich ab *). Est peri-

*) Die unter Nr. 101 mitgetheilte Erklärung Heine's wurde im „Korrespondenten" vom 17. Juli 1841, in der



culum in mora, Sie müssen unverzüglich zu den dortigen Redaktionen gehen. Ihre Autorität müssen Sie überhaupt anwenden, damit nicht bloß meine Erklärung gedruckt wird, sondern auch ein Wort über die schändliche Exploitation der Presse gesagt wird . . . Meine Erklärung wird wahrscheinlich zur Folge haben, dass bei einigen Schuften ihre Feigheit offenbar ist — wenn sie sich nicht mit mir schlagen. Lieber Gott, Das wäre meine Wonne. Ich glaube, diese Sache wird großen Einfluß auf die Schriftwelt haben und die Pöbelei zähmen. — Sonst, wenn diese nicht weicht, verdienen wir nicht den Namen eines Volkes, und noch weniger eines freien Volkes. — Ich bleibe noch drei Wochen hier. Eilen Sie mit dem Abdruck meiner Erklärung. In großer Eile,

Ihr Freund

H. Heine.

„Hamburger Neuen Zeitung" vom gleichen Datum, und in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 19. Juli 1841 abgedruckt.

101. Vorläufige Erklärung.

Verletzte Eitelkeit, kleiner Handwerksneid, literarische Scheelsucht, politische Parteiwuth, Misère jeder Art, haben nicht selten die Tagespresse benutzt, um über mein Privatleben die gehässigsten Märchen zu verbreiten, und ich habe es immer der Zeit überlassen, die Absurdität derselben zu Tage zu fördern. Bei meiner Abwesenheit von der Heimat wäre es mir auch unmöglich gewesen, die dortigen Blätter, die mir nur in geringer Anzahl und immer sehr spät zu Gesicht kamen, gehörig zu kontrollieren, allen anonymen Lügen darin hastig nachzulaufen, und mich mit diesen verkappten Flöhen öffentlich herumzuhetzen. Wenn ich heute dem Publikum das ergötzliche Schauspiel einer solchen Jagd gewähre, so verleitet mich dazu minder die Missstimmung des eigenen Gemüthes, als vielmehr der fromme Wunsch, bei dieser Gelegenheit auch die Interessen der deutschen Journalistik zu fördern. Ich will mich nämlich heute dahin aussprechen, dass die französische Sitte, die dem persönlichen Muthe, gegen schnöde Pressbengelei, eine nach Ehrengesetzen geregelte Intervention gestattet, auch bei uns eingeführt werden müsse. Früh oder spät werden alle

anständigen Geister in Deutschland diese Nothwendigkeit einsehen und Anstalt treffen, in dieser Weise die löschpapierne Rohheit und Gemeinheit zu zügeln. Was mich betrifft, so wünsche ich herzlich, dass mir die Götter mal vergönnen möchten, mit gutem Beispiel hier voranzugehen! — Zugleich aber auch bemerke ich ausdrücklich, dass die Vornehmheit der literarischen Kunstperiode mit dieser selbst jetzt ein Ende hat, und dass der königlichste Genius gehalten sein muss, dem schäbigsten Lumpazio Satisfaktion zu geben, wenn er etwa über den Weichselzopf Desselben nicht mit dem gehörigen Respekte gesprochen. Wir sind jetzt, Gott erbarm' sich unser, Alle gleich! Das ist die Konsequenz jener demokratischen Principien, die ich selber all mein Lebtag verfochten. Ich habe Dieses längst eingesehen und für jede Provokation hielt ich immer die gehörige Genugthuung in Bereitschaft. Wer Dieses bezweifelte, hätte sich leicht davon überzeugen können. Es sind aber nie dahin lautende Ansprüche in bestimmter Form an mich ergangen. Was in dieser Beziehung in einem anonymen Artikel der „Mainzer Zeitung" behauptet wird, ist, eben so wie die dabei mitgetheilte Erzählung von einer Insultierung meiner Person, eine reine oder vielmehr schmutzige Lüge. Auch nicht ein wahres Wort! Meine Person ist nicht im entfern-

testen von irgend Jemand auf den Straßen von Paris insultiert worden, und der Held, der gehörnte Siegfried, der sich rühmt, mich auf öffentlicher Straße niedergerannt zu haben, und die Wahrhaftigkeit seiner Aussage durch sein eignes alleiniges Zeugnis, durch seine erprobte Glaubwürdigkeit, wahrscheinlich auch durch die Autorität seines Ehrenworts, bekräftigt, ist ein bekannter armer Schlucker, ein Ritter von der traurigsten Gestalt, der, im Dienste eines listigen Weibes, bereits vor einem Jahre, mit derselben Schamlosigkeit, dieselben Prahlereien gegen mich vorbrachte. Diesmal suchte er die aufgefrischte Erfindung durch die Presse in Umlauf zu bringen, er schmiedete den erwähnten Artikel der „Mainzer Zeitung", und die Lüge gewann wenigstens einen mehrwöchentlichen Vorsprung, da ich nur spät und durch Zufall, hier in den Pirenäen, an der spanischen Grenze, von dem saubern Gewebe Etwas erfahren und es zerstören konnte. Vielleicht rechnete man darauf, daſs ich auch diesmal dem ausgeheckten Lug nur schweigende Verachtung entgegensetzen würde. Da wir unsere Leute kennen, so wundern wir uns nicht über ihre edlen Berechnungen. — Was soll ich aber von einem Korrespondenten der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" sagen, der jener bösen Nachrede so gläubig Vorschub leistete, und dem auch der

miserabelste Gewährsmann genügte, wo es galt meinem Leumund zu schaden? — An einem geeigneteren Orte werden wir ein gerechtes Urtheil fällen. — Die Redaktionen deutscher Blätter, die den oberwähnten Lügen eine so schnelle Publicität angedeihen ließen, wollen wir unterdessen höflichst bitten, die nachhinkende Wahrheit eben so bereitwillig zu fördern.

Cauterets, den 7. Juli 1821.

Heinrich Heine.

---

102. Mittheilung.*)

Der beifolgende Brief, gerichtet an Herrn Heinrich Heine, wirft das erste Licht auf das befremdliche Zeugnis, womit die Herren E. Kolloff, Dr. Schuster aus Hannover und A. Hamberg gegen jene Erklärung aufgetreten, worin Heinrich Heine

---

*) Diese, von H. Heine zur Veröffentlichung in einem Hamburger Journal an Julius Campe gesandte Erklärung wurde in Nr. 194 des „Korrespondenten" vom 18. August 1841 abgedruckt. Das oben erwähnte Zeugnis der HH. Kolloff, Schuster und Hamberg findet sich in der Anmerkung auf S. 285 f. dieses Bandes.

behauptet hatte, dass die verschiedenen deutschen Zeitungsartikel, welche seine Ehre so bedenklich gefährdeten, aus derselben Schmiede hervorgegangen und nur von der alleinigen Aussage eines einzigen rachsüchtigen Menschen vertreten werden könnten. Das Original des mitgetheilten Aktenstücks liegt Jedem zur Ansicht vor in der Buchhandlung von Hoffmann und Campe. —

Paris, den 11. August 1841.

Werther Herr Landsmann!

Ihrem Wunsche gemäß, wiederhole ich Ihnen schriftlich, dass ich aus dem Munde des Herrn Kolloff gehört habe, dass er nicht Augenzeuge der Scene gewesen, welche am 14. Juni d. J. zwischen Ihnen und Herrn Straus aus Frankfurt vorgefallen sein soll, dass er vielmehr durch den Letztern von dem Hergange dieses Auftritts in Kenntnis gesetzt worden sei.

Ihr ergebenster

Aug. Rochau.

103. An Julius Campe.

Paris, den 23. August 1841.

Liebster Campe!

So möge denn immerhin die vierte Auflage des „Buchs der Lieder" ohne Vorwort in die Welt gehen. Geben Sie das Buch unverzüglich aus, und lassen Sie gleich auf der Stelle die Annonce, wo möglich aus einer guten Feder, in die dortigen Blätter drucken. Versteht sich, dass in dieser Annonce nur rein Literarisches gesagt werde —, ist Wienbarg mir nicht so abhold, wie man mir sagt, so dürfte er dazu wohl am geeignetsten sein. Aber es müsste gleich geschehen. Ist Gathy noch dort, so lassen Sie es von Gathy schreiben. Finden Sie keine geeignete Feder, so annoncieren Sie das Buch, ohne nur ein Wort hinzuzufügen — ja, das wäre vielleicht das Beste. —

Monsieur Straus will sich noch immer nicht schießen, erst Mittwoch weiß ich ein Resultat. Aber wir haben desto größere Kampflust, und ohne Pulverdampf wird doch wohl die Sache nicht verrauchen. Ich bin auf Alles gefasst, und während die Gegner schimpfen und lärmen, handle ich mit Entschlossenheit und Ruhe. Das aber imponiert am meisten und

zeigt auch, auf wessen Seite die Wahrheit und das Recht. — Haben Sie den Artikel gegen das noble Kleeblatt in der „Allgemeinen Zeitung"*) gelesen? Dieser

---

*) In Nr. 229 der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", vom 17. August 1841 war nachfolgender Aufsatz abgedruckt:

♂ Paris, den 10. August. Wenn Männern, die ein Volk unter seine hervorragendsten Geister zählt, Schuld gegeben wird, sie hätten etwas Entehrendes gethan oder ohne Auflehnung erduldet, so ist ein genaues Ansehen und doppelte Prüfung der Verhältnisse für Alle, die ein Urtheil zu fällen sich erlauben, unabweisbare Pflicht. Denn die Schmach Dessen, der keinen Ruhm besitzt, ficht nur ihn selbst oder die Wenigen, die um ihn sich kümmern, an, die Schande eines berühmten Menschen aber muſs Allen, die ihn bewundern, nahe gehen. Diese Betrachtung bewog den Verfasser dieser Zeilen, zu untersuchen, welche Ansprüche auf historische Echtheit das seit bald acht Wochen in allen Klatschstuben deutscher Zunge so viel besprochene Drama der Rue Richelieu vor den Richterstuhl der Kritik zu bringen vermöge. In der zweiten Hälfte des verflossenen Junius theilten mehrere deutsche Blätter mit einer, wie es scheint, kaum anständigen Bereitwilligkeit und Schnelle, und in einem Tone, der nicht schicklicher war, die Neuigkeit mit, Herr Heine sei von einem Herrn S., den ohne den Verfasser der „Reisebilder" Niemand wohl außer Frankfurt nennen gehört hätte, den 14. genannten Monats an der Ecke der Straße Richelieu und St. Marc in Paris mit einer Ohrfeige überrascht worden und hierauf in die Pirenäen geflohen. Diese Nachricht, von der Herr Heine in der Pirenäen Kunde erhielt, wurde von ihm sogleich als Verleumdung erklärt,

diesem Widerspruch aber durch das Auftreten der HH. Rolloff, Hamberg und Schuster, welche der ursprünglichen Angabe mit ihrem Zeugnisse zu Hilfe kamen, unverweilt begegnet. Welchen Glauben verdient nun das Faktum selbst, welche Gewähr bietet die Aussage der bekräftigenden Zeugen? Herr Heine, heißt es, wurde am hellen Tage in einem der bevölkertsten Theile von Paris körperlich beschimpft, die Sache erregte einen großen Zusammenlauf, und am andern Morgen weiß Paris, mit Ausnahme des deutschen Dorfes, kein Wort von der Sache, in der zusammenströmenden Menge findet sich zufällig nicht der Schatten eines Municipalgardisten, um den Beleidigten zu schützen, allein die Leute kommen von allen Seiten herbei, um an dem ergötzlichen Schauspiel sich zu laben. Die Franzosen wurden schon tüchtig verketzert und verschwärzt, es giebt schwerlich ein Volk, dem man so viel Schlechtes nachgesagt, allein weder Jahn, noch Arndt, noch Menzel haben ihnen jemals vorgeworfen, sie hätten der Misshandlung eines Menschen, zumal eines Fremden, mit Gleichgültigkeit oder gar mit Wohlgefallen zugesehen. Wäre die Ohrfeige wirklich — wie Hr. Straus, hierin mit den öffentlichen Blättern einig, in einem Briefe, den er dieser Tage an Herrn Heine schrieb, vorgiebt — so ganz ohne vorläufige Erklärung, in dem ersten Anlauf brutalen Zorns, mit formlosem Ungestüm gegeben worden: die Entrüstung der herbei geeilten Masse würde sich unfehlbar gegen den Angreifer gewendet und ihm ein anständigeres Benehmen auf vielleicht etwas derbe Weise empfohlen haben. Wäre selbst fragliche Ohrfeige nach allen Regeln des Ehrenbegriffs ertheilt worden, so würde das Publikum diesen Akt der Selbsthilfe auf öffentlicher Straße als höchst ungeeignet durch unverzügliche Äußerung verdammt haben. Dass aber das Volk seine Freude an der Sache bewiesen hätte, Das ist mehr als eine Lüge, Das ist

eine Abgeschmacktheit, die der ganzen Erzählung den Stempel der Erfundenheit auf das deutlichste aufdrückt. Diese Bemerkungen drängen sich jedem Unbefangenen von selbst auf, und als Herrn Heine's Erklärung aus den Pirenäen ankam, wurde von der Mehrheit der hiesigen Deutschen wenigstens die Sache allgemein in die Kategorie schlecht erdachter Fabeln verwiesen. Das Beispiel der falschen Briefe, sagte man, müsse seine Früchte tragen, und falsche Ohrfeigen sind ein so völlig neuer und kurioser Artikel, daſs die Ankündigung desselben nicht geringes Aufsehen versprechen mochte. Kein Wunder also, daſs ehemännischer Haſs und spieẞbürgerliche Rachsucht zu einem Mittel griffen, von dem ein so groẞer Skandal zu erwarten war. Allein Herr S. lieẞ sich durch dergleichen Kommentare nicht so schnell aus dem Sattel heben, er erinnerte sich der inhaltschweren Worte, die Mephistopheles an Madame Schwertlein richtete:

Durch zweier Zeugen Mund
Wird allerwegs die Wahrheit kund;

ja, er war so glücklich, noch Einen mehr, als unumgänglich nöthig war, zu finden; denn er trieb drei menschliche Wesen auf, die sich dazu hergaben, die Wahrheit seiner Heldenthat mit dem Ansehen ihres männlichen Namens zu betheuern. Welchen Werth nun hat das Zeugnis dieser Herren? Sie erklären, die Wahrheit des in Frage stehenden Vorfalls in der von der „Mainzer", „Hamburger Neuen" und „Leipziger Allgemeinen Zeitung" mitgetheilten Form auf ihre Ehre zu bekräftigen. Heiẞt Dies so Viel, als hätten die Unterzeichner der hier erwähnten Erklärung das groẞe Ereignis als Augenzeugen mit angesehen? Keine Kunst der Hermeneutik vermag dem angeführten Satze diese Deutung zu geben. Die Wahrheit eines Vorfalls auf seine Ehre bekräftigen, ist, wenn es überhaupt Etwas heiẞt, ge-

wiſs nicht ſynonym mit der Behauptung, daſs man eine Begebenheit aus eigner Anſchauung zu beſtätigen vermöge. Und wäre dies Letztere der Fall geweſen: iſt es glaublich, iſt es denkbar, daſs ſie es verſchwiegen hätten? Würden Die, denen an der Demüthigung Heine's ſo Viel lag, daſs ſie die befremdende Ehre nicht ſcheuten, der hiſtoriſchen Feſtſtellung einer Ohrfeigengeſchichte als öffentliche Werkzeuge zu dienen, würden ſie, frag' ich, über den Punkt ihrer Stellung als Augenzeugen ſo leicht hinweggegangen ſein? Nein, noch einmal, Das iſt nicht denkbar. Iſt es alsdann wahrſcheinlich, daſs Herr S., der in ſeinem oben angezogenen Briefe von einem zufälligen Zuſammentreffen mit Herrn Heine (rencontre fortuité) redet, das Trio ſeiner Zeugen, wie Ludwig XIV. ſeine Hiſtoriographen, durch alle Straßen von Paris mit ſich herumgeführt habe, um ſeine Großthaten der Mit- und Nachwelt ohne Säumnis mitzutheilen? Wie endlich, wenn es mindeſtens von einem der drei Herren Bekräftiger auf das beſtimmteſte nachzuweiſen wäre, daſs er die ganze Geſchichte nur vom Hörenſagen kennt? Was muſs vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung aus der Glaubwürdigkeit der beiden andern Zeugen werden, wenn ihr Name ſo friedlich neben dem eines Kollegen ſteht, der dieſe Würde offenbar uſurpierte! Dazu kommt noch, daſs Derſelbe als Einſender eines Aufſatzes in die „Roſen", worin die Ohrfeigengeſchichte mit der ungebührlichſten Leidenſchaftlichkeit erzählt wird, von der Redaktion dieſer Zeitſchrift für die gebildete Welt offen genannt wird, und bei einer nur etwas aufmerkſamen Vergleichung der eben beſprochenen Mittheilung an die „Roſen" mit einer Pariſer Korreſpondenz der „Leipziger Allgemeinen" die Identität des Verfaſſers beider Arbeiten ſich auf das unverkennbarſte herausſtellt, und ſo der Beſtätiger einer fremden Behauptung ganz einfach zum Wiederholer ſeiner eigenen Angabe wird.

Artikel hat hier den Ausschlag gegeben, und nun kommt noch der Brief von Sichel!*) Vielleicht wird

Welcher Schluss aus der Zusammenziehung dieser Daten zu ziehen sei, Dies zu entscheiden, überlassen wir vertrauungsvoll der Einsicht des deutschen Publikums; wir erwarten allerdings die Anklage der Sophistik, allein wir werden nur dann vor dieser Beschuldigung erzittern, wenn sie von einer triftigen Widerlegung unserer Syllogismen begleitet ist.

*) Die Augsburger „Allgemeine Zeitung", Beilage zu Nr. 236, vom 24. August 1841, enthielt folgende

Mittheilung.

Die „Mainzer", die „Leipziger Allgemeine", und die „Neue Hamburger Zeitung", und nach ihnen mehrere andere deutsche Blätter, meldeten jüngst in übereinstimmender Form, Herr Heinrich Heine sei am 14. Junius auf der Rue Richelieu zu Paris von einem Herrn Str. aus Frankfurt thätlich insultiert worden. In einer vorläufigen Erklärung, inseriert in der „Allgemeinen Zeitung" vom 19. Julius, erklärte Herr Heine dieses Geschichtchen für eine Lüge, für eine Prahlerei jenes Individuums, das kein anderes Zeugnis vorbringen könne, als seine alleinige Aussage. Hierauf erschien in der „Allgemeinen Zeitung" und andern deutschen Blättern eine vom 24. Julius 1841 datierte und von Ed. Kolloff, Dr. Schuster aus Hannover und Anton Hamberg unterzeichnete Erklärung, welche wörtlich lautete:

„In einer vorläufigen Erklärung in der „Allgemeinen Zeitung" leugnet Hr. Heine die Thatsächlichkeit eines ihm am 14. Junius in Paris zugestoßenen Begegnisses, wie es von vielen deutschen Blättern berichtet worden. Unterzeichnete sehen sich daher veranlasst, die Wahrheit des Vor-

mein Triumph noch größer, wenn der Straus selbst retraktiert oder, aufs Neue in die Enge getrieben, sich auch jetzt nicht schießt. Ich habe ihm nämlich

---

falls in der von der „Mainzer", „Hamburger Neuen" und „Leipziger Allgemeinen Zeitung" mitgetheilten Form hiermit auf ihre Ehre zu bekräftigen".

Wir enthalten uns aller wehmüthigen Betrachtungen über diese Erklärung und publicieren hierbei einen Brief, den Herr Dr. Sichel, der berühmte Arzt, an Herrn Heinrich Heine geschrieben, und zwar im Beisein des Dr. Schuster, der alle Ausdrücke gebilligt und sich vorher mit seinen Freunden Kolloff und Hamberg besprochen hatte. Das Original des Briefes liegt zur beliebigen Ansicht in der Buchhandlung von Hoffmann und Campe zu Hamburg.

„Lieber Heine!

„Herr Dr. Schuster (aus Hannover), den ich seit Jahren als einen sehr ehrenwerthen Kollegen kenne, hat auf meine Anfrage, wie die von ihm und den HH. Kolloff und Hamberg unterzeichnete Erklärung vom 24. Julius 1841 zu verstehen sei, unumwunden geantwortet, dass keiner dieser Herren bei dem zwischen Ihnen und Herrn Straus stattgehabten Vorfalle zugegen gewesen. Eine schriftliche Erklärung zu geben, hält Herr Dr. Schuster um so mehr für unnöthig, als weder er noch seine Freunde ihrer Erklärung den Sinn beigelegt haben, dass sie Augenzeugen des Ereignisses gewesen, welches sie vielmehr nur aus Herrn Strausens Munde kennen.

„Von meinem Briefe dürfen Sie, lieber Heine, den Gebrauch machen, den Sie für nöthig erachten.

„Paris, den 15. August 1841.

Sichel, Dr. med."

neue Invektiven auf den Hals geschüttet. — Die spaßhafte Rolle in dieser Geschichte spielt Ihr unglücklicher Landsmann Monsieur Gabriel Riesser*),

*) Derselbe veröffentlichte in den Anzeigespalten des „Hamburgischen unparteiischen Korrespondenten" vom 23. Juli 1841 folgende

Erwiderung.

Eine in dem heutigen Blatte dieser Zeitung abgedruckte, von Heinrich Heine unterzeichnete Erklärung legt mir die unerfreuliche Verpflichtung auf, einige Worte darüber zu sagen. Würde Dergleichen an einem Orte gedruckt, wo die geschmähten Verhältnisse und Personen hinlänglich bekannt sind, wo man die Frau, die von Herrn Heine als ein „listiges Weib" und ihren Mann, der als ein „gehörnter Siegfried, armer Schlucker, Ritter von der traurigsten Gestalt" bezeichnet wird, kennt und hochachtet, ich würde sie mit großer Gleichgültigkeit lesen und würde sicherlich darüber schweigen; denn dort weiß Jeder, was er von diesen Abscheulichkeiten zu halten hat, und dort würden sich, wenn es noth thäte, zahlreiche berufenere und bessere Stimmen, als die meinige, erheben, um diese neue Schändlichkeit auf das Haupt Dessen, der sie zu Tage gefördert, zurückzuwälzen. In dem Kreise aber, den diese Zeitung zunächst berührt, sind die Menschen und Dinge, von denen es sich handelt, unbekannt; hier kann die Lüge leicht durch ihre Frechheit einigen Glauben finden. Da ich nun hier am Orte vielleicht der Einzige bin, der jene Verhältnisse genauer kennt, da ich es mir zur Ehre rechne, mit den beleidigten Personen befreundet zu sein, so halte ich es für meine Pflicht, allen Denen, bei welchen mein Wort irgend Etwas gelten möchte, die Versicherung

der bereits ohne den mindesten Beruf sich in diese Sache mischte, Alles darauf anlegte, hier genannt

---

zu geben, daß die schändlichen Mittheilungen in Heine's Buch über Börne, auf die in der gedachten Erklärung angespielt wird und die ganz allein zu Dem, was jetzt vorgefallen sein soll, Anlaſs gegeben haben, in der Gegend, in welcher Börne gelebt hat, in welcher seine höchst achtungswerthe Freundin und ihr gleich ehrenwerther Gatte noch jetzt leben, von Jedermann als ein Gewebe elender Verleumdung angesehen werden. Ob Herr Heine die öffentlichen Miſshandlungen, von denen die Zeitungen erzählen, erlitten hat, weiß ich nicht; es wird vielleicht, wenn nicht Zeugen auftreten, für Viele immer ungewiſs bleiben; es ist auch in der That Wenig daran gelegen. Ob er sie aber verdient hat, darüber möge das Urtheil aller Ehrenmänner in Deutschland entscheiden; und darauf allein kommt ja im Grunde Alles an. Vor dem Richterstuhle wahrer Ehre schändet eine Handlung der Gewalt, wenn sie unverdient war, allein Den, der sie übte; wenn sie verdient war, wenn der Arm, der sie vollzog, das Todesurtheil vollstreckte, das die öffentliche Meinung über die Ehre des Beschimpften ausgesprochen hat, dann — und dann allein — entehrt sie den Beschimpften, nicht weil sie geübt, sondern weil sie verdient worden, und ohne darum selbst in diesem Fall Den, der sie übte, zu ehren. — Daſs übrigens der Vorfall dann wahr ist, wenn er wirklich, wie Herr Heine voraussetzt, von dem Urheber der Beschimpfung verbreitet worden, davon halte ich mich bei der unzweifelhaften Wahrhaftigkeit dieses Mannes überzeugt. Zudem habe ich den gleichfalls geleugneten Inhalt der einen Hälfte des Artikels der „Mainzer Zeitung" im Wesentlichen gleichlautend — so nämlich, daſs Herr Heine mit der erst nach Börne's Tod

zu werden, und jetzt vielleicht wirklich seinen Zweck erreicht, aber wahrlich nicht zu seinem Vortheil. Ist es Donquixoterie oder Wichtigmacherei, was ihn antrieb, mir dieser Tage durch einen meiner Freunde seinen Aufsatz selber zuzuschicken und mir anzubieten, er wolle nach Paris kommen und mir Satisfaktion

ausgeführten Schändlichkeit schon bei Dessen Lebzeiten gedroht hat, daſs er dafür von demselben Manne, den er jetzt beleidigt, mit den härtesten Worten gezüchtigt worden und keinen Versuch gemacht hat, dafür die ihm zu Gebote stehende Genugthuung zu erhalten — aus dem Munde eines völlig unparteiischen und glaubwürdigeu Zeugen vernommen, dessen geachteten Namen ich für jetzt zu nennen noch nicht berechtigt bin, von dessen Ehrenhaftigkeit ich aber erwarten darf, daſs er auch sein öffentliches Zeugnis in einer Sache, die ganz allein durch Heine's Schuld zur Oeffentlichkeit gebracht worden, wenn es noth thut, nicht versagen wird. — Man möge nun beurtheilen, in wie fern Der, welcher Verhältnisse entstellt und erdichtet hat, die, selbst wenn sie wahr wären, nicht öffentlich gegen einen Dahingeschiedenen durften geltend gemacht werden, der das Andenken eines edlen Todten, der ihn einst seiner Freundschaft würdigte, die Ehre einer trefflichen, dem Greisenalter nahen Frau und ihres achtbaren Gatten durch empörende Verleumdungen hat beflecken wollen, berechtigt ist, von „schnöder Preſsbengelei“ zu reden, sich über Verbreitung gehässiger Märchen über sein Privatleben zu beklagen und unter den Literaten Deutschlands die Gesetze der persönlichen Ehre einführen zu wollen!

Hamburg, den 17. Juli 1841.

G. Riesser, Dr.



geben! So wie ich Zeit habe, schicke ich Ihnen eine Kopie des Briefes, der ihm als Antwort dienen konnte und worin ich die Offerte durchaus nicht ganz ablehnte, sondern mir vorbehielt, je nachdem der Ausgang der Straus'schen Affaire mir genügend, auch jenem lächerlichen Champion heimzuleuchten! Wie ich aber höre, ist Alles drauf berechnet, auf meine Kosten Aufsehen zu erregen, und es heißt schon im Publikum, dass auch Herr Riesser nach Paris reise u. s. w.!

Sein Sie nur ruhig, ich werde diesen Narren entweder mit der Kolbe lausen oder mit seiner eignen Pritsche so zudecken, dass man über ihn lachen soll! Was sagen Sie zu dieser Blüthe der Narrheit und des Dünkels! Bei solchem Unsinn steht mir selber der Verstand still! So wie ich Zeit habe, schicke ich Ihnen eine Kopie des erwähnten Antwortschreibens, für Ihr Archiv, und damit man wenigstens nicht glaube, dass ich die Narrheit ganz theile*). Glauben Sie Nichts, was Sie nicht von mir selber erfahren haben.

Und nun, leben Sie wohl. — Literarische Blätter lese ich hier gar nicht, und so erfahre ich nicht, wie drüben die Straus'sche Geschichte durchgeträtscht

*) Diese Kopie hat sich nicht vorgefunden.

worden. Ich sehe nur die politischen. — In der „Mainzer Zeitung“ stand wieder eine schnöde Insinuation in Betreff meiner Frau. — Sonst, glaub' ich, ist die ganze politische Presse mir günstig, und man möchte mir gern eine gewisse Genugthuung geben für die Leichtgläubigkeit, womit man sich von Straus und seinem Triumvirate anführen lassen. Was Sie mir von Herrn Wille sagen, freut mich. Auch er wird leicht Gelegenheit finden, das Unrecht, woran auch die „Neue Hamburger Zeitung“ theilnahm, erfreulichst gutzumachen.

Ihr Freund

H. Heine.

---

104. An Julius Campe.

Paris, den 1. September 1841.

Liebster Campe!

Ihren Brief nebst Einlage (der Sichel'sche Brief im „Hamburger Korrespondenten“) habe ich richtig erhalten. Dem armen Sichel gehen die Drei jetzt entsetzlich zu Leibe; sie sind, eben so wie Straus, in der öffentlichen Meinung verloren. In Betreff des Letztern kann ich Ihnen heute noch keinen Abschluss

melden; in einigen Tagen erst kann Dieses geschehen. Er war schon ganz bereit zum Widerruf und Eingeständnis seiner Lüge; aber die Drei zwingen ihn, endlich die Pistole zur Hand zu nehmen, und er erbittet nur noch einige Tage Zeit, um seine Geschäfte für etwaigen Todesfall zu ordnen; — er hat also nie an ein ernstes Duell gedacht!*)

---

*) Über die vielfachen Verzögerungen des Duells vgl. man den nachstehenden Artikel der „Leipziger Allgemeinen Zeitung":

Paris, vom 13. August. Der in jeder Weise beklagenswerthe Skandal, der in Bezug auf Heinrich Heine erhoben worden ist, in Folge eines angeblichen Vorfalles, der von der einen Seite als wahr behauptet, von der andern geleugnet wird, ohne dass sich darüber für Dritte etwas Gewisses ermitteln ließe, da wenigstens der eine der drei Herren, welche auf ihre Ehre denselben bekräftigen, freiwillig erklärt, dass er durchaus nicht Augenzeuge desselben gewesen, betrifft einen in der Literatur so bedeutsamen Mann, dass es nicht ohne Interesse sein wird, zu erfahren, wie Derselbe sich nach der letzten in dieser Sache abgegebenen Erklärung benommen hat. Heine ist sogleich von Cauterets herbei geeilt, nachdem ihm Freunde diese Erklärung übersendet. Er hat durch seine Freunde Gautier und Royer dem Herrn Straus ein schriftliches Dementi seiner Angabe, dass es ihm, sich an Heine thätlich zu vergreifen, gelungen sei, zustellen und sich zu der in solchen Fällen üblichen Satisfaktion bereit erklären lassen. Darüber ist hin und her verhandelt worden. Die erste Schwierigkeit, die sich erhob, war die Weigerung Heine's, zu Zeugen des Gegners

Ich habe dieser Tage viel' Ausgaben gehabt wegen einer häuslichen Geschichte, wovon ich heute

---

einen jener Männer anzunehmen, welche die erwähnte Erklärung in den Zeitungen veröffentlicht haben, da sie in den Augen Jemandes, der den Vorfall für erfunden erklären müsste, dazu weder passend noch berechtigt schienen, und er Herrn Straus nur deſshalb zur Verantwortung ziehe, weil Derselbe ihn gemiſshandelt zu haben sich rühme. Die Gegner beharrten so hartnäckig auf ihrem Verlangen, daſs Heine, um nicht den Anschein zu haben, als suche er Vorwände zu Ausflüchten, jene Bedingung annahm, trotzdem daſs nach der allgemeinen Ansicht das Recht der Weigerung auf seiner Seite war. Kaum war diese Schwierigkeit beseitigt, so erhob sich eine zweite. Heine hatte, wie hier bei Duellen von Civilpersonen in der ganzen Welt üblich, namentlich bei so ernsten Vorfällen, wo es sich um thätliche Miſshandlungen handelt, Pistolen als Waffe vorgeschlagen. Indeſs man entgegnete ihm, daſs nicht er, sondern sein Gegner der Beleidigte sei, und zwar durch das Heine'sche Buch, daſs Jener somit die Wahl der Waffen habe, und Säbel zu wählen beliebe. Dagegen ward erwidert, daſs, wenn die Miſshandlung wirklich geschehen sei, oder auch nur, wenn man sich rühme, dieselbe vollzogen zu haben, man sich natürlich in die Stellung des Beleidigers und des gröbern versetzt, und namentlich eine Handlung begangen habe, die allein ein Duell motiviere, was bei einem literarischen Angriffe selten der Fall, ohnehin da auf denselben keine Forderung erfolgt sei. Über diesen Punkt wird nun noch unter den Zeugen hin und her verhandelt, und wiewohl Heine in dem Falle, wo man ihm eine andere Satisfaktion zu verweigern fortfahren wird, auch in dieser letzten Beziehung nachzugeben, durch die Stellung, die ihm gemacht

noch Nichts melden will, und bin daher doch gezwungen, die bereits advisierte Summe auf Sie

---

worden, gezwungen sein dürfte, so scheinen doch diese Thatsachen von der Art, dass durch das Bekanntwerden derselben überhaupt das Urtheil über diese Sache, wie es von so manchen Seiten gebildet worden, sich sehr modificieren möchte."

Mit diesen Angaben stimmt im Wesentlichen auch die nachstehende Privatmittheilung in Nr. 197 der Breslauer Zeitung", Beilage, vom 25. August 1841, überein:

Paris, den 18. August. Sie werden aus deutschen Blättern bereits erfahren haben, dass Heine seit elf Tagen in Paris angekommen und unmittelbar nach seiner Ankunft durch die Herren Théophile Gautier und Alphonse Royer dem Frankfurter Helden in Paris ein Kartell zugeschickt hat. Ich enthielt mich bisher, Ihnen hierüber zu berichten, weil ich eine entschiedene Wendung der Angelegenheit abwartete, um dann einen summarischen Bericht und ein Schlussurtheil darüber abgeben zu können. Allein der Frankfurter Thersites setzt meine und seines Gegners Geduld auf eine so grausame Probe, dass ich mich veranlasst sehe, wenn nicht den bestimmten Ausgang der Sache, oder wenigstens eine entscheidende Wendung derselben, doch ein vorläufiges, aber sicheres Urtheil über das Verfahren des Herrn Straus und seiner diensteifrigen Freunde mitzutheilen. Bei Empfang des Kartells ernannte Herr Straus Herrn Raspail, den berühmten Chemiker, und Herrn Kolloff, einen deutschen Literaten, zu seinen Zeugen. Letzterer ist einer der drei Herren, welche in einigen deutschen Blättern mit ihrem Ehrenworte die Wahrheit des über den Vorfall zwischen Heine und Herrn Straus erschienenen Berichtes in der „Allg. Leipz. Zeitung" bekräftigten. Was konnte man wohl unter einer solchen

zu trassieren. Ich bitte, diese Tratte gefälligst zu acceptieren. — In größter Eil' grüßt Sie herzlich

Ihr

H. Heine.

Bekräftigung auf Ehrenwort Anderes verstehen, als dass die Herren Kolloff, Schuster und Hamberg Augenzeugen des Vorfalls waren, dessen wahrhaftigen Bericht sie mit ihrer Ehre verbürgten? Nun war es hier durch die Aussagen der Freunde des Frankfurter Helden, wie der entschiedensten Feinde Heine's, ja durch die früheren Äußerungen jener drei Ehrenbürgen selbst notorisch, dass bei dem vorgeblich verübten Handstreich weder ein Bekannter Heine's noch seines heroischen Gegners Augenzeuge war; Heine hatte daher wenig Mühe, Herrn Dr. Schuster eine Erklärung abzubringen, worin Dieser im Namen seiner Ehrenkollegen anerkennt, dass Keiner von ihnen Augenzeuge jenes Vorfalls war. Diese Erklärung wurde bereits den obengenannten Blättern zur Veröffentlichung zugeschickt, und ich überlasse es denselben, diese Mystification, deren Opfer sie und ihre Leser waren, zu ahnden. Welches Vertrauen aber kann Heine zu einem Zeugen (Kolloff) haben, der mit solchem Leichtsinn seine Ehre verpfändet und das deutsche Publikum mystificiert? Er machte daher gerechte Einsprache gegen Herrn Kolloff; fügte sich jedoch, als man ihm bemerkte, dass man nach französischer Sitte keinen Zeugen zurückweisen könne. Nachdem diese Schwierigkeit beseitigt war, wurde eine Menge anderer von Seiten des Herrn Straus und seiner Sekundanten erhoben. Man warf die Frage auf, wer eigentlich der Beleidigte sei und somit die Wahl der Waffen habe. Oftbesagter Herr Straus nahm Dessen Recht ausschließlich und unbedingt in Anspruch und bestand darauf,

105. An Julius Campe.

Paris, den 5. September 1841.

Liebster Campe!

Heute melde ich Ihnen ein Begebnis, welches ich Ihnen bereits mehre Tage vorenthielt — nämlich

---

sich auf Säbel zu schlagen. Heine bemerkte dagegen mit Recht, daſs es sich jetzt zunächst um die ihm zugefügte Insulte handle, welche eine Verleumdung und schwere Beleidigung sei, wofür nach französischer Sitte die Pistole die ausschließlich angemessene Waffe, es sich ferner jetzt weniger um eine Genugthuung, als um den Beweis handle daſs er (Heine) nicht feig sei, was man durch Verbreitung jenes Gerüchts feststellen wollte; die Pistole überdies eine Waffe ist, die man keinem Gegner, er sei Beleidiger oder Beleidigter, verweigern könne; daſs er, obwohl ihm das Recht des ersten Schusses zukomme, darauf verzichte und dem Loose die Entscheidung anheimstelle. Die Verhandlung aber dieser und ähnlicher Vorfragen dauert nun seit 9 Tagen, und ich müſste den ganzen Raum Ihres Blattes in Anspruch nehmen, wenn ich Ihnen darüber einen genügenden Bericht abstatten wollte. Bei der Unmöglichkeit, die beiden Parteien zu verständigen, haben sich deren beiderseitige Zeugen zurückgezogen. Hierauf schrieb Heine einen Brief an Herrn Straus, worin er ihm mit der geeigneten Energie des Letztern Benehmen als muthlose Ausflucht bezeichnet, und auf den von ihm gestellten Bedingungen unwiderruflich zu beharren erklärte. So entschieden sich Heine in dieser Zuschrift aussprach, so schüchtern empfindsam und selbst weinerlich ist die Antwort seines Gegners auf dieselbe. Herr Straus, der

meine Vermählung mit dem schönen und reinen Wesen, das bereits seit Jahren unter dem Namen Mathilde Heine an meiner Seite weilte, immer als meine Gattin geehrt und betrachtet ward, und nur von einigen klatschsüchtigen Deutschen aus der Frankfurter Klicke mit schnöden Epitheten eklaboussiert ward. Die Ehrenrettung durch gesetzliche und kirchliche Autorität betrieb ich gleichzeitig mit der Angelegenheit meiner eignen Ehre, die, wenig gefährdet

---

früher die Annahme seiner Vorschläge als die conditio sine qua non seines Zweikampfes mit Heine hingestellt hatte, versuchte nun einen Mittelweg, durch den, wie bei den Befestigungen die äußern Vorwerke mit der Ringmauer, der Säbel mit der Pistole kombiniert werden sollte. Zuerst sollte die blanke Waffe, sodann, wenn kein entscheidendes Ergebnis aus dem anfänglichen Kampfe hervorgegangen wäre, die Feuerwaffe in Anwendung kommen. Heine aber, der durch die Abreise des Herrn Royer zwei andere Zeugen, einen reichen Gutsbesitzer aus der Vendée, Herrn Tessier de Molo, und den deutschen Literaten Heinrich Seuffert, zu nehmen genöthigt war, gab zwar den Gebrauch beider Waffen zu, wollte jedoch die Anwendung derselben umgekehrt wissen, indem das zuerst gegebene Kartell auch zuerst an die Reihe kommen müsse, dann jedoch auch Herr Straus die beleidigte Ehre seiner Gattin mit dem Damascener rächen könne. So weit sind die Sachen bis jetzt gediehen, die mit ziemlicher Gewißheit beweisen, daß der edle Thersites aus Frankfurt eine unüberwindliche Abneigung für jede Art lebensgefährlichen Spieles hat, und es ihm nur darum zu thun ist, den Schein des Muthes zu retten."

durch die alleinige Aussage eines Straus, durch das infame Dreimännerzeugnis sehr in Noth gerieth — ich muss es gestehen, nie war mein Gemüth so niedergeschlagen, als an dem Tage, wo ich jene infame Erklärung las, und wär' es mir nicht gelungen, diese Hundsfötter zu entlarven und zu entkräften, so hätte ich zu den furchtbarsten Mitteln, zu den entsetzlichsten, meine Zuflucht genommen. Jetzt laufen sie wie tolle Hunde ohne Ehre herum, und wollen mich durchaus zu Manifestationen verleiten, wodurch sie sich an die Stelle des Straus placieren könnten — Aber ich lasse mich nicht vom rechten Wege ablenken, Diesen will ich aufs Terrain haben, und obgleich er alle möglichen Ausflüchte sucht, so hoffe ich doch noch meinen Zweck zu erreichen. Vor einigen Tagen war ich schon im Begriff, mich zu schlagen, als in der Nacht mir mein Sekundant meldet, dass einer der Straus'schen Sekundanten nicht erscheinen könne, und dass das Duell, welches am Morgen in der Frühe statt finden sollte, wieder aufgeschoben sei*). Jetzt behauptet Straus, die Polizei wolle sein

*) Übereinstimmend hiermit lesen wir in einer Korrespondenzmittheilung der „Breslauer Zeitung", Nr. 212. Beilage, vom 11. September 1841:

„Paris, den 4. September. In einer gestrigen Berathung, die nicht weniger als 8 Stunden, sage acht Stun-

theures Haupt schützen und man beobachte ihn — aber Das ist nur eine Galgenfrist, er muss mir aufs Terrain, und müsste ich ihn dahin schleppen bis an die chinesische Mauer. Wer sich schlagen will, kann alle Hindernisse überwinden. Man will mich ermüden, aber es wird nicht gelingen. Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

---

106. An Julius Campe.

Paris, den 9. September 1841.

Liebster Campe!

Ich melde Ihnen in der Kürze den Abschluss der falschen Ohrfeigengeschichte, wie man sie zu

---

den, dauerte, haben die beiderseitigen Zeugen der Herren Heine und Straus das Duell auf Pistolen in einer Entfernung von 30 Schritten mit einer Barrière auf 20 Schritte auf heute Morgen festgesetzt. Um 11 Uhr in der Nacht wurde dasselbe, unter dem Vorgeben, Herr Straus habe vorerst eine Rente auf den Namen seiner Frau zu überschreiben, auf Montag verlegt. Heine hat am 31. v. M. die Frau, mit der er seit mehreren Jahren lebt, in aller Form geheirathet, vorgestern sein Testament gemacht und sie zum Universalerben eingesetzt."

nennen pflegt. Vorgestern um sieben Uhr hatte ich endlich die Genugthuung, den Herrn Straus auf dem Terrain*) zu sehen. Er zeigte mehr Muth, als ich ihm zutraute, und der Zufall begünstigte ihn über alle Maßen. Seine Kugel streifte meine Hüfte, die in diesem Augenblick noch sehr angeschwollen und kohlenschwarz; ich muſs noch zu Bett liegen und werde so bald nicht gut gehen können. Der Knochen hat wahrscheinlich nicht gelitten, sondern nur einen erschütternden Druck genossen, den ich noch immer empfinde. Ganz glücklich ist die Sache also nicht für mich abgelaufen — in physischer Beziehung, nicht in moralischer. Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

---

*) Das Duell fand im Thale von St. Germain statt. Außer Herrn Dr. Schuster, der als Arzt bei demselben fungierte, waren auch die Herren Kolloff und Hamberg zugegen, der Eine als Bevollmächtigter des Herrn Straus bei den vorausgehenden Unterhandlungen, der Andere als Zeuge des Letzteren.

107. An Julius Campe.

Paris, den 4. Oktober 1841.

Theuerster Freund!

Ihren Brief vom 26. September habe ich richtig erhalten und danke Ihnen für die Theilnahme, die Sie darin meinen persönlichen Angelegenheiten zuwenden. — Ich würde Ihren und meiner Mutter Wünschen herzlich gern entsprechen und auf einige Zeit dort einen Besuch abstatten, aber erstens erlaubt es meine Kassa nicht, neue Ortsveränderungen zu machen, und zweitens dürfte meine Abreise sehr böslich missdeutet werden. — Übrigens hat mir das dortige Winterklima nie zugesagt, und ich befinde mich in diesem Augenblick sehr leidend; die unterbrochene Badekur hat meinem armen Kopfe sehr geschadet.

Über das saubere Kleeblatt habe ich noch keine Zeile geschrieben, mehr aus Ekel, denn aus Besorgnis. Ich habe wahrlich weder diese Leute, noch ihre Feder zu fürchten. Aber so eben erhalte ich die „Breslauer Zeitung,“ worin ein mir ganz unbekannter Vertreter die Sache so treffend bespricht, dass ich Sie bitte,

diesen Artikel*) in einer Hamburger Zeitung, wo möglich im „Korrespondenten," abdrucken zu lassen.

---

*) Derselbe stand in No. 224 der „Breslauer Zeitung", vom 25. September 1841, und lautet, wie folgt:

Über die Erklärung der Herren Kolloff, Schuster und Hamberg.

Die Herren Kolloff, Schuster und Hamberg, die sich in der Heine'schen Angelegenheit eine traurige Berühmtheit erworben haben, versuchen in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" vom 17. September, indem sie eine längst abgemachte und vor dem Richterstuhle des Publikums längst entschiedene Sache aufs Neue auf das Tapet bringen, in einer auf ihre Weise abgefaßten Erklärung, dem öffentlichen Urtheil wiederum eine andre Wendung zu geben. Es gehört in der That ein ziemlich großer Grad von Dreistheit dazu, jetzt, nachdem das lächerliche Komplott gegen Heinrich Heine längst enthüllt, (Augsburger „Allgemeine Zeitung" vom 28. August) und die Theilnehmer desselben in ihrer ganzen Niedrigkeit vor die Augen Aller hingestellt sind, nachdem sich bereits die öffentliche Meinung in allen Blättern auf das entschiedenste über das perfide Benehmen der genannten Herren ausgespochen hat, nach Alledem, statt durch Stillschweigen ihre Schande vergessen machen zu wollen, von Neuem diese Sache mit einer Frechheit, die nie zu ermüden und keine Grenzen zu kennen scheint, anzuregen, in der vergeblichen Hoffnung, durch wiederholte Unwahrheiten und wiederholte Zweideutigkeiten sich rein waschen zu können. — Die ganze Heine'sche Geschichte ist ziemlich spaßhaft, und dürfte vielleicht einen Beitrag zur Charakteristik des Tages liefern. Sokrates soll, als ihm einer seiner Freunde einmal erzählte, daß die Sophisten, wenn er nicht dabei wäre, Böses von

Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, dass ich weder direkt, noch indirekt diesen Artikel veranlasst habe

ihm redeten, geantwortet haben: „Wenn ich nicht dabei bin, mögen sie mich auch schlagen." Hievon vielleicht ausgehend, kam Herr Straus mit seinen Verbündeten auf die eklatante Idee, Heine hinter seinen Rücken Ohrfeigen zu verabreichen, indem sie sorgfältig den Tag wählten, wo Heine nach Cauterets abgereist war. Wozu aber damals Sokrates ruhig lächeln konnte, Das konnte Heinrich Heine in unserem Jahrhundert, wo die Meinung Alles gilt, nicht mit Stillschweigen hingehen lassen. Herr Straus mochte vielleicht darauf gerechnet haben, dass Heine, das Gerücht belächelnd, nicht eher Schritte thun würde, dasselbe zu vernichten, als bis es sich in die öffentliche Meinung eingenistet haben und es dann zu spät sein würde. Aber Heine, der mit seinem richtigen Blick sogleich erkannt hatte, von woher der Schlag käme, und welche Maßregeln man dagegen ergreifen müsse, kehrte sofort nach Paris zurück, schrieb seine „Vorläufige Erklärung", indem er dabei auf seine gewohnte energische Weise verfuhr. Man hatte ausgebreitet, Heine sei, um einem Duell auszuweichen, nach Cauterets gereist; Dem zu begegnen, schickte er Herrn Straus sofort seine Herausforderung zu. — Die Folge dieses energischen Verfahrens zeigte sich auch sogleich. Herr Straus, der gerne auf Heine den Verdacht der Feigheit hatte werfen wollen, zeigte durch sein Zögern, wie wenig physischer Muth unter seine Eigenschaften gehöre; das Publikum wurde enttäuscht, und inzwischen wurde bewiesen, dass jene Ehrenmänner, welche sich nicht entblödet hatten, jenes Gerücht als Thatsache öffentlich zu bekräftigen, der vorgeblichen Scene nicht beigewohnt haben konnten. Jetzt ward auch die Sache zwischen Heine und Herrn Straus beigelegt; rein ging Heine hervor, trotz allen Verleumdungen,

und keine Ahnung habe, wer der Verfasser. Der Artikel ist dadurch um so besser; suchen Sie Ihren

---

mit denen man ihn überschüttet hatte, und alle Schande fiel auf die genannten Herren zurück. Das fühlten sie wohl auch, und daher kommt der letzte Versuch, in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ sich zu rechtfertigen. Diese Rechtfertigung nun, die, mit der gewöhnlichen, nichtssagenden Polemik dieser Herren abgefasst, nur Den zu täuschen im Stande wäre, der sie nicht kennt, wollen wir etwas näher beleuchten.

Nachdem sie sich im Anfang wegen ihres Stillschweigens entschuldigt haben — eine Entschuldigung, die wir um so lieber gelten lassen, als uns dieses Stillschweigen in jeder Beziehung äußerst erfreulich war, und wir den Wunsch von ihm nicht unterdrücken können, daſs es die Herren Kolloff, Schuster und Hamberg auch fernerhin beibehalten möchten — gehen sie unmittelbar zu ihrer höchst sinnreichen Vertheidigung über, die jedoch in nichts Anderem, als in einer Invektive gegen Heine, besteht. Das Merkwürdigste aber ist, daſs sie selbst eingestehen, der Scene nicht beigewohnt zu haben, ohne zu fühlen, wie ihnen Dies jedes Recht nimmt, als Zeugen aufzutreten. Denn wie kann man die Nichtachtung vor dem Publikum so weit treiben, daſs man öffentlich einen Vorfall zu behaupten wagt, den man nicht selbst mit angesehen hat, den man nur vom Hörensagen kennt? Das öffentliche Urtheil soll durch dieses Zeugnis bestimmt werden, und dies Zeugnis selbst ist auch erst auf die Aussage eines Andern begründet! — Höchstens könnten die Herren Kolloff u. s. w. dann bescheinigen, daſs ihnen Herr Straus Das und Das aufgebunden habe; mit dem Faktum selbst hat ihre Aussage dann Nichts mehr zu thun. Wahrlich nicht genug zu bewundern ist die Naivetät des Herrn

Einfluſs geltend zu machen, daſs er dort abgedruckt wird, und zwar mit einigen hinzugefügten Worten

Kolloff und seiner Freunde, welche so weit geht, daſs sie nicht einsehen, wie in einem solchen Falle nur ein Zeugnis de visa zuläſſig ist! — Aber Herr Kolloff will auch nicht, daſs sein Zeugnis seiner Wahrhaftigkeit wegen geglaubt werde. Er spricht es ja deutlich genug aus: nur durch seinen Namen will er imponieren! Freilich, der Name des Herrn Kolloff, bekannt genug durch die preußische Gesandtschaftsgeschichte, würde allein schon hinreichen, jeden Zweifel danieder zuschlagen, sein Name allein hinreichen, dem eines Heinrich Heine gegenüber jede Lüge in Wahrheit zu verkehren! — Aber das Alles genügt den Herren noch nicht. Hier, wo es sich ganz einfach nur darum handelt, eine Thatsache zu bekräftigen oder für unwahr zu erklären, hier fangen diese Herren an, Heine und sein Wirken zu kritisieren, oder — um einen richtigeren und der Verfahrungsweise dieser Herren angemessteneren Ausdruck zu wählen — zu bekritteln. Indem sie ihm zur Last legen, ein Persönlichkeits-System erfunden zu haben, erschöpfen sie sich, in denselben Fehler verfallend, in niedrigen Persönlichkeiten gegen ihn. Mit derselben Naivetät, die wir schon oben erwähnt haben, wundern sich die Herren, daſs jetzt nach Heine's Vertheidigung alle Schmach sie und Herrn Straus trifft. Unbekannt scheinen ihnen Goethe's Worte zu sein:

„Die Lüge trifft, ein abgedrückter Pfeil,
Versagend und von einem Gott gewendet,
Den Schützen selbst."

Wenn es ferner in dem Schluſs heißt, daſs keiner der Unterzeichneten mit Heine je in nähere Berührung getreten ist, so ist Das allerdings wahr, aber die Folgerung, die sie

über das Duell, von welchem der Verfasser keine Kunde zu haben schien. Das Duell war das beste Argument. — Schicken Sie mir unter Kreuzkouvert die Gedichte von Hebbel. — Ich wünsche sehr, daſs Sie diesen Winter endlich die Gesammtausgabe meiner Werke lieferten; ich würde mich unverzüglich mit gröſster Sorgfalt diesem Geschäfte unterziehen. Vorher hätte ich Lust, den zweiten Band des Liederbuchs endlich herauszugeben, aber in ganz anderer

---

daraus ziehen wollen, daſs ihr Urtheil nicht der Parteilichkeit verdächtig sein könne, diese ist falsch. Nur deſshalb sind sie nie mit Heine persönlich in Berührung gekommen, weil Heine, der überhaupt etwas difficil in seinem Umgange ist, stets derlei Leute von sich fern zu halten wuſste; daſs sie ihn aber mit ihrer kleinlichen Rache schon längst verfolgen, daſs Heine selbst längst bekannt ist, wie niedrige Menschen aus niedrigem Neid ihn zu verleumden bemüht sind, darüber giebt ein Brief, der in der „Breslauer Zeitung" vom 31. August von einem Freund Heine's veröffentlicht und schon vom August 1838 datiert ist, interessante und beweisende Aufschlüsse.

Doch genug davon. Umsonst wollen uns die Herren Kolloff, Schuster und Hamberg mit ihren Kunstgriffen glauben machen, die öffentliche Meinung habe sich noch nicht entschieden; die öffentliche Meinung hat längst entschieden, und vor ihrem Richterstuhl ist keine Appellation mehr möglich.

Breslau, den 24. September 1841.

F.

Gestalt, als früher projektiert, und mit anderen Zusammenstellungen; eine neue Höllenmühe, für mich, der ich nicht gern abschreibe. — Ich bin ausgezogen, und wohne Faubourg Poissonnière No. 46. — Leben Sie wohl. — Grüßen Sie mir Wienbarg und Gattin. —

Ihr Freund

H. Heine.

---

108. An August Lewald.

Paris, den 13. Oktober 1841.

— Wenn ich auf Ihr freundliches Schreiben erst heute antwortete, so liegt die Schuld ganz an meinem armen Kopf, der, seit ich meine Badekur in den Pirenäen so traurig unterbrach, an dem alten Übel sehr leidet; ja, letzteres hat sich so verschlimmert, dass mir mein Arzt gänzlich Feder und Tinte untersagt hat. Meine Feinde rechneten nicht bloß auf meine Abwesenheit, sondern auch auf meinen kranken Zustand, als sie das schändliche Komplott gegen mich losließen, das ich, gottlob! so gründlich enthüllt. Ob aber der große Haufe jetzt die ganze Büberei einsieht, eben so gut wie die Verständigen im Publikum, Das weiß ich nicht, glaub' ich auch

nicht, in dieser Hinsicht ist es gewiss gut, wenn noch Etwas geschieht, um die ganze Scheußlichkeit des Pressfrevels, der gegen mich verübt worden, nachträglich zu beleuchten. —

— Zu meiner größten Freude erhielt ich dieser Tage den beiliegenden Artikel der „Breslauer Zeitung," der mir ganz aus der Seele geschrieben, obgleich ich ganz fremd dabei bin und den Autor nicht weiß; leider ist dieses Blatt nicht im Süden sehr repandiert, und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie in einigen Blättern — am liebsten wäre mir der „Nürnberger Korrespondent" — diesen Artikel nochmals abdrucken ließen mit einer Zuthat über das Duell, wovon der Verfasser noch keine Kunde gehabt zu haben schien. — Selbst wenn der Wiederabdruck Ihnen im „Nürnberger Korrespondenten" Etwas kosten sollte, müsste es geschehen, und ich will Ihnen gern Das vergüten, nur muss nicht erwähnt werden, dass es Inserat. — Die Büberei, womit ich leider zu thun habe, ist so groß, dass ich meine Freunde angehen muss, sich in der deutschen Presse jetzt, eben jetzt, zu meinen Gunsten zu regen. —

— Ich stehe ganz allein — aber ich habe Etwas, worauf ich baue: ich habe nie die geringste zweideutige Handlung mir zu Schulden kommen lassen, und meine Feinde haben immer zu Lügen

ihre Zuflucht nehmen müssen, die in sich selbst zerfielen. — Ich danke Ihnen für den liebreichen Wunsch, zu Ihnen nach Deutschland zu kommen; es lässt sich jetzt nicht ausführen. — Dass ich einige Tage vor dem Duell, um Mathildens Position in der Welt zu sichern, in die Nothwendigkeit versetzt war, meine wilde Ehe in eine zahme zu verwandeln, werden Sie erfahren haben. — Dieses eheliche Duell, welches nicht eher aufhören wird, bis Einer von uns Beiden getödtet, ist gewiss gefährlicher, als der kurze Holmgang mit Salomon Straus aus der Frankfurter Judengasse! Welche Fülle von Intrigen und Bosheiten von dieser Seite gegen mich seit Jahr und Tag ausgegangen, davon haben Sie keinen Begriff. — Damaskus ist wahrlich kein Märchen! —

— Grüßen Sie mir herzlich Fr. K., die ich gern mal wiedersehen möchte — ich hätte bald die Augen zugemacht für immer. —

Dieser Tage bin ich umgezogen, und meine Adresse ist jetzt: H. H. Faubourg Poissonnière 46. Ich wohne sehr hübsch, und es sieht sehr gut bei mir aus; man möchte kaum glauben, bei einem deutschen Dichter zu sein. —

---

109. An Julius Campe.

Paris, den 1. December 1841.

Liebster Campe!

Ich schreib' in der größten Eil', einige Minuten vor Abgang der Post. Ich las eben im „Hamburger Korrespondenten" die Anzeige einer Zeitschrift, betitelt „Mephistofeles," die in Leipzig erscheinen soll und „Jugendbriefe von H. Heine" enthalte*). Ich bitte Sie, mir schleunigst per Kreuzkouvert dieses Journal zu schicken, damit ich sehe, was es für eine Bewandtnis hat mit jenen Briefen, durch deren Publikation entweder das Publikum mystificiert oder an mir ein Verrath geübt wird; vielleicht ist Beides der Fall, und ich sehe mich genöthigt, öffentlich zu reklamieren. Daher Eile.

Herr Dingelstedt ist hier, hab' ihn aber noch wenig gesehen; ein äußerst liebenswürdiger Mensch; schönes Talent, viel Zukunft, aber in der Prosa.

Dass sich Monsieur Gutzkow mit einem Schriftsetzer Mendelsohn balgen muss, hab' ich mit Ergötzen

*) Die drei Briefe Heine's an Friedrich Steinmann, welche in Band XIX enthalten sind, wurden zuerst in dem von Steinmann herausgegebenen „Mephistofeles", 1. Heft, (Leipzig, Fr. Fleischer, 1842) abgedruckt.



gesehn. Und nun hat er gar eine Polemik mit Saphir, diesem alten durchgeprügelten Affen!

Ich lebe hier ruhig und ziemlich heiter. Mache auch mitunter Gedichte, z. B. auf den Ehestand. — Gathy seh' ich fast gar nicht. — Meine Augen sind sehr schwach.

Ihr Freund

H. Heine.

Schicken Sie mir auch, was der Monsieur Mendelsohn gegen den Monsieur Gutzkow geantwortet.

---

110. An Gustav Kühne.

Paris, den 6. Januar 1842.

Auf Das, liebster Kollege, was mir Weill in Beziehung Ihrer mittheilte, antwortete ich durch eine Einsendung für die „Elegante," die Sie durch dieselbe Vermittlung bereits erhalten und abgedruckt haben werden *). Heute ein kleiner Nach-

*) Es waren die Gedichte: „Deutschland" (Bd. XVII), „Unterwelt" (Bd. XVI), und „Die Wasserleute", später „Begegnung" betitelt (Bd. XVI), welche in der „Zeitung für die elegante Welt," Nr. 11, vom 15. Januar 1842, abgedruckt wurden.



trag*); — möge er keinem Mißverständnisse begegnen, wie mein armes Buch, das Sie gewiß nicht gelesen hatten, als Sie den Stab darüber brachen*). Sie sind nicht der Einzige, der durch die Machination der Intriganten getäuscht worden. Die Ohrfeigen-Lüge mag auch Ihnen die Augen geöffnet haben; ich verdanke derselben eine heilsame Reaktion im Gemüthe vieler edlen Menschen, die man mir abtrünnig machen wollte. — Grüßen Sie mir Laube, wenn Sie ihn sehen; seinen Wunsch, über jene miserable Geschichte das Thatsächlichste zu schreiben, dürfe ich noch nicht erfüllen, sonst würde man mich der Leidenschaft bezichtigen, und doch lebt in meiner Seele nur die kälteste Verachtung für die Klicke, die an meiner Ehre einen beispiellosen Meuchelmord begehen wollte, und auch ein bitteres Mitleid über

---

*) „Schwarz-roth-goldene Gedichte" („Bei des Nachtwächters Ankunft in Paris", „Die Tendenz", „Das Kind" und „Verheißung", Bd. XVII). Der Censor, Professor Bülau, strich die Gesammtüberschrift, sowie die Schlußstrophen des ersten Gedichtes. Die drei andern Gedichte wurden daher allein in Nr. 19 der „Zeitung für die elegante Welt", vom 27. Januar 1842, abgedruckt.

**) Nach Erscheinen von Heine's Buch über Börne veröffentlichte die „Zeitung für die elegante Welt" (in Nr. 174, 195, 196 und 219, vom 5. September, 5. und 6. Oktober und 7. November 1840) einige, zum Theil sehr scharfe Angriffe gegen Heine.

ein respektives Publikum, das sich durch die plumpsten Täuschungen irre machen ließ. — Leben Sie wohl, und bleiben mir freundlich wieder zugethan, und sein Sie meiner Hochschätzung, meiner besondern Theilnahme überzeugt.

H. Heine.

Bitte, mir Abdruck meiner Gedichte unter Kreuzband zu schicken.

---

111. An Julius Campe.

Paris, den 28. Februar 1842.

Liebster Campe!

Ihren Brief vom 28. dieses (?) habe ich vorgestern erhalten. Auch hat mir Dingelstedt seiner Zeit Ihren Brief an ihn mitgetheilt. Was soll ich darüber sagen! Ich verstumme vor Unwillen. Die Ungerechtigkeit, die man gegen Sie ausübt *), über-

*) Zur Erläuterung dieses Briefes entnehmen wir der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", Nr. 10, Beilage, vom 10. Januar 1842, nachstehende Mittheilung:

Breslau, den 27. December 1841.

Die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" und die „Unpolitischen Lieder von Hoffmann von Fallersleben,



steigt alle Begriffe, und der Zorn, den ich darüber empfinde, hat nicht bloß darin seinen Grund, weil

---

zweiter Theil" sind hier nicht nur verboten, sondern haben Veranlassung gegeben, dass der gesammten künftigen Thätigkeit der Verleger im Bereich der preußischen Monarchie eine Grenze gestellt ist, wie folgendes Verbots-Cirkular darthut:

Verbots-Cirkular.

Die dem Censurwesen vorgesetzten königlichen Ministerien haben sich veranlasst gefunden, mittelst Verfügung vom 8. d. M. alle von jetzt ab im Verlage der Buchhandlung Hoffmann und Campe zu Hamburg erscheinenden oder als Kommissions-Artikel von derselben ausgegebenen Schriften, Blätter, ꝛc., von welcher Art sie auch immer sein mögen, innerhalb der königlich preußischen Staaten zu verbieten. Demgemäß dürfen alle von jetzt ab im Verlage der Buchhandlung Hoffmann und Campe zu Hamburg erscheinenden dergleichen Schriften jeglicher Art weder öffentlich angekündigt und verkauft, noch in Leihbibliotheken und öffentlichen Lesezirkeln oder von Antiquaren gehalten werden.

Sämmtliche hiesige wohllöbliche Buchhandlungen werden von diesem Verbot mit der Auflage hierdurch in Kenntnis gesetzt, ihr „legi" hierunter zu vermerken. —

Breslau, den 16. December 1841.

Königl. Polizei-Präsidium.

Herr Campe veröffentlichte hierauf die nachstehende

Offene Erklärung.

Mit dem größten Erstaunen hat die unterzeichnete Buchhandlung das gegen sie erlassene Interdikt in Erfahrung gebracht, und sieht sich dadurch, um weder bei den

auch meine Interessen zugleich gekränkt sind. Sie wollen meine bestimmte Meinung? Nun, so hören

---

hohen Regierungen, noch bei dem gesammten deutschen Publikum in einem falschen Lichte zu erscheinen, zu folgender Erklärung dringend veranlasst. Sie hat sowohl die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters", als die „Unpolitischen Lieder von Hoffmann von Fallersleben, zweiter Theil" (der erste ist in Preußen erlaubt), unter der strengsten Beobachtung aller gesetzlichen Vorschriften gedruckt und befindet sich im Besitz des legitimen Imprimaturs für beide Werke, so dass sie sich beim Druck derselben keines Verstoßes gegen bestehende Gesetze bewusst ist. Um so schmerzlicher hat es sie daher berühren müssen, dass im vorliegenden Falle eine im deutschen Buchhandel bisher unerhörte und im Geiste unserer Pressgesetze durch Nichts motivierte Strenge gegen sie in Anwendung gebracht worden ist.

Indem die unterzeichnete Buchhandlung, im beruhigenden Bewusstsein, kein bestehendes Gesetz verletzt oder umgangen zu haben, hiermit den reinen wahren Thatbestand zur öffentlichen Kenntnis bringt, erwartet sie von der anerkannten Gerechtigkeitsliebe eines hohen preußischen Ministeriums, dass diese einfache Anzeige genügen werde, eine Maßregel zurückzunehmen, die in ihrer Strenge eben so unerhört, wie in ihrer Veranlassung durch keine einzige uns zu Schulden kommende Übertretung bestehender Gesetze gerechtfertigt ist.

Hamburg, den 4. Januar 1842.

Hoffmann und Campe.

Das preußische Verbot des Hoffmann und Campe'schen Verlages blieb indess nicht lange in Kraft; es ward schon im Mai 1842 nach dem Hamburger Brande, ohne besonderes Ansuchen des Herrn Campe, wieder aufgehoben.

Sie: ich rathe zu einem offenen Krieg mit Preußen auf Tod und Leben. In der Güte ist hier Nichts zu erlangen. Ich habe, wie Sie wissen, die Mäßigung bis zum bedenklichsten Grade getrieben, und Sie werden meinen Rath keiner aufbrausenden Hitzköpfigkeit zuschreiben. Ich verachte die gewöhnlichen Demagogen und ihr Treiben ist mir zuwider, weil es zunächst immer unzeitig war; aber ich würde den schäbigsten Tumultuanten jetzt die Hand bieten, wo es gilt, den Preußen ihre infamen Tücken zu vergelten und ihnen überhaupt das Handwerk zu legen.

Wenn die deutschen Buchhändler Ihnen in diesem Kriege nicht beistehen, so sind dieselben die größten Esel. Von den Autoren habe ich keine große Meinung; unseren großen Dramatiker habe ich sogar im Verdacht des geheimen Einverständnisses mit preußischen Regierungsbeamten. — Was von meiner Seite geschehen kann, soll geschehen. Weder Rücksichten der Vergangenheit noch der Zukunft nöthigen mich zur Schonung; mit klareren Worten: nie habe ich von unseren Regierungen Etwas gefordert, noch erhalten, und mein Herz ist auch unbefleckt von servilen Hoffnungen. — Das ist klarer Wein, den ich Ihnen heut einschenke. — Sie werden dadurch merken, wie wenig die Art und

Weise, in welcher Sie meiner verjährten Vorrede bei dieser Gelegenheit öffentlich erwähnten, mich verstimmen konnte; Sie hatten aber Unrecht, mich so bloß zu stellen, da Sie doch nicht wissen konnten, wie frei, wie reichsunmittelbar frei ich der Regierung gegenüberstehe. — Aber in Ihrer Lage ist Alles verzeihlich; eine schändlichere Ungerechtigkeit ist noch nie ausgeübt worden. — Da ich mich nicht in verhüllender Form darüber aussprechen kann, sondern das Ding bei seinem rechten Namen nennen müßte, so schwieg ich bis jetzt. So bald es nothwendig, will ich gern bestimmt auftreten. Wie mir jede Polemik in eignen persönlichsten Angelegenheiten zuwider ist, so sehr reizt sie mich bei uneigennützigen, ideellen Anlässen. — Sorgen Sie jetzt zunächst für eine Firma, unter deren Namen man Alles drucken lassen kann, ja für zwei Firmas, die eine für politisch starke, die andre für unpolitische Schriften. — Die Gedichte von Hoffmann von Fallersleben, die Ihnen zunächst diese Noth eingebrockt, sind spottschlecht, und vom ästhetischen Standpunkte aus hatte die preußische Regierung ganz Recht, darüber ungehalten zu sein: schlechte Späßchen, um Philister zu amüsieren bei Bier und Tabak. —

Ich schreibe Viel; darüber nächstens mehr. Obgleich unwohl, werde ich dies Jahr nicht mehr ins

Bad reisen und vielmehr aufs Land hinausziehen und einige Bücher fertig machen. Unterdessen haben Sie Ihre Angelegenheiten reguliert. Haben Sie Lust, den Druck der Gesammtwerke jetzt zu beginnen, oder wollen Sie noch warten? Ich stehe Ihnen in dieser Beziehung jeden Augenblick zu Willen. — Wie ist es mit dem „Börne"? werde ich endlich die zweite Auflage genießen? Schreiben Sie mir hierüber etwas ganz Bestimmtes; es ist nicht bloß des Geldes wegen, sondern auch weil ich etwas Wichtiges, und sogar Viel hinzuzuschreiben habe und Zeit mir nehmen will. Die Gedichte werde ich nicht so bald herausgeben, da ich im Zuge bin, die schwachen durch neue und bessere zu ersetzen, und überhaupt ein Buch liefern will, wo ich sicher bin, daſs es in Vergleichung mit dem „Buch der Lieder" nicht den Kürzern zieht. In dieser Beziehung hätte ich Ihnen viel Erfreuliches mitzutheilen. Ich bin überzeugt, daſs ich jetzt meine bedeutendsten lyrischen Produkte geben kann. Nur Ruhe muſs ich mir schaffen und mich von meinem bösen Kopfübel etwas heilen. Meine Verdrießlichkeiten vom vorigen Jahr haben nicht bloß meine Finanzen ruiniert, sondern auch meine physische Heilung hintertrieben. Geld ist nicht die Hauptsache, Gesundheit ist viel mehr, die Ehre aber ist Alles.

So Viel heute des Allgemeinen. Des Besonderen habe ich Ihnen nur zu melden, dass ich morgen die Summe endlich auf Sie trassiere, deren Annahme Sie mir so bereitwillig zugesichert; ich glaubte diese Tratte länger hinausschieben zu können, aber zu meinem Verdruss merke ich dieser Tage, dass ich bei Cotta weniger Geld stehen hatte, als ich glaubte, und deshalb trassiere ich auf Sie, statt auf ihn, wie ich Anfangs vorhatte. Dingelstedt sehe ich leider nicht sehr oft; er ist aber immer für mich eine liebenswerthe Erscheinung. — Wie geht die neue Auflage des Liederbuchs ab? Sagen Sie mir die Wahrheit. — Ich lebe hier still und isoliert, wie immer. Ruhiger Hausstand. — Dass es Ihrer Frau nicht besser geht, thut mir sehr leid; Jeder hat sein Kreuz. —

Anbei lege ich Ihnen ein Gedicht bei*), das in Leipzig nicht die Censur der „Eleganten Welt" passiert, und für Sie vielleicht einiges Interesse hat. Lieber Himmel, wenn ich erst die starken Töne anschlüge, wie würden die Leute erschrecken! —

Schreiben Sie mir bald viel Neues, wenn es

---

*) „Bei des Nachtwächters Ankunft in Paris," (Bd. XVII.) — Vgl. die Anmerkung *) zu dem vorhergehenden Briefe, S. 312.



auch nichts Gutes ist, nur Neues. Das Alte langweilt mich schrecklich.

Heiter und freundschaftlich

H. Heine.

---

112. An Gustav Kühne.

Ich danke Ihnen, liebster Kollege, für Ihre freundlichen Zeilen. — Anbei erhalten Sie noch einige Gedichte. Was das Honorar für solche kleine Beiträge betrifft, so stelle ich Ihnen gern anheim, darüber zu verfügen für gute Zwecke. Nur bei größeren, voluminöseren Arbeiten werde ich das Honorar für die eignen Fonds in Anspruch nehmen und Dieses alsdann ausdrücklich bemerken.

Suchen Sie doch unter der Hand zu erfahren, wie Viel ich für einen Band Gedichte, eben so stark wie mein „Buch der Lieder," von den dortigen Buchhändlern bekommen könnte? Das bleibt aber ganz unter uns, denn es ist noch immer möglich, dass ich mich mit Campe in Hamburg noch eine Weile fortquäle. Sie erzeigen mir dadurch einen kleinen Liebesdienst.

Ihr freundschaftlich ergebener

H. Heine.

Paris, den 16. April 1842.



113. An Julius Campe.

Paris, den 17. Mai 1842.

Liebster Campe!

Es läſſt ſich kaum ſagen, welche tiefe Erſchütterung das Unglück, das euch betroffen*), in Paris hervorgebracht, und welche wahrhafte Theilnahme die Franzoſen an den Tag gelegt. Was mich betrifft, der ich den dortigen Verhältniſſen näher ſtehe und meine Lieben dort in Noth wuſste, ſo können Sie denken, in welcher Stimmung ich mich befand, als ich noch keine Nachricht über die Meinigen hatte und noch nicht das Ende der Kataſtrophe vorausſehen konnte. Es erzeugte ſich bei mir eine Betäubung, die ich noch jetzt nicht bemeiſtern kann, und mein Kopf iſt öde und wüſt.

Welches Schrecknis! Ich hoffe, von Ihnen bald direkte Nachricht zu erhalten; indirekt erfahre ich, daſs Sie durch kluge Vorſicht vor der materiellen Schwere des großen Unglücks geſchützt ſind — Dies beſtätigt zu hören, wird mir großes Vergnügen machen.

Es iſt ein ſchauderhaftes Ereignis, und der

*) Der große Brand.

Verlust ist ungeheuer; ich sehe wohl ein, dass hier nicht Alles mit Geld ersetzt werden kann. Aber durch neu geweckte Thätigkeit, durch neu aufgeregte Kräfte, durch eine moralische Wiedergeburt wird vielleicht dem Unglück selbst der reichlichste Segen abgewonnen werden. — Ob der einschläfernden Influenza des Friedens ward vielleicht von der Vorsehung solche aufrüttelnde Feuermedicin ordonniert.

Hier haben wir unterdessen ebenfalls manchen bittern Löffel schlucken müssen; das Unglück, das auf der Versailler Eisenbahn arriviert, ist gräslich, über alle Vorstellung gräslich.

Sobald Sie, liebster Campe, wieder ein Bischen Athem schöpfen können, wollen wir von Druckerei sprechen. Unterdessen leben Sie wohl und bleiben Sie meiner freundschaftlichsten Gesinnungen in Betreff Ihrer Person treuherzigst versichert.

H. Heine.

---

114. An Georg von Cotta.

Paris, den 17. Oktober 1842.

..... Ich habe vor einiger Zeit durch Dingelstedt Ihnen andeuten lassen, dass ich ein kleines humoristisches Epos gedichtet, das seiner Form wegen

(es besteht nämlich aus sehr kurzen Stücken, wie der Cid) und auch wegen des Inhalts (es ist nämlich das absichtliche Gegentheil von aller Tendenzpoesie) sehr geeignet wäre für den Abdruck im „Morgenblatte." Es bedarf nur noch der letzten Feile, und ich könnte es schon nächsten Monat einsenden; aber ich möchte vorher durch ein Wort von Ihnen beruhigt werden, dass es nicht durch die Hände des Herrn Pfizer geht, der, wie man mir sagt, den metrischen Theil des Morgenblattes redigiert. . . . . .

---

115. An August Lewald.

Paris, den 17. Oktober 1842.

— So eben kommt Meyerbeer und erinnert mich wieder lebhaft an Sie, indem er sich nämlich beklagt, dass er in deutschen Blättern so hart mitgenommen werde. Ich hoffe, dass man ihm Übertriebenes gemeldet, denn ich kann mir gar nicht denken, dass Dergleichen der Fall sei. Er verdient es wahrlich nicht, er ist so gut und wacker! Ich lieb' ihn sehr, und diese Liebe für einen Freund treibt mich, einem andern Freunde zu schreiben. —

Mein Frau lässt grüßen. Sie treibt heut ihre

Hauswirthschaft mit vielem Geräusch. In diesem Augenblick zankt sie mit der Magd. Sie ist durchaus keine stille Seele, wird aber täglich korpulenter.

---

116. An Heinrich Laube.

Paris, den 7. November 1842.

Liebster Laube!

Ihr Brief hat mir viel Vergnügen gemacht. Dass Sie wieder die „Elegante" eingenommen, ist gewiss für uns Alle sehr erfreulich; ich sage „uns" und verstehe darunter den hohen Adel der Literatur, die letzten vornehmen Köpfe, die noch nicht guillotiniert sind. Aber wird der herrschende Plebs sich jetzt nicht noch inniger zusammenrotten und gegen uns losschimpfen? Ich sehe die Sachen aus der Ferne besser ein, und wenigstens für mich sehe ich ein schlimmeres Schicksal voraus, als die Vergessenheit, wenn ich mit euch jetzt Opposition bilde gegen den Phrasenpatriotismus und Zeitgeschmack. Es ist der feigen Lüge eines Gutzkow und Konsorten bereits gelungen, meine politischen Überzeugungen zu verdächtigen, und ich, der ich vielleicht der entschiedenste aller Revolutionäre bin, der ich auch keinen

Fingerbreit von der graden Linie des Fortschrittes gewichen, der ich alle großen Opfer gebracht der großen Sache — ich gelte jetzt für einen Abtrünnigen, für einen Servilen! Was wird Das erst geben, wenn ich in direktem Gegensatz gegen die Scheinhelden und Maulpatrioten und sonstigen Vaterlandsretter auftrete? — Doch ich wollte Ihnen nur zeigen, dass ich voraussehe, welchen Rückzug meine Popularität nehmen wird, bei euch, in der großen Retirade!

Ich weiß aber nicht, ob meine Besorgnisse in so fern begründet sind, dass Sie nicht mit Entschiedenheit auftreten. Kann ich auf letztere zählen, so will ich den Muth nicht sinken lassen. Jedenfalls aber werde ich die „Elegante," weil sie Ihr Blatt, mit treuester Liebe unterstützen und fördern. So viel es mir mein leidender Kopf gestattet (ich bin wirklich oft nicht im Stande zu arbeiten, wegen dieses Übels), werde ich für die „Elegante" schreiben. Auch meine Freunde fordere ich dazu auf. Namentlich den Dr. Seuffert, der in der „Allgemeinen Zeitung" unter dem ♂ Zeichen schreibt, habe ich bereits für Sie gewonnen, und er wird für die „Elegante" eine laufende Korrespondenz über die hiesigen Zustände liefern. Er wird Das ganz vorzüglich ausführen. Ob ich ebenfalls Dergleichen

unternehme, kann ich noch nicht ganz bestimmt zusagen, ich glaube aber, daſs ich diesen Winter mich besser befinden werde, und dann will ich gern eine reiche und, will's Gott! interessante Korrespondenz regelmäßig schicken.

Liebster Freund! wir dürfen nicht die preußischen Doktrinäre spielen, wir müssen mit den „Hallischen Jahrbüchern" und mit der „Rheinischen Zeitung" harmonieren, wir müssen unsre politischen Sympathien und socialen Antipathien nirgends verhehlen, wir müssen das Schlechte beim rechten Namen nennen, und das Gute ohne Weltrücksichten vertheidigen, wir müssen Das wahrhaft sein, was Herr Gutzkow nur scheinen will. — Anders geht es uns noch schlimmer — schlecht geht es uns auf jeden Fall.

Wie gesagt, ich werde die „Elegante," so viel es mir nur irgend möglich, unterstützen. Ich hoffe, in dieser Beziehung mehr zu leisten, als ich heute verspreche. Der Zufall will es, daſs ich bereits etwas Außerordentliches thun kann, wodurch den Blättern des ersten Monats sogleich ein sehr großer Schwung gegeben werden dürfte. Ich habe nämlich ein kleines humoristisches Epos geschrieben, das großen Lärm machen wird. Es sind etwa 400 vierzeilige Strophen in 20 Abtheilungen, indem ich auf das „Morgenblatt" Rücksicht nahm, für welches ich die Arbeit

bestimmte. Leider — und Das macht mich sehr verdrießlich — habe ich bereits mit Cotta darüber referiert, hab's ihm versprochen, und er hat mir viel Freundliches geantwortet. Nichts desto weniger entschließe ich mich, diese Arbeit in der „Eleganten" drucken zu lassen, und Sie haben keinen Begriff davon, welche wichtige Interessen ich hier sakrificiere Wichtige Interessen in pekuniärer Beziehung, da ich Cotta gern mir gewogen erhalte — an dem Morgenblätterruhm selbst liegt mir Nichts. Ich bin bereits seit vierzehn Tagen mit dem Durchfeilen des Gedichtes beschäftigt, und in acht Tagen ist es fix und fertig und eigenhändig abgeschrieben. Ich will jetzt noch unablässiger mich diesem Geschäfte unterziehen. Da es aber eine sehr große Arbeit ist, die bereits auf meinem diesjährigen Budget steht, müssen Sie Sorge tragen, daſs der Verleger der „Eleganten" mir wenigstens in Beziehung des Honorars Dasselbe zahlt, was ich von Cotta für das „Morgenblatt" erhalten hätte. Ich hatte ganz besonders deſshalb bei ihm angefragt. Es ist zehn Louis'dor per Druckbogen. Ich glaube, sie wird ihm gewiſs das Geld werth sein, da diese Arbeit in zwanzig Nummern der „Eleganten" durchlaufen und derselben als eine kolossale Annonce dienen wird; es ist nämlich, unter uns gesagt, das Bedeutendste,

was ich in Versen geschrieben habe, Zeitbeziehungen in Fülle, kecker Humor, obgleich in morgenblättlicher Mäßigung, und es wird für das Publikum gewiss ein Evenement sein. Ich bin ungemein neugierig, was Sie dazu sagen werden. Sie sehen, ich hab' wohl daran gedacht, etwas ganz Neues zu liefern und durch neues Geschrei die Vergangenheit zu vertuschen. — Der Held meines kleinen Epos ist ein Bär, der einzige der zeitgenössischen Helden, den ich des Besingens werth hielt. Ein toller Sommernachtstraum. — Meine Adresse ist Faubourg Poissonnière No. 46. Ich wohne jetzt besser, ja sogar ziemlich elegant, seitdem ich legitim verheirathet bin. Ja, lieber Freund, ich lebe jetzt im ernsthaftesten Ehestand. Ich treibe Monogamie. Sonst lebe ich ziemlich zurückgezogen. Meine Frau lässt sich Madame Laube recht artig empfehlen, und auch ich lasse meine freundlichsten Grüße nachflattern. Madame Laube hat hier bei meinen kleinen Französinnen eine ungewöhnliche Erinnerung zurückgelassen, und ich habe noch oft von ihrer Grazie sprechen hören, die eine Französin nicht so leicht einer Deutschen zugesteht. — Über die Vorfälle des vorigen Jahres, wo ich mit dem schäbigsten Gesindel mich herumschlagen musste, um Zeitungslügen nicht bloß durch das Wort, sondern auch durch die That

zu begegnen, schreibe ich Ihnen ein andermal. — Antworten Sie mir nur umgehend in Bezug auf Herrn Voss, den Verleger Ihrer Zeitung, ob er mit meiner Honorarforderung einverstanden. Auch sagen Sie mir, ob ich das Manuskript alsdann per Postwagen schicken soll oder per Briefpost; es wird nämlich etwa 23 bis 24 Bogen, wie das Papier, worauf ich diesen Brief schreibe, betragen. Ich bin, wie gesagt, unermüdlich damit beschäftigt und werde es sogleich abschicken, nachdem ich Ihre Antwort erhalten. — Sie sprachen mir von Modeblättern. Werden Sie auch Musikbeilagen geben? Für diesen Fall kann ich von Meyerbeer sehr hübsche Liedermelodien gratis erhalten.

Und nun leben Sie wohl, theurer Freund, und bewahren Sie mir die liebreiche Gesinnung und das schöne Vertrauen, das Sie mir so frei gewidmet, und das ich immer als eine meiner kostbarsten Errungenschaften in diesem Leben betrachtete.

Heinrich Heine.

Für den Fall, dass Sie mein humoristisches Epos anzeigen wollen, bemerke ich Ihnen, der Titel ist: „Atta Troll, von H. Heine"*).

---

*) Zuerst abgedruckt in Nr. 1—10 der „Zeitung für die elegante Welt", vom 4. Januar bis 8. März 1843.

117. An Heinrich Laube*).

— — Was Sie mir von dem „Musenalmanach" des Herrn Friedrich Steinmann sagen, würde mich amüsieren, wenn die Sache nicht zugleich von der Gewissenlosigkeit zeugte, womit gewisse Leute in Deutschland jeden Schabernack ausbeuten, der mir in böswilliger oder auch harmloser Absicht gespielt wird. Ich habe mir in der Buchhandlung jenen Musenalmanach zeigen lassen, und ich autorisiere Sie, in Ihrem Blatte zu erklären, dass die zwei Gedichte, die mit der Unterschrift H. Heine und Paris darin abgedruckt stehen, weder während meines Aufenthalts in Paris verfasst, noch überhaupt jemals von mir zum Drucke gegeben worden. Ich erkenne in dem ersten dieser Gedichte**) nur

*) Diese Stelle aus einem verloren gegangenen Briefe an Heinrich Laube wurde in Nr. 6 der „Zeitung für die elegante Welt", vom 8. Februar 1843, abgedruckt und klingt wie ein antecipierter Protest gegen den industriösen Herausgeber des als freche Fälschung entlarvten sogenannten H. Heine'schen Nachlasses.

**) „Wenn ich bei meiner Liebsten bin" (Bd. XV). Das Gedicht wurde dem Musiker Joseph Klein in Köln zur Komposition übergeben und in früherer Zeit auch in einem Journal abgedruckt.

die flüchtigen Worte, die ich vor etwa zwanzig Jahren einem Freunde zum Komponieren mitgetheilt habe, und die wahrscheinlich auch seitdem als Musiktext erschienen; von dem anderen Gedichte*) habe ich auch nicht die leiseste Erinnerung, doch ist es leicht möglich, dass es um dieselbe Zeit, vor etwa zwanzig Jahren, in irgend einem scherzenden Privatbriefe unter andern Selbstpersifflagen meiner damaligen Manier aus meiner Feder floss. Ich würde vielleicht kein Wort hierüber verlieren, wenn Herr Steinmann jene Verse nicht aus Paris datiert und somit als Produkte meines hiesigen Aufenthalts bezeichnet hätte. Ich habe ja ganz dazu geschwiegen, als derselbe Herr Steinmann vor einem Jahre sich eine ähnliche Unziemlichkeit gegen mich zu Schulden kommen ließ, indem er ohne meine Erlaubnis und überhaupt ohne Anfrage allerlei alte Privatbriefe

*) „Ich wollte', meine Lieder" (Bd. XV). Außerdem ward in dem 'Steinmann'schen „Musenalmanach. 1843" (Leipzig, Fr. Fleischer) noch das zuerst im: „Zuschauer", Nr. 3, vom 5. Januar 1822, mitgetheilte Jugendgedicht Heine's: „Deutschland. Ein Traum." (Bd. XVII.) — und zwar gleichfalls mit der Bezeichnung: „Paris" — wieder abgedruckt. Alle drei Piècen scheint Steinmann nach den Abschriften 'kopiert zu haben', welche Heine auf der Universität dem gemeinschaftlichen Freunde Christian Sethe gegeben hatte.

von mir drucken ließ*). Seit länger als achtzehn Jahren stand ich mit Herrn Steinmann nicht im geringsten Verkehr, nicht in der mindesten Berührung, und ich kenne keine äußere Veranlassung, wodurch jene betrübsame Veröffentlichung von Privatbriefen gerechtfertigt werden möchte. Ich muss gegen solches unerlaubte Verfahren endlich aufs bestimmteste protestieren, und Sie können, liebster Freund, zu diesem Zwecke meine eigenen Ausdrücke einem verehrungswürdigen Publiko mittheilen.

---

118. An Maximilian Heine.

Paris, den 12. April 1843.

Liebster Bruder!

Wenn ich dir nicht schreibe, so ist der Grund sehr einfach: Ich hätte dir so Viel zu sagen, dass ich nicht weiß, womit anfangen und wie endigen. Aber beständig denke ich an dich, fast täglich spreche ich von dir mit meiner Frau, die dich so gern einmal sähe, und in meinen bittersten Nöthen stärkt

*) Vgl. die Anmerkung zu dem Briefe Nr. 109 auf S. 310 dieses Bandes.

mich oft das Bewusstsein, dass ich einen getreuen Bruder habe, der mit ganzer Seele mir ergeben ist. Und es hat mir an Nöthen in den letzten Jahren nicht gefehlt! — Ich lebe in diesem Augenblicke ziemlich ruhig, es herrscht ein Waffenstillstand zwischen mir und meinen Feinden, die aber darum nicht minder rührig im Geheimen agieren, und ich muss mich auf alle mögliche Ausbrüche des tödlichsten Hasses und der feigsten Niederträchtigkeit gefasst machen. Das hat aber Alles nicht Viel zu bedeuten, trüge ich nicht meinen schlimmsten Feind in meinem eigenen Leibe, nämlich in meinem Kopfe, dessen Krankheit in letzter Zeit in eine sehr bedenkliche Phase getreten. Fast die ganze linke Seite ist paralysiert, in Bezug auf die Empfindung; die Bewegung der Muskeln ist noch vorhanden. Über der linken Augenbraue, wo die Nase anfängt, liegt ein Druck wie Blei, der nie aufhört, seit beinah zwei Jahren ist dieser Druck stationär; nur in Momenten des starken Anstrengens beim Arbeiten empfand ich ihn weniger, nachher aber war die Reaktion desto größer, und wie du denken kannst, darf ich wenig jetzt arbeiten. Welch ein Unglück! Damit ist auch das linke Auge sehr schwach und leidend, stimmt oft nicht zusammen mit dem rechten, und zu Zeiten entsteht dadurch eine Verwirrung des Gesichtes, die

weit unleidlicher, als das Dunkel der vollen Blindheit. Seit zwei Monat habe ich im Genick ein Haarseil, aber das ist nur Palliativ, und ich habe zu keinem Heilmittel Vertrauen. Ich erzähle dir Das, nicht weil ich von dir Rath erwarte, sondern weil ich deine ärztliche Neugier zufrieden stellen will. Ich habe wenig Hoffnung des Besserwerdens und sehe einer trüben Zukunft entgegen. — Meine Frau ist ein gutes, natürliches, heiteres Kind, launisch wie nur irgend eine Französin sein kann, und sie erlaubt mir nicht, in melancholisches Träumen, wozu ich so viel Anlage habe, zu versinken. Seit acht Jahren liebe ich sie mit einer Zärtlichkeit und Leidenschaft, die ans Fabelhafte grenzt. Ich habe seitdem schrecklich viel Glück genossen, Qual und Seligkeit in entsetzlichster Mischung, mehr als meine sensible Natur ertragen konnte. Werde ich jetzt die nüchterne Bitternis des Bodensatzes schlucken müssen? Wie gesagt, mich graut vor der Zukunft. — Aber wer weiß, es geht vielleicht besser, als mein getrübter Sinn es ahnet. — Bleibe du mir nur zugethan, theuerster Bruder, und ich gebe meinem Herzen einen Halt an deiner Brudertreue, an deiner sicheren Bruderliebe.

In Hamburg scheint Alles in floribus zu sein.

Dass Mariechen eine so gute Partie machte*), ist ein groß Glück, für welches ich dem lieben Gott danke. Welche Freude für unsere Schwester und unsere Mutter! Letztere altert sehr, aber Das liegt in einem allgemeinen Menschenschicksal; ich hoffe, sie wird lange bei uns bleiben, die gute, vortreffliche Mutter.

Mit der Familie stehe ich gut genug, auch mit Onkel Heine, er giebt mir jährlich achttausend Franks, ungefähr die Hälfte von Dem, was ich brauche. Bin aber zufrieden jetzt, wo ich körperlich leidend bin und auf meine Arbeit nicht gut rechnen kann, eine fixe Pension zu haben. — Nach Deutschland gehe ich nie und nimmermehr zurück. Ich lebe hier umfriedet, wenigstens in Bezug auf äußere Berührung. — Und nun, theurer Bruder, lebe wohl, und schreib mir bald. Meine Adresse ist: Faubourg Poissonnière Nr. 46.

Möge dich dieses Blatt in guter Gesundheit und glücklicher Stimmung antreffen.

H. Heine.

Außer meinem Kopf bin ich leiblich und geistig ganz gesund.

*) Marie Embden, die älteste Tochter von Heine's Schwester, hatte sich um diese Zeit mit einem Herrn Honoré de Voss verheirathet.



119. An Julius Campe.

Paris, den 27. April 1843.

Und auch heute, liebster Campe, kann ich Ihnen noch nicht ordentlich schreiben, und diese Zeilen sollen Sie nur mit der nothdürftigsten Beantwortung Ihrer jüngsten Anfrage in Betreff des zweiten „Reisebilder"=Bands und des Liederbuchs beschwichtigen. Ich autorisiere Sie nämlich, den zweiten Band der „Reisebilder" in neuer Auflage erscheinen zu lassen, und zwar, indem Sie ein Exemplar der zweiten Auflage dieses zweiten Bandes so genau als möglich abdrucken lassen. Ich denke nämlich, dass keine sonderlichen Druckfehler in jener zweiten Auflage enthalten, und ich will keine neuen Veränderungen drin vornehmen. Wenn ich in diesem Buche etwas umändern oder ausmerzen will, so ist es für Sie jedenfalls besser, dass Dergleichen in der Gesammtausgabe der Werke geschieht, mit deren Druck Sie, nebenbei gesagt, jetzt nicht mehr lange zögern sollten. Sobald Sie mir anzeigen, dass dieser Druck beginnen soll, schicken Sie mir zugleich die vier „Reisebilder"=Theile, und ich gehe sie genau durch, korrigiere und ordne, und eröffne mit denselben die Gesammtausgabe.

Wenn es Ihnen recht ist, sollen die „Reisebilder" in dieser neuen Form nur zwei Bände betragen, indem ich nämlich die Gedichte ausscheide und sie zum Beschluss der Gesammtausgabe liefere. Unterdessen glaube ich noch einen fünften Theil „Salon" zu geben, aber auch dieser (der ganze „Salon") soll zusammengedrängt in der Gesammtausgabe nur drei Theile betragen. Ich bemerke Ihnen Dieses, damit Sie, wenn Sie etwa Lust hätten, die Gesammtausgabe jetzt anzukündigen, dem Publiko anzeigen, dass das Ganze acht sehr starke Bände betragen, und dass zwei Bände „Reisebilder" die Avantgarde bilden würden. —

Was die neue Auflage des „Buchs der Lieder" betrifft, so autorisiere ich Sie ebenfalls, dieselbe nach der zweiten Auflage ganz genau abdrucken zu lassen, so genau als möglich, damit nicht die Druckfehler zu sehr emporblühen, und ich werde Ihnen (Sie können sich drauf verlassen) recht bald eine kleine Vorrede zu dieser neuen Auflage überschicken.

Ich leide so stark an den Augen, dass ich fast gar nicht schreiben kann.

Wie man mir aus Deutschland meldet, soll der „Telegraph" wieder die niederträchtigsten Insinuationen gegen mich enthalten, und ich bitte Sie, schicken Sie mir so bald als möglich ein Exemplar,

damit ich ermesse, in wie weit ich mich über Ihre Unziemlichkeit und Lieblosigkeit zu beklagen habe. Jedenfalls geschieht mir hier von Ihnen die größte Unbill, und Jeder sagt mir, dass ich wie ein Niais handle, wenn ich mir Dergleichen ruhig gefallen lasse ... Gäbe ich auch nach im Momente, so bliebe doch eine bittere Verstimmung zurück, die uns später alle Lust verleiden würde. Wie kann ich den Mann als einen Freund behandeln, welcher Blätter in die Druckerei schickt oder honoriert, worin Heinrich Heine verunglimpft wird? Ich bitte Sie, ich bitte Sie, thun Sie mir dieses Ärgernis aus den Augen — auf Ehre, es ist dringendst nothwendig.

Ihr Freund

H. Heine.

---

120. An Mathilde Heine.

Bremen, den 28. Oktober 1843.

Lieber Schatz!

Ich bin so eben hier angelangt, nachdem ich zwei Tage und zwei Nächte durch gefahren; es ist acht Uhr Morgens, und ich werde noch heute Abend weiter reisen, so dass ich morgen in Hamburg eintreffe. Ja, morgen bin ich am Ziel meiner Pilgerfahrt, welche höchst langweilig und ermüdend war.

Ich bin ganz erschöpft. Ich hatte viel Ungemach und schlechtes Wetter. Alle Welt reist hier im Mantel, ich in einem elenden Paletot, der mir nur bis an die Kniee reicht, welche steif vor Kälte sind. Bei Alledem ist mein Herz voller Sorgen: ich habe mein armes Lamm in Paris gelassen, wo es so viel' Wölfe giebt. Ich bin die arme Hälfte eines Hahns. Ich habe schon über hundert Thaler verbraucht. — Adieu, ich umarme dich! — Ich schreibe dir in einem Zimmer, das voller Leute ist; das Geschrei um mich her verursacht mir die entsetzlichsten Kopfschmerzen. — Tausend Grüße von mir an Madame Darte und unsre vortreffliche, phantastische Aurecia!*) Von Herzen

Dein armer Mann

Henri Heiné.**)

---

*) Während der Abwesenheit Heine's befand sich seine Frau, in Gesellschaft ihrer Freundin Aurecia, in der Pension der Madame Darte, Chaillôt Nr. 101, zu Paris.

**) Während Heine's Briefe an seine Frau — gegen die sonstige Gewohnheit des Dichters, wenn er an Franzosen schrieb oder seinen Namen unter französischen Übersetzungen seiner Arbeiten drucken ließ — sämmtlich mit „Henri Heiné“ unterzeichnet sind, ist auf den Kouvert-Adressen an Madame Henri Heine niemals der Accent aigu dem Schlussbuchstaben seines Namens beigefügt. Sämmtliche Briefe an Mathilden sind in französischer Sprache geschrieben, und werden hier in wortgetreuer Übersetzung mitgetheilt.

121. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 31. Oktober 1843.

Schönster Schatz!

Seit zwei Tagen befinde ich mich in Hamburg, wo ich all' meine Verwandten in bestem Wohlsein angetroffen habe, mit Ausnahme meines Oheims; obgleich er sich augenblicklich etwas erholt hat, ist sein Zustand doch beunruhigend, und man fürchtet, ihn bei einem nächsten Anfalle seiner Krankheit zu verlieren. Er hat mich mit großer Herzlichkeit, ja mit zuvorkommender Artigkeit empfangen, und da er sieht, daſs ich nicht nach Hamburg komme, um Geld zu verlangen, sondern einzig, um ihn und meine Mutter wieder zu sehen, so stehe ich hoch in seiner Gunst. Er hat sich bei mir sehr angelegentlich nach dir erkundigt, und stets aufs rühmlichste von dir gesprochen. Ich sehe mit Freuden, daſs man im Allgemeinen gut von dir spricht, hier in Hamburg, wo man sich grimmiger als anderswo verlästert; es ist ein Nest voll Klatschereien und Schmähsucht.

Liebe Tante!

Ich habe mit vielem Vergnügen von meinem lieben Onkel gehört, daſs Sie sich

vollkommen wohl befinden; aber ich bedauere sehr, daſs Sie nicht mitgekommen sind, uns in Hamburg zu besuchen. Jeder, der so glücklich war, Sie zu sehen, spricht mit Bewunderung von Ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit, und ich bin höchst begierig, Ihre Bekanntschaft zu machen.

Unsere ganze Familie denkt viel an Sie, und wir hoffen Alle, daſs Sie uns nächstens mit Ihrem liebenswürdigen Besuche in Hamburg erfreuen werden.

Ich habe die Ehre, mich Ihnen bestens zu empfehlen, und verharre

Ihr ergebenster Neffe
Ludwig.

Obige Zeilen sind von meinem Neffen*), welcher mich so eben besuchte und meinem Briefe einige Worte beizufügen wünschte. Meine Schwester befindet sich wohl, meine Nichte Madame de Voſs ebenfalls; alle Beide sind zart wie Bernstein.

Was meine Mutter betrifft, so finde ich sie sehr verändert. Sie ist sehr schwach und entkräftet. Sie ist durch Alter und Sorgen zusammen geschrumpft.

*) Ludwig Embden, Sohn von Heine's Schwester Charlotte.



Ängstlich, wie sie ist, regt die geringste Kleinigkeit sie schmerzlich auf. Ihr größtes Übel ist der Stolz. Sie geht nirgends hin, da sie nicht die Mittel hat, bei sich Besuch zu empfangen. Seit dem Brande bewohnt sie zwei kleine Zimmer; es ist ein Jammer! Sie hat Viel durch den Brand verloren, da sie bei einer Gesellschaft versichert war, die nicht bezahlen konnte.

Mein neuer Neffe, Herr de Voss, ist ein sehr junger und liebenswürdiger Mann. — Karl Heine scherzt immer über meine Eifersucht und wundert sich, dass ich mich habe entschließen können, dich in Paris zu lassen! — Du bist meine arme geliebte Frau, und ich hoffe, dass du artig und vernünftig bist. Ich bitte dich inständigst, dich nicht zu viel öffentlich zu zeigen, auch nicht nach der Heilanstalt zu gehen; ich hoffe, dass du den obersten der Tröpfe nicht bei dir empfangen wirst; glaube mir, du hast Freundinnen und ehemalige Freundinnen, welche Nichts sehnlicher verlangen, als dich mir gegenüber zu kompromittieren. — Tausend freundliche Grüße von mir an Madame Darte und Aurecia!

Dein armer Gatte

Henri Heiné.

122. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 2. November 1843.

Schönster Schatz! geliebte Nonotte!*)

Ich hoffe, dass es dir wohlgeht; mir geht es wohl. Nur leidet mein abscheulicher Kopf etwas an jener nervösen Krankheit, welche du kennst. Gestern dinierte ich bei meinem Oheim, der sehr verstimmt war; der arme Mann steht schreckliche Leiden aus. Es gelang mir jedoch, ihn zum Lachen zu bringen. Heute speise ich bei meiner Schwester mit dem jungen Ehepaar und meiner alten Mutter. Das Wetter ist schön und so milde, dass ich hier nur meinen kleinen Oberrock trage. — Ich denke nur an dich, meine liebe Nonotte. Es ist ein großer Entschluss, dass ich dich allein in Paris gelassen, in diesem schrecklichen Abgrunde! Vergiss nicht, dass mein Auge immer auf dir ruht; ich weiß Alles, was du thust, und was ich jetzt nicht weiß, werde ich später erfahren.

---

*) Diesen Scherznamen gab Heine seiner streng katholischen Frau mit Anspielung auf den Jesuiten Nonnotte, der sich durch seine Polemik gegen Voltaire bekannt gemacht hatte.



Ich hoffe, dass du nicht versäumt hast, Stunden bei einem Schüler von Favarget zu nehmen, und dass du deine jetzige Muße wohl benutzest.

Ich bin überzeugt, dass du in diesem Augenblick keinen Sou mehr in deiner Börse hast. Künftige Woche werde ich dir die nöthige Quittung senden, um in meinem Namen meine monatliche Pension bei Fould erheben zu lassen, und ich werde dir gleichzeitig mittheilen, wie ich über diese Summe zu disponieren gedenke.

Ich habe keinen Brief von dir erhalten; wenn du noch nicht geschrieben hast, so bitte ich dich, das Schreiben nicht länger aufzuschieben. Du hast doch nicht meine Adresse verloren: „An Herrn H. H., Adr. Herren Hoffmann und Campe, Buchhändler in Hamburg."

Ich kann noch nicht den Tag meiner Abreise bestimmen; wahrscheinlich wird sich mein Aufenthalt hier in Hamburg bis zur Mitte dieses Monats verlängern. Glaub mir, es ist keine verlorene Zeit. Meine Geschäfte mit meinem Buchhändler sind verwickelt, und ich habe hier in dieser Hinsicht Viel zu thun.

Grüße von mir Madame Darte, der ich mein Theuerstes auf der Welt anvertraut; ich habe von ihr mit mehreren Leuten gesprochen, die sich bei

mir nach den französischen Pensionaten erkundigten. Meine Empfehlungen an Aurecia!

Von ganzem Herzen

Dein Mann
Henri Heiné.

---

123. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 5. November 1843.

Geliebte Nonotte!

Ich habe noch keine Nachricht von dir erhalten, und ich fange schon an, mich darüber recht zu beunruhigen. Ich bitte dich dringend, mir so bald als möglich zu schreiben, unter der Adresse der Herren Hoffmann und Campe in Hamburg, welche ich dir schon angegeben. Ich werde hier wahrscheinlich noch vierzehn Tage bleiben, und bei meiner Abreise werde ich meine Vorsichtsmaßregeln treffen, damit deine Briefe nach Paris zurückgesandt werden, falls sie zu spät anlangen sollten. Ich werde hier von aller Welt gehätschelt. Meine Mutter ist glücklich; meine Schwester ist außer sich vor Entzücken, und mein Oheim findet an mir alle erdenklichen guten Eigenschaften. Auch bin ich sehr liebenswürdig. Welch saure Arbeit! ich muss den uninteressantesten Leuten

gefallen! Bei meiner Rückkehr werde ich so sauertöpfisch wie möglich sein, um mich von den Anstrengungen meiner Liebenswürdigkeit zu erholen.

Ich denke beständig an dich, und ich vermag nicht ruhig zu sein. Unbestimmte und trübe Sorgen quälen mich Tag und Nacht. Du bist die einzige Freude meines Lebens — mache mich nicht unglücklich!

All' meine Verwandten machen mir Vorwürfe, dass ich dich nicht nach Hamburg mitgebracht. Ich habe jedoch wohlgethan, das Terrain ein wenig zu studieren, bevor ich in deiner Begleitung käme. Wahrscheinlich werden wir den Frühling und Sommer hier verbringen. Ich hoffe, dass du für deine jetzige Langeweile hinreichend belohnt werden wirst. Ich werde das Mögliche thun, dich dafür schadlos zu halten. — Adieu, mein Engel, meine Liebste, mein armes Kind, mein gutes Weib!

Vergiss nicht, Madame Darte tausend Artigkeiten von mir zu sagen. Ich hoffe, dass du mit der guten Aurecia auf bestem Fuße stehst. — Ich beschwöre dich, keine Leute zu besuchen, mit welchen ich schlecht stehe, und welche dich eines Tags verrathen würden, wenn du dich mit ihnen überworfen hast. — Morgen oder übermorgen werde ich dir die nöthigen Papiere senden, um meine Pension zu erheben.

Mein Gott! mein Gott! seit vierzehn Tagen hab' ich dich nicht zwitschern hören. Und ich bin so fern von dir! Es ist ein wahres Exil — Ich küsse dich auf das kleine Grübchen deiner rechten Wange. Henri Heiné.

---

124. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 8. November 1843.

Geliebter Engel!

Beifolgend sende ich dir Brief und Quittung für den Kassierer der HH. Fould; du wirst ihm diesen Brief durch einen zuverlässigen Mann schicken, welcher dir 400 Franks zurück bringen wird. Gieb wohl Acht, diesen Brief nicht zu verlieren; denn um dir jede Unterschrift zu ersparen, habe ich den Namen des Inhabers nicht bezeichnet. Ich bitte dich, unserm Portier die Summe von 100 Franks zu übergeben, mit dem Bemerken, dass er sie für mich aufheben möchte, und dass ich ihn wissen lassen würde, wie ich darüber disponieren will. Es bleiben dir 300 Franks, wovon du 150 Franks an Madame Darte geben kannst, um sie deinem Konto gut-

zuschreiben. 50 Franks wirst du an Madame Morin und 50 Franks an Mademoiselle Bauplan senden; die 50 Franks, welche dir übrig bleiben, wirst du in deiner Tasche verwahren, und ich hoffe, dass du sie nicht für Lappalien ausgeben wirst. Ich komme wahrscheinlich ohne einen Sous zurück, und ich will keine Schulden vorfinden.

Ich bin noch immer ohne Nachricht von dir; ich muss noch vierzehn Tage in Hamburg bleiben. In einigen Tagen werde ich dir ausführlicher schreiben; inzwischen umarme ich dich von ganzem Herzen. Henri Heiné.

---

125. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 9. November 1843.

Mein theurer Varnhagen!

Für Ihren lieben herzlichen Brief vom 6. meinen vorläufigen Dank; beantworten aber kann ich ihn noch nicht. Nur so Viel: wenn es nur irgend möglich ist, will ich Sie zu sehen suchen. — Ich reiste hierher in der Absicht, nur meine Verwandten zu besuchen, durcheilte Deutschland so rasch

als möglich, und wollte eben so rasch und direkt wieder nach Paris zurückkehren, wo mir meine Frau nur auf einen Monat Urlaub gab. Deshalb hatte ich in Bezug der resp. deutschen Regierungen gar keine Vorkehrungen genommen und besitze gar keine Sicherheitsgarantien. Wozu auch Anfragen? Eine solche ist bereits eine Koncession, und ich werde wahrhaftig keine machen. Nicht die preußische Regierung, sondern ich bin der Gekränkte, der in seinem Privatvermögensinteresse widerrechtlich Gekränkte — und ich sollte eine demüthige Anfrage machen, ob ich auch sicher sei, keine persönliche Beleidigung zu erleiden, wenn ich nach Berlin käme?

Sie rathen mir, mich an Herrn v. Humboldt zu wenden. Er hat sich in der That immer liebreich für mich erwiesen. Aber, ehrlich gestanden, wie Viel ich auch von seiner Macht halte, so Wenig halte ich von seinem Willen, mir zu nutzen. Er hat vielleicht auch nicht mehr die nöthige Energie, gegen allerhöchste Präventionen ein Wort zu sprechen.

Ich will reiflich darüber nachdenken, ob ich es wagen soll, auf einen Tag nach Berlin zu kommen, wo ich alsdann nur Sie sehen würde. Dieser Gedanke führt mich auf die Idee, von hier zuvörderst nach Leipzig zu gehen, von wo die Eisenbahn mich entweder rasch zu Ihnen führt, oder Ihnen, wenn

Sie nicht eben unpäßlich sind, es möglich macht, mit Bequemlichkeit mir eine kleine Strecke entgegen zu kommen. Gott bewahre, daß ich Ihnen eine große Fatigue zumuthen möchte!

Vierzehn Tage bleibe ich noch hier, und gegen Ablauf derselben schreibe ich Ihnen meine bestimmte Resolution. Bis dahin verharre ich mit ganzer Seele

Ihr Freund

H. Heine.

Meine Adresse ist immer richtig, wenn Sie den Brief an Salomon Heine adressieren oder an Hoffmann und Campe hierselbst.

---

126. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 10. November 1843.

Meine Liebe!

Ich habe noch keine Zeile deines Gekritzels empfangen. Ich denke mir, daß du das Schreiben bis zu dem Tage aufgeschoben hast, wo du die Nachricht von meiner Ankunft hieselbst erhieltest. Schreibe mir ruhig; ich werde bei meiner Abreise die Ordre hinterlassen, mir die Briefe nach Leipzig

zu schicken, wo ich einige Tage verweilen werde, und wenn die Briefe mich in Leipzig nicht mehr treffen, so wird man mir sie nach Paris zurück senden. Es sind hauptsächlich meine Buchhändler-affären, die mich hier noch eine Woche festhalten werden. Mein Buchhändler ist der größte Schelm von der Welt, und es kostet mich viel Mühe, meine Interessen ins Reine zu bringen. — Ich hoffe, daſs du meinen letzten Brief empfangen hast, welcher die nöthige Quittung enthielt, um die 400 Franks bei Fould zu erheben; vergiſs nicht, mir sofort mitzutheilen, ob man sie ohne Schwierigkeit ausbezahlt hat. — Mein Oheim befindet sich besser seit einigen Tagen, und ich stehe auch besser mit ihm. Alle Welt macht mir Vorwürfe, daſs ich dich nicht hieher mitgebracht. Wie hätte ich mich gefreut, wenn du gestern Abend hier gewesen wärest; meine Nichte Madame de Voſs gab mir zu Ehren eine große Abendgesellschaft: es wurde getanzt, das Souper war vorzüglich, und Nichts fehlte, als du. Meine Nichte wohnt wie eine Prinzessin, und all ihr Luxus hat etwas Solides und Komfortables. Die Kinder meiner Schwester sind sehr niedlich, und fragen mich unaufhörlich nach ihrer Pariser Tante. Sie werden sie, so Gott will, nächstes Frühjahr sehen, das wir, so wie auch den Sommer, hier verbringen werden.

Aber ich sage selbst nicht, daſs ich diese Absicht habe; hüte dich wohl, Etwas davon an Karl Heine zu verrathen, der im Februarmonat nach Paris kommen wird. Ich bitte dich, so bald als möglich Unterrichtsstunden in der deutschen Sprache zu nehmen. Es versteht sich von selbst, daſs du dich gegenwärtig des Schönschreibens befleißigst, was dringend nothwendig ist. Benutze deine Muße gut!

Adieu, meine Liebe! Ich denke stets an und für dich. Mache meine Empfehlung an Madame Darte und Mademoiselle Aurecia. Schreibe mir viel, und betrage dich, wie ich es verdiene.

Dein armer Sklav (chien) und Gatte

Henri Heiné.

Sage Madame Varien nicht, was ich dir schreibe, du thätest gut, sie überall nicht zu besuchen, aus wichtigen Gründen.

---

127. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 19. November 1843.

Geliebteste Freundin!

Ich hoffe, daſs es dir wohlgeht; was mich betrifft, so spielt mein abscheulicher Kopf mir immer

noch Possen und hindert mich, meine Geschäfte in Hamburg schnell zu beenden. Ich bin leidend und langweile mich, denn ich denke immer an dich; ich bin fast toll, wenn meine Gedanken die Richtung nach Chaillôt einschlagen — Was macht jetzt meine Frau, die Tollste der Tollen? Es war Tollheit von mir, dich nicht mit hieher zu bringen. — Um Gotteswillen, thue Nichts, worüber ich bei meiner Rückkehr böse werden könnte. Verhalte dich so still wie möglich in deinem Nestchen, arbeite, studiere, langweile dich rechtschaffen, spinne Wolle, wie die biedere Lukretia, welche du im Odeon gesehen hast. — Heute will ich dir einen Auftrag geben. Ich brauche zwei Damenhüte, einen für meine Schwester, den andern für meine Nichte. Gehe zur Modistin, und wähle dort zwei der modernsten Hüte aus, die du findest. Wenn Nichts nach deinem Geschmacke im Magazin vorräthig ist, so bestelle die Hüte. Sie brauchen nicht allzu reich, sie brauchen nicht allzu sehr mit Spitzen garniert zu sein, und selbst wenn sie nicht von Sammet sind, hat Das Nichts zu sagen, wenn sie nur recht modern und elegant sind und guten Effekt machen. Keine dunkle Farbe, sondern helle Farben: weiß oder rosa oder jede andere Farbe, ausgenommen blau, welches meine Schwester nicht liebt. Ich glaube, auch grün ist

eine wenig empfehlenswerthe Farbe. Meine Nichte hat einen kleinen Kopf, und ihr Hut darf nicht zu groß sein, es muss etwas Kleines und Zierliches sein. Übrigens kannst du dich dabei auf das Gedächtnis von Aurecia verlassen, welche das kleine Persönchen gesehen hat. Meine Schwester hat einen langen und schmalen Kopf, und sie trägt Schmachtlocken, die ihr bis auf die Schultern hinab fallen. Ihr Hut muss also tiefer hinab gehen, als der meiner Nichte, und er darf, wegen ihres gelockten Haares, inwendig nicht zu viel garniert sein. — Deine Modistin muss die Einpackung und sogar die Absendung besorgen. Ich weiß nicht, ob das Dampfschiff noch jeden Sonnabend von Hâvre abgeht; wo nicht, so muss die Schachtel auf dem Landwege geschickt werden. Aber deine Modistin wird Das auf dem Büreau der Messageries royales erfahren, welche die Beförderung der Schachtel übernehmen, die gut verpackt sein und unten stehende Adresse tragen muss.

Richte den Auftrag gut aus. Du kannst deiner Modistin sagen, wenn sie mich diesmal gut bediente, so würde meine ganze Familie mir ihre Kundschaft schenken, und ich würde ihr viel' Hüte abkaufen. Es ist wirklich ein Versuch.

Adieu, mein geliebter Engel. Meine Empfeh-

lung an Madame Darte! Freundliche Grüße an Aurecia!

Dein armer Mann

Henri Heiné.

Folgendes ist die Adresse, welche auf die Hutschachtel gesetzt werden muss:

An Madame Honoré de Voss.
Alter Wandrahm No. 58.
Hamburg.

---

128. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 20. November 1843.

Geliebte Frau!

Ich habe dich gestern beauftragt, bei der Modistin zwei Hüte zu kaufen, einen für meine Schwester, den andern für meine Nichte. Aber meine Nichte sagt mir so eben, dass sie augenblicklich keinen Hut will, weil sie noch zwei prachtvolle Hüte hat und zu Ende des nächsten Monats ihre Niederkunft erwartet, was sie verhindern wird, so bald einen neuen Hut zu gebrauchen. Aus diesem Grunde brauchst du nur den Hut für meine Schwester zu kaufen, welcher beschaffen sein muss, wie ich dir

gestern schrieb. Sie ist von schmächtiger Figur, aber keine große Frau; sie ist ungefähr von derselben Größe wie Elisa. Wenn der schlichte Sammt oder der krause Sammt am modernsten ist, so nimm einen Hut von diesem Stoffe; aber ich wiederhole, er darf nicht zu theuer sein. Die Schachtel muss adressiert sein, wie ich es in meinem gestrigen Briefe beorderte. — Adieu, ich umarme dich. Meine Angelegenheiten stehen sehr gut und ich bin im Begriffe, meine Interessen mit meinem Buchhändler auf sehr günstige Art zu ordnen. Es war sehr nothwendig, dass ich herkam — ich verliere nicht meine Zeit. Du wirst hier Alles wohlvorbereitet finden. Leb wohl! Ich denke nur an dich, und ich liebe dich wie ein Toller, der ich auch bin.

Henri Heiné.

---

129. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 25. November 1843.

Mein armes Lieb!

Ohne Nachrichten von dir seit so langer Zeit! Mein Gott! Ich versichere dir, es ist schrecklich! Dennoch muss ich noch bis Ende der nächsten Woche hier bleiben (heute ist Sonnabend). Ich werde direkt

nach Paris zurück kehren, ohne mich irgendwo aufzuhalten, so dass ich in vierzehn Tagen dich, mein Schatz, wiedersehen werde. Inzwischen sei ruhig, fleißig und verständig. — Ich habe meine Zeit hier gut angewandt. Meine Angelegenheiten mit meinem Buchhändler sind ins Reine gebracht. Alles ist geordnet, selbst für die Zukunft. Ich übertrage ihm das Recht, meine Werke für alle Zeit auszubeuten, statt des Termines, welcher in vier Jahren ablief. Er zahlt mir dafür seinerseits eine lebenslängliche Rente von 1200 Mark Banco (Das sind ungefähr 2400 Franks). Wenn ich vor dir sterbe, so wird diese Rente auf dich übergehen, und mein Buchhändler muss dir alljährlich dieselbe Summe auszahlen. Diese Rente beginnt erst mit dem Jahre 1848 (nach vier Jahren); aber wenn ich in diesen vier Jahren sterbe, verpflichtet sich mein Buchhändler, schon von da ab dir deine 2400 Franks per Jahr zu bezahlen; so dass dir von heute an diese Summe für dein ganzes Leben gesichert ist. Das ist die Basis unsres Kontraktes. Es ist ein großes Geheimnis, das ich Niemanden mittheile; aber da du Details von mir zu hören wünschest, vermag ich dir dies neue Arrangement nicht zu verschweigen, das mir in vier Jahren 200 Franks monatlich mehr verschafft, um unseren Lebensunterhalt zu be-

streiten. Zugleich ist es ein Anfang, deine Einnahmen nach meinem Tode zu fixieren, der übrigens nicht so bald eintreten wird, denn ich befinde mich vortrefflich. — Es ist die Pflicht jedes Mannes, für das Schicksal seiner Frau in seinem Todesfalle zu sorgen und seine Wittwe nicht Streitigkeiten ausgesetzt zu lassen. Das ist kein Verdienst, sondern eine Pflicht. — Leider hat mein Freund Christiani nicht so gedacht, und der Wicht hat das ganze Vermögen verplempert, welches meine arme Kousine ihm als Mitgift zugebracht, 140,000 Franks, die mein Oheim ihr geschenkt hatte, und er hat unter lügnerischen Vorwänden eine andere enorme Summe meinem Oheim abgepresst, der Nichts mehr von ihm wissen will. Er hat das Alles im Spiel verloren, und man hat Alles bei ihm versteigert, bis auf die Nippsachen seiner Frau herab. Welch ein Unglück! Dieser Vorfall hat die ganze Familie betrübt, und ich habe mir die Sache tief zu Herzen genommen. — Meinem Oheim geht es besser. Unsre ganze Familie befindet sich wohl. Ich höre nicht auf, von dir mit meinen Nichten zu sprechen, die vor Begierde brennen, ihre Tante Mathilde zu sehen. Gestern war eine Tanzgesellschaft bei meinem Onkel Henry. Lieber Gott, wie glücklich hätte es mich gemacht, dich dort mit deinem dicken Popo

herumwirbeln zu sehen! Ich muss meine Abreise beschleunigen, denn es grämt mich zu sehr, dass du nicht bei mir bist. — Adieu, mein Schatz! Übe fleißig deine Handschrift. Was die Stunden im Deutschen betrifft, so denke ich, dass du sie erst bei meiner Rückkehr nehmen wirst. — Ich bin in diesem Augenblick mit Geschäften überhäuft. — Meine freundschaftlichsten Grüße an Madame Darte, der ich nicht genug danken kann für die Sorge, welche sie dir widmen wird. Sie hat so viel Geist und Geduld, und sie weiß den Schatz unerschöpflicher Güte, den du im Herzen trägst, hinlänglich zu würdigen, um dir gern jenen Ungestüm zu verzeihen, welcher so schnell verfliegt. Was Aurèce betrifft, so sage ihr, dass ich recht oft an sie denke, und dass ich auch auf ihr gutes Herz rechne. Ich hoffe sie gesund und munter wieder zu sehen. — Verzeihe mir, wenn ich nicht oft genug an dich schreibe. Ich habe so Vielerlei im Kopfe. Vor meiner Abreise werde ich dir noch schreiben. Ich liebe dich von ganzem Herzen, und ich denke, dass du mich bei meiner Rückkehr mit Freuden umarmen wirst.

Dein Mann

Henri Heiné.

130. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 6. December 1843.

Meine liebe kleine Frau!

Morgen reise ich ab. Ich habe nicht früher abreisen können wegen meiner Geschäfte und wegen der Grippe, an welcher ich heute noch leide. Gestern hat mein Buchhändler den Kontrakt unterzeichnet, von welchem ich dir geschrieben; du hast keine Vorstellung davon, wie viel' Scherereien ich wegen dieses Kontrakts gehabt. Er ist köstlich! Ich bin entzückt davon. —

Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht, wenn ich an dich denke, die mir so lange nicht geschrieben. Ich hatte dich gebeten, mir unter allen Umständen zu schreiben, und du hast es nicht gethan. — Ich habe heute Kopfschmerz. — Was für hübsche Geschenke ich dir von Hamburg mitbringe! Selbst meine Kousine Therese (die Tochter meines Onkels Salomon Heine) interessiert sich aufs liebenswürdigste für dich, und sie hat mir einen Schmuck für dich gegeben, den sie selbst getragen. Das freut mich doppelt, vor Allem wegen Madame Karl — — Leb wohl! Tausend Grüße an deine Freundinnen! Ich bin sehr in Eile.

Henri Heiné.

131. An Mathilde Heine.

Bückeburg, den 10. December 1843.

Geliebter Engel!

Ich bin überzeugt, dass du nicht weißt, wo Bückeburg, eine sehr berühmte Stadt in den Annalen unsrer Familie, liegt. Aber Das thut Nichts, die Hauptsache ist, dass ich unterwegs bin, dass ich mich wohlbefinde, dass ich dich herzlich liebe, und dass ich dich wahrscheinlich Sonnabend umarmen werde. Ich gedenke fast einen Tag in Köln zu bleiben, und ich weiß noch nicht, wie ich von Brüssel nach Paris reise. Ich werde dir schreiben, so bald ich in Brüssel eintreffe, damit du genau die Stunde meiner Ankunft wissest. Ich werde von Sorgen deinethalb gequält. So lange Zeit ohne Nachrichten von dir zu sein, o Gott, wie schrecklich! Auch bin ich dir deshalb böse, und werde dir bei meiner Ankunft nur fünfhundert Küsse statt tausend geben.

Ich hoffe, dass du noch auf bestem Fuße mit Madame Darte und Aurecia stehst, und ich bitte dich, ihnen die schönsten Grüße zu sagen von deinem armen Manne

Henri Heiné.



132. An Julius Campe.

Paris, den 29. December 1843.

Liebster Campe!

Seit zehn Tagen bin ich wieder hier in meinem Hauptquartier, wo ich Alles besser antraf, als ich mir vorstellte; der Mangel an Nachrichten von Paris verleidete mir meine letzten Tage in Hamburg, so dass mir dort der Kopf davonlief. Jetzt fällt mir noch Tausenderlei ein, was ich dort noch hätte thun können. Von meinem Oheim, der mich durchaus nicht fortlassen wollte, schied ich fast ohne Abschied. Die wichtigsten Notizen, die ich einsammeln wollte, rein vergessen. Es freut mich unsäglich, dass ich wenigstens in Bezug auf Sie Alles aufs erfreulichste für uns Beide geordnet, und die sichere Grundlage für ein gemeinsames Zusammenwirken erreicht habe; die Verwicklungen, die sich durch eine dreizehnjährige Abwesenheit bilden mussten, haben wir entwirrt, uns dadurch die Gegenwart erheitert, und wir dürfen auf eine schöne Zukunft rechnen. — Vor der Hand wünsche ich Ihnen auch Glück und Segen zum neuen Jahre!

In Hannover habe ich mich weitläuftig mit Detmold über den „Telegraphen" besprochen. Er

versprach, Ihnen gleich darüber zu schreiben, und er wird Ihnen also selbst seine Ansichten mitgetheilt haben. Ich glaube, so behindert er auch durch außerordentliche Umstände in diesem Momente ist, dürfen wir doch auf ihn rechnen. Er ist ebenfalls der Meinung, dass Sie, um dem „Telegraphen" einen bedeutenden Absatz zu sichern, ihm eine bestimmt politische Richtung geben müssen; er müsste nur eine literärische Färbung, nicht Farbe, behalten. Ja, nur in solcher Weise ist Etwas damit anzufangen. Sind Sie zu solcher Umwandlung entschlossen, so bietet sich mir hier die Gelegenheit, die schiffbrüchigen Trümmer der ehemaligen „Rheinischen Zeitung", nämlich die Redaktoren, besonders Dr. Hess und seinen schreibenden Anhang, auch den Anhang des lesenden Publikums, für den renovierten „Telegraphen" zu erwerben. Dr. Hess ist eine der ausgezeichnetsten politischen Federn, und er wäre sogar geeignet, wenn Detmold zögert, die Hauptredaktion zu leiten. So lange Sie, sagt mir Detmold, den Schirges beibehalten, sind Sie von Gutzkow nicht los, und Derselbe wird Sie immer noch in Verdrießlichkeit verspinnen können. Reines Abbrechen mit Diesem sei nöthig, und wenn man auch Jenen dadurch ein bischen vor den Kopf stößt. Als Mitarbeiter den Schirges, so viel Sie wollen,

aber auf keinen Fall seinen als Lieutenant von Gutzkow kompromittierten Namen zur Redaktion genommen. A. Weill lässt sich Ihnen angelegentlichst empfehlen und möchte gar gern am „Telegraphen" weiter arbeiten, wenn Sie ihn anständig honorieren. — Wie gesagt, Sie antworten mir bald in Betreff der Ruge'schen Koterie (Sie sehen, ich nenne die Sache bei ihrem Namen). Was mich selbst betrifft, so gehöre ich nie zu einer Koterie als solcher, unterstütze aber Alles, was mir gut und löblich dünkt. Für die Ruge'sche Zeitschrift*) habe ich daher gleich einen Beitrag geschrieben und ihn bereits abgeliefert. Es sind drei Spottgesänge auf Ludwig von Baiern**), das Sanglanteste, was ich je geschrieben, und habe ich Zeit, werde ich Ihnen gelegentlich eine Abschrift davon mittheilen; die Revue wird nämlich erst Februar erscheinen.

Hab' auch auf meiner Reise mancherlei Verse gemacht, die mir mit größerer Leichtigkeit gelingen, wenn ich deutsche Luft athme. Von künftigen Aufenthalten in Deutschland verspreche ich mir viel' poetische Früchte, und ich kann es als Poet noch

---

*) Deutsch-französische Jahrbücher, herausgegeben von Arnold Ruge und Karl Marx. Paris, 1844.

**) Abgedruckt in Band XVII.

zu Etwas bringen. Zur Ausstattung meiner „Neuen Gedichte" (Das ist des Buchs Titel) werde ich alles Mögliche aufbieten, und nächste Woche gehe ich schon ans Redigieren und Ordnen. — Ich befinde mich ziemlich wohl, aber ein bischen kopftrübe; weiß jedoch nicht, ob jene Kopfvertrübnis ein Schnupfen oder wirkliche Dummheit ist. Thätig werde ich aber mich jedenfalls zeigen im Laufe des neuen Jahrs. — Damit Sie ebenfalls in Thätigkeit erhalten werden, werde ich gleich mit dem Beginn des Jahrs die besprochene Summe auf Sie trassieren; ich bitte, solche bei Vorkommen zu honorieren. — Die Reise hat meinen Säckel ziemlich erschöpft, und (was Niemand glaubt) ich habe dort meinen Oheim für keinen Schilling in Anspruch genommen. Wir haben uns wechselseitig mit der größten Delikatesse behandelt.

Ich habe noch keine passende Gelegenheit gehabt, mit Rothschild in Betreff des bewußten Manuskripts*) zu sprechen; gegen Neujahr umwogt

---

*) Friedrich Steinmann hatte Herrn Campe eine „Geschichte des Hauses Rothschild" eingesandt welche zum Theil sehr scharfe Invektiven gegen die Mitglieder jener Familie enthielt. Herr Campe zahlte dem Verfasser das von ihm geforderte Honorar, ließ aber das Buch nicht e rscheinen.

ihn ein Weltmeer von Geschäften, und erst einige Wochen nachher, wo die Brandung ein bischen nachläſſt, wo der Strudel nicht mehr so betäubend, kann ich ihm Rede abgewinnen. Werde ihn also erst gegen Ende Januar sprechen; unterdessen aber bitte ich Sie, geben Sie das Manuskript bei Leibe nicht zurück. Das zu zahlende Honorar garantiere ich Ihnen aus meiner Tasche. Ja, wollen Sie mir eine rechte Liebe und Freundschaft erzeigen, so schicken Sie mir das Manuskript hieher nach Paris — ich bin dann im Stande, Etwas zu zeigen, und entgehe jedenfalls dem Verdachte, als existierten nicht in der Wirklichkeit die grellen Angriffe, wogegen ich Schutzmittel anböte, oder als hätte ich gar dieselben selber nachträglich ins Leben gerufen, etwa aus Depit. Ich möchte, ich gestehe es, gar zu gern die schönen, liebreichen Dienste, die mir Rothschild seit zwölf Jahren erwiesen hat, so viel es honetterweise nur möglich ist, zu vergelten suchen, aber der bloße Gedanke schon, dass er glauben könnte, ich wollte ihn ausbeuten, schüchtert mich ein, macht mich fast feige. Sie haben sich in Betreff dieser Angelegenheit so nobel gegen mich ausgesprochen, dass ich hoffen darf, Sie lassen auch mich nicht in einem peinlichen Verdachte und erleichtern mir meinen Freundschaftseifer für Rothschild, indem

Sie mir das feindselige ‚Manuskript umgehend durch die Post zuschicken. Mein Ehrenwort mag Ihnen dafür bürgen, daſs ich es nicht aus den Händen gebe und zu Ihrer Verfügung behalte; ich will nur seine Existenz ausweisen, und kann ich nicht das Wünschenswerthe erzielen, so bin ich wenigstens gegen den widerwärtigen Argwohn gedeckt, als hätte ich das Ganze imaginiert, wo nicht gar **provociert.** Sie thun mir einen großen Gefallen; mehr will ich aus Delikatesse nicht sagen.

Und nun, theuerster Freund, leben Sie wohl. — Ich habe ein dunkles Arbeitszimmer und kann fast nicht mehr sehen, was ich schreibe. Lassen Sie mir bald Antwort zukommen in Betreff des „Telegraphen" und Rothschild's, und grüßen Sie mir dort die Freunde und Gesinnungsgenossen. Ich bin wohl und heiter und verschnupft. — Wie ungern ich von Hamburg diesmal abreiste, davon haben Sie keinen Begriff! Eine große Vorliebe für Deutschland grassiert in meinem Herzen, sie ist unheilbar.

Ihr Freund H. Heine.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

